Horst Stowasser

Leben ohne Chef und Staat



Träume und Wirklichkeit der Anarchisten

Karin Kramer Verlag
Berlin

Meinen Eltern

»Diejenigen, die immer nur das Mögliche fordern, erreichen gar nichts. Diejenigen, die aber das Unmögliche fordern, erreichen wenigstens das Mögliche

Bakunin

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Niemetzstraße 19 /12055 Berlin (Neukölln)
Telefon 030 / 684 50 55 / FAX 030 / 685 85 77
e-mail: info@karin-kramer-verlag.de
3. Auflage 2003
Gesamtherstellung:
Druckerei Dressler
10999 Berlin (Kreuzberg)
ISBN 3-87956-120-6

INHALT

Die lachenden Verlierer
Eine Einleitung in dieses Buch,
aber auch in den Anarchismus 6

Machno
Vor fast siebzig Jahren erkämpfte eine Guerillaarmee in der Ukraine
einen Freiraum von der Größe Irlands.
Verraten und besiegt wurden die ukrainischen Anarchisten von ihren
eigenen Verbündeten, den russischen Bolschewiki 14

Mörder und Märtyrer
Hier ist die Rede von einem der letzten Vertreter einer ausgestorbenen Gattung:
des anarchistischen Attentäters. Außerdem erfährt man eine Menge
über Lateinamerika, über den >Anarchosyndikalismus< und die Gewaltfrage 30

Der Plüschsessel
Der populärste deutsche Sozialdemokrat wird Anarchist und erfindet vor gut 100 Jahren
die >Spaßguerrilla<. Ein Lehrbeispiel über Sozialdemokratie, die Grünen
und den aufrechten Gang in Richtung Freiheit 60

Kinderkram
Kinder sind die wahren Anarchisten. Über die Erfahrungen einer Kommune in Uruguay,
dieTupamaros und >libertäre Erziehung<.
Außerdem großer anarchistischer Familientreff, 1984 in Venedig 83

Der Bankräuber mit den kaputten Schuhen
Wie ein Bandit zum Idol von Millionen wird
und Anarchisten zum ersten Mal in der Geschichte
ein ganzes Land organisieren: Spanien 1923 und 1936 112

Sechs Stunden Arbeit
In Dortmund haben die Bergarbeiter von damals die Utopien von morgen erkämpft.
1919 führten sie den Sechsstundentag ein. Die meisten von ihnen waren Anarcho-Gewerkschafter.
Vielleicht ist deshalb die >Kommune von Dortmund< hierzulande so unbekannt?........ 135

Das Erdbeben und der frische Wind
Wo steht der Anarchismus heute, was sind seine Schwächen, wie kann er
aus der Sackgasse kommen? Ein aufrüttelndes Beispiel aus Mexiko 164

Anhang........191



Die lachenden Verlierer

Seit gut 150 Jahren stapfen sie nun schon unverdrossen durch die Weltgeschichte, die Anarchisten. Gehaßt und gefürchtet, verfolgt und immer wieder geschlagen - erreicht haben sie bei alldem wenig. Zumindest nicht das, was ihr höchstes Ziel ist: eine herrschaftslose Gesellschaft, eine glückliche Idylle ohne Staat und Unterdrückung, dafür mit jeder Menge Phantasie, Lust und einem Maximum an Freiheit. Man könnte sie für weltfremde Spinner halten -

das sind sie aber nicht. Ihre optimistische Vision eines Lebens ohne die Herrschaft *des* Menschen über den Menschen ist möglicherweise sogar die einzig *realistische,* wenn unsere Gattung auf diesem Planeten überleben will.

Betrachtet man die Geschichte als Bilanz von Erfolg und Niederlage, so sind die Anarchisten die großen Verlierer. Ihre hochfliegenden Projekte, ihre Hoffnungen, die Millionen von Menschen zu begeistern vermochten, wurden wieder und wieder vernichtet. Mit Gewalt, mit Brutalität und auch immer mit einer gehörigen Portion Zynismus. Träume wurden so zu Schutt und Asche, Tränen blieben anstelle von Hoffnungen. Aber kaputt zu kriegen waren sie nie. Sie sind zäh. Sie sind anpassungsfähig. Und sie ließen sich nie verbittern; ihr Glaube an ein freies Leben, ihre Überzeugung von der Kraft des Guten in der Gesellschaft war stets überlebensfähiger als alle Unterdrückung, all die Massaker und Abscheulichkeiten, die sich Herrschende immer wieder ausdachten, um sie endgültig zu erledigen. »Geht, wohin ihr gehört — auf den Misthaufen der Geschichte!« hat ihnen einst der Marschall der Roten Armee, Leo Trotzki, zugerufen. Das haben sie nicht getan, im Gegenteil. Sie sind wieder da, lebendiger denn je, während der pensionierte Revolutionär Trotzki von seinen ehemaligen Genossen im Exil einen Eispickel in den Kopf bekam und daran starb...

Es stimmt, bisher haben die Anarchisten verloren, aber sie haben nie aufgegeben. Sie sind immer wieder aufgestanden, sie haben gelernt, und - sie lachen immer noch. Sie sind lachende Verlierer, die an ihrer bitteren Geschichte nicht verzweifelt sind. Ihre Zukunft — die Zukunft ihrer Ideen - liegt noch vor ihnen. Sie haben sich nicht verhärten lassen durch harte Zeiten; noch immer arbeiten sie daran, aus der Utopie eine Topie[1] zu machen, die Träume aus den Wolken auf die Erde zu holen. Das macht sie so sympathisch. Es ist vielleicht auch der Grund, weshalb sie lachen — immer noch.



Für ihn waren alle Anarchisten Idioten und Verbrecher: Sare Lombroso, italienischer »Anarchismusforscher«

Was aber wollen sie überhaupt?

Folgt man gängigen Phrasen, dann sind Anarchisten Menschen, denen das Chaos alles, das Menschenleben hingegen nichts bedeutet. Sie sind Terroristen und Gewalttäter. »Alle Anarchisten sind Idioten oder angeborene Verbrecher, die noch dazu im allgemeinen humpeln, behindert sind und asymmetrische Gesichtszüge haben.«[2] Solche Ergüsse waren jahrzehntelang wissenschaftliche Meinung. Sagte ich, Anarchisten seien Menschen? Sind sie das überhaupt? »Ein Anarchist ist eine wilde, obszöne Bestie, bis ins Mark von der kommunistischen Syphilis zersetzt«[3], dichtete eine italienische Tageszeitung.

1) Utopie = an einem anderen Ort; Topie = hier, an diesem Ort. Der Begriff Utopie beschreibt also einen Zustand, der hier und heute nicht existiert, nicht jedoch einen Zustand, der nicht existieren *kann.*

2) Der italienische Arzt und Kriminologe Sare Lombroso in seinem Standardwerk »Die Anarchisten«

3) Die italienische Zeitung »Secolo d'Italia«, 19. 12. 1969

Woher rührt dieser irrationale Haß? Das ist nicht schwer zu verstehen: Der Anarchismus ist eine Idee, die radikal *alles* in Frage stellt — auch sich selbst — und deren schonungslose Kritik vor nichts haltmacht. Auch nicht vor linken Mythen, heiligen Kühen und kapitalistischen Tabus. So sitzt denn der Anarchist so ziemlich zwischen sämtlichen Stühlen die es gibt und zieht sich den Haß aller auf den Hals, die Unfreiheit und Unterdrückung brauchen - und die gibt es bekanntlich rechts wie links, oben wie unten.

Dabei ist die Idee des Anarchismus ganz einfach und mit einem Satz erzählt. Anarchie ist, wenn kein Mensch über den anderen herrscht. Basta. Andere Leute haben das nur anders ausgedrückt, zum Beispiel Kant: »Anarchie ist Freiheit ohne Gewalt« — kurz und bündig. Oder Elisée Reclus[4]: »Anarchie ist die höchste Form der Ordnung« - man beachte, Anarchisten reden von *Ordnung...*! »Anarchie ist nicht Chaos, sondern Ordnung ohne Herrschaft« - diesmal kein Spruch irgendeiner Berühmtheit, sondern eine Mauerparole aus dem Pariser Mai[5]. Für Freunde griffiger Formeln könnte man so definieren: Anarchismus ist Sozialismus plus Freiheit; A=S+F. Das ist fürwahr eine brisante Formel, wenn es nicht nur bei Ideen bleibt. Ein bekannter Anarchist sagte einmal, »Freiheit ohne Sozialismus ist Privilegientum und Ungerechtigkeit - und Sozialismus ohne Freiheit ist Sklaverei und Brutalität«. Der Mann hieß Michail Bakunin, und man sollte meinen, er hätte zu dieser Erkenntnis mindestens das Leben in einem New Yorker Ghetto oder den Alltag der DDR kennen müssen. Hat er aber nicht. Diesen Satz schrieb er um 1870 nieder - eine nahezu prophetische Gesellschaftskritik.



Das klingt ja alles ganz nett, sagen wohlwollende Kritiker, und: wer will das schließlich nicht? Aber es ist leider unmöglich, der Mensch ist nun mal schlecht und kann ohne Autorität nicht leben.

Anarchisten sind aber so verstockt, daß sie tatsächlich das Gegenteil behaupten: der Mensch geht ohne Herrschaft nicht zugrunde. Mehr noch - er bleibt nicht nur am Leben, sondern er lebt sogar *besser* ohne Chef und Staat. >Besser<, das kann man auch mit Inhalt füllen: freier, menschlicher, ökologischer, sozialer, glücklicher. Und nicht nur das - Anarchisten gehen noch weiter. Sie haben es gar nicht nötig zu behaupten, daß dies alles theoretisch möglich *sei,* sie können

4) Französischer Anarchist und Geograph (1830-1905), einer der Vorläufer der heutigen »Ökologen«

5) Im Mai 1968 machten in Paris Studenten und Arbeiter dem Staat die Hölle heiß und stürzten beinahe die Regierung de Gaulle. Dies war gleichzeitig die Stunde der Wiedergeburt des Anarchismus nach langen Jahren der Agonie.

mit Recht darauf verweisen, daß all dies schon möglich *war.* Und genau davon soll dieses Buch handeln.

So kurz die bisherige Geschichte des Anarchismus ist, so reich ist sie an Experimenten. Das reicht von der bohemehaften Landkommune bis hin zu riesigen Gemeinwesen mit Millionen von Menschen, mit Großstädten, Industrie, Handel und Landwirtschaft. Es ist kein Zufall, daß von all dem wenig bekannt ist - ebenso, wie es kein Zufall ist, daß ich dieses Buch mit recht langen Erklärungen beginnen muß, was Anarchismus eigentlich *ist.* Denn Anarchisten haben's schwer; bevor sie auch nur einen Satz darüber sagen können, müssen sie mindestens zehn Sätze darüber sagen, was Anarchismus alles *nicht* ist. So nachhaltig, wie es der Bewußtseinsindustrie gelungen ist, den *Begriff zu* verleumden, so gut ist es ihr auch geglückt, die *Geschichte* des Anarchismus auszuradieren. Die gibt es nicht, sie findet einfach nicht statt. Dabei könnte man viel aus ihr lernen. Aber das ist wohl gerade der Grund, weshalb sie totgeschwiegen wird.

Mit diesem Buch will ich ein paar Bilder dieser verschütteten Erfahrungen wieder lebendig machen — so lebendig, daß man sich manches wie in einem Film vorstellen kann.

Es ist erstaunlich, wie wenig bisher - auch von anarchistischer Seite - an lebendigen Bildern vermittelt wurde. Dabei ist der Anarchismus so reich an Anekdoten, Geschichten, Legenden! Statt dessen gibt es in der Literatur überwiegend Trockenes: theoretische Abhandlungen, ernsthafte Geschichtswerke, endlose Diskussionen und detaillierte Entwürfe über Wege und Ziele. Das ist gut und schön, sicher auch wichtig. Aber oft sehr abstrakt.

Ich mag Anekdoten sehr. Sie sind spannend und unterhaltsam, sie vermitteln einen wahren Kern und transportieren, wenn man so will, eine



Die Zivilisation verteidigt sich mittels der Justiz gegen die Furie der Anarchie, die Schlangen auf ihrem Haupte trägt.

»Moral«. Deshalb sind Anekdoten auch überall so beliebt und langlebig - sei es in der Form von Märchen, Witzen, Theaterstücken oder Fernsehfilmen.

Darum ist dies ein Anekdotenbuch geworden. Nicht, weil ich meine Leser nur unterhalten möchte, da wäre richtiges Kino schon besser. Ich will mit der Unterhaltung auch Aussagen transportieren. Eben Moral - anarchistische Moral. Uns vorzustellen, wie Menschen ohne Herrschaft leben, wie sie nach Wegen suchen, wie sie sich zur Wehr setzen, wie sie Fehler begehen, wie Herrschaft abgebaut wird - all das fällt uns doch sehr schwer. Uns, die wir den Staat schon mit der Muttermilch eingesogen ha-



Pariser Mai, 1968: Wiedergeburt des Anarchismus

ben, die wir uns gar nicht vorstellen können, daß ohne Herrschaft ein geregeltes Leben überhaupt möglich ist. Darüber haben viele Anarchisten viele schlaue Bücher geschrieben, aber ohne das lebendige Beispiel bleibt all das Theorie. Dabei gibt es so viele bezeichnende Episoden, die spannend und erklärend zugleich sind, daß man sich verwundert fragt, warum noch niemand ein solches Anekdotenbuch geschrieben hat.

Alle Geschichten, die ich erzähle, sind auch Geschichte, das heißt, sie sind wahr. Natürlich sind sie nicht *genau so* passiert - ich war ja schließlich nicht dabei, aber die Ereignisse haben so oder ähnlich stattgefunden. Damit der Leser zwischen Anekdote, geschichtlichem Hintergrund und meiner Meinung unterscheiden kann, habe ich jede Episode ganz klar unterteilt: in die erzählte *Story*, gefolgt von ein paar Fakten über den historischen *Zusammenhang* und schließlich dem, was man meiner Meinung nach daraus *lernen* kann, also der »Moral von der Geschicht'...« Die strikte Einteilung Story/Geschichte/Moral soll jedem zeigen, wo Phantasie, Fakten und Interpretation beginnen und enden.

Das letzte, die Interpretation, scheint mir dabei besonders wichtig. Denn was nützen uns alte Geschichten von gestern und vorgestern, wenn sie uns heute nichts mehr sagen? Keine Angst, sie sagen uns noch eine ganze Menge, und oft drängen sich die Parallelen zu heute fast unangenehm deutlich auf.

Dieses Buch handelt also von Träumen und Realität - und auch von der Lücke, die zwischen beiden klafft. Denn: ein Propagandabuch wollte ich nicht schreiben. Ich sagte schon: der Anarchismus stellt alles radikal in Frage, auch sich selbst. Darum ist es von jeher eine anarchistische Tugend gewesen, die eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten nicht unter den Tisch zu kehren. Nur arrogante Schnösel oder akademische Scholastiker[6] können von den Anarchisten ernsthaft erwarten, daß sie in Theorie und Praxis eine Gesellschaft liefern, die ohne Widersprüche ist. Eine Gesellschaft, in der nicht das geringste Unrecht, kein Rest von Gewalt, keine Spuren von Kriminalität und kein Anflug von Traurigkeit zurückbleiben. Das alles wird auch eine anarchistische Gesellschaft nicht bieten können. Die Anarchie ist kein perfektes Paradies, auch dort wird es Aggressionen und Eifersucht, Eitelkeiten und Kriminalität geben. Die Frage ist nur, wieviel davon und wie man damit umgeht. Die Forderung der Staatsverfechter, die Anarchisten müßten eine makellos glückliche Gesellschaft bieten können oder aber den Mund halten, ist angesichts des weltweiten staatlichen Chaos, in dem täglich Tausende verhungern und Unrecht oft-

6) So nannte man die »Schriftgelehrten« und Theoretiker des Mittelalters, die ihr Wissen einzig aus alten Schriften bezogen und sich darüber fürchterlich in die Haare geraten konnten.





Für Elisée Reclus (oben, links) war Anarchie die höchste Form der Ordnung. Der bekannte Geograph war einer der ersten, der sich über die Beziehung Mensch/Umwelt Gedanken machte und kann als früher >Ökologe< angesehen werden. Oben rechts: Titel seines Buches >Der Mensch und die Welt<.
Unten: Nach Francos Tod erstarkte die CNT und wuchs zeitweilig auf 300.000 Mitglieder an. Ende der 70er Jahre mobilisierte sie auf Kundgebungen bis zu 400.000 Menschen. Hier eine Veranstaltung in der Stierkampfarena von San Sebastian de los Reyes.



mals Gesetz ist, eine schlichte Frechheit.

Darin liegt die ganze Tragik des Anarchismus. Es ist, als wenn ein kluger Denker vor 500 Jahren rechnerisch bewiesen hätte, daß der Mensch mittels einer mechanischen Konstruktion sich in die Lüfte erheben könne. Man hätte ihn ausgelacht. Dann wäre dieser Mensch hergegangen und hätte ein Modell seiner Maschine gebaut. Es wäre tatsächlich geflogen! Und bei der ersten Vorführung hätten seine Zeitgenossen das Modell zertrampelt und ausgerufen »Ätsch, es fliegt ja doch nicht - deine Ideen sind in der Wirklichkeit eben undurchführbar!«

Ganz im Gegensatz zu ihrem Ruf, blinde Aktionisten und überzeugte Theoriefeinde zu sein, haben die Anarchisten seit über hundert Jahren immer wieder die Möglichkeit einer herrschaftsfreien Gesellschaft postuliert[7], durchdacht, nachgewiesen. Bis in kleinste und ödeste Details, auf allen Gebieten: politisch, ökonomisch, psychologisch, strukturell, kulturhistorisch, anthropologisch, ökologisch, organisationstheoretisch und was weiß ich noch alles. Man hat sie ausgelacht. Und als sie ihre ersten funktionierenden Experimente machten, haben Militärstiefel sie überall und immer wieder zertrampelt. Und heute schreien die Philister im Chor »Seht ihr, es geht eben doch nicht...«

Die Experimente der Anarchisten von gestern zu kennen, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Siege und Fehler, ist Voraussetzung dafür, daß wir morgen vielleicht in einer Gesellschaft leben können, in der soziale Gerechtigkeit *und* Freiheit verwirklicht sind. Und das scheint, bei all den verhängnisvollen Sackgassen in die staatliche Politik uns in Ost und West gleichermaßen hineintreibt, immer mehr auch zu einer Frage des bloßen Überlebens zu werden.

7) = fordern, als These aufstellen





Daran haben sich selbst
die Carabinieri
die Zähne ausgebissen:
Italienische Anarchisten
bauten in Carrara
***Ende des** vergangenen Jahrhunderts*
Barrikaden aus Marmor...

Bücher:

Leichte, einführende Bücher in Praxis, Theorie und Geschichte des Anarchismus:
- **Autorenkollektiv, *Was ist eigentlich Anarchie?*** 162 S., Karin Kramer Verlag, Berlin (6. Aufl. 1983)
- Nicolas Walter, *Betrifft: Anarchismus,* 160 S., Libertad Verlag, Berlin (mit ausführlicher Bibliographie)
- **Daniel Guérin, *Anarchismus. Begriff und Praxis,*** 164 S., Edition Suhrkamp, Frankfurt
- **April Carter, *Die politische Theorie des Anarchismus,*** 131 S., Ahde-Verlag, Berlin
- Paul Eltzbacher, *Der Anarchismus,* 305 S., Libertad Verlag, Berlin
- Justus F. Wittkopp, *Unter der schwarzen Fahne,* 270 S., S. Fischer Verlag

1. Machno

Alles aufgesessen!! Machno ist mit seiner Bande ganz in der Nähe! Er ist eingekreist, wir müssen ihn fangen!!!« Die Stimme des jungen Offiziers überschlug sich, er war vor Aufregung rot angelaufen. Wild wirbelte sein Kosakensäbel über dem Kopf, um dem Befehl an die links und rechts vom Wege biwakierende >*Warta*<-Truppe den nötigen Nachdruck zu verleihen. Nicht gerade begeistert rafften die Soldaten ihre Eßgeschirre zusammen und griffen zu ihren Gewehren. Gepäck wurde verstaut, ein paar Pferde scheuten, die Unteroffiziere fluchten - es war ein rechtes Durcheinander. Aber das hatte ja auch seinen Grund. Schließlich hatte das Oberkommando eigens einen neuen, hochrangigen Offizier mit frischen Truppen aus dem Stab hergeschickt, da mußte es mit dieser Nachricht schon etwas auf sich haben. In weniger als 5 Minuten war die Kompanie auf den Gäulen. Zusammen mit der Schwadron, die den jun-



gen Offizier begleitete, sprengten sie in scharfem Galopp in die ukrainische Weite davon, um diesen Machno endlich zur Strecke zu bringen. Zurück blieb ein wildes Durcheinander von halbleeren Schmalzfleischdosen aus deutschen Armeebeständen und einige flüchtig ausgelöschte, noch schwelende Feuerstellen. Ein paar Kinder vom benachbarten Weiler, barfuß und in abgewetzten Kleidern, schauten ihnen sprachlos nach. Fliegen summten über dem Müll. Es war Hochsommer in der Ukraine, August 1918.

Der Ritt war kurz, er dauerte keine halbe Stunde. Kaum hatte man das Dorf aus den Augen verloren und das erste zerklüftete Waldstück erreicht, zogen - wie auf ein unsichtbares Zeichen hin - die Reiter, die mit dem jungen Offizier gekommen waren, ihre Waffen, und mit lautem Gebrüll stürzten sie sich auf die mitreitenden >Warta<-Truppen. »Tod dem Hetman!« »Freies Leben oder Tod im Kampf!!« »Es lebe die Anarchie!!!«

Die Panik war schrecklich, und es entbrannte ein unsägliches Gemetzel, Mann gegen Mann. Die meisten gemeinen Soldaten begriffen überhaupt nichts mehr, etliche suchten ihr Heil in der Flucht. Zwei junge Leutnants kämpften wie besessen, sie hatten durchschaut, was hier gespielt wurde. Dem einen wurde schließlich das Pferd unter den Beinen weggeschossen und er gab auf; der andere fiel, von einem Säbelhieb getroffen, kopfüber in den Schlamm des träge dahinfließenden Flüßchens und stand nicht mehr auf.

Der Kampf dauerte kaum länger als der Ausritt; am Ende war den über-





Fjodor Stschussj,
einer der aktivsten Mitkämpfer
der Machnotschina

rumpelten Soldaten klar: der >junge Offizier< war kein anderer als Nestor Machno selber, der legendäre Guerillaführer, der von der Regierung des Hetman Skoropadski mit einem Kopfgeld gesuchte Anarchist...

Die überlebenden und verletzten Gefangenen hatten keine Zweifel mehr: ihr Leben würde in wenigen Minuten zu Ende sein. Machnos Leute, diese Teufel, die zur Tarnung *>Warta<-Uniformen* trugen, würden sie kaltblütig abschlachten. So stand es seit Monaten in allen Zeitungen, so hatten es ihnen die Offiziere wieder und wieder warnend geschildert.

Einer der >Machnowzi<, ein stämmiger Bursche von mindestens zwei Metern Größe, schleppte eine Munitionskiste herbei. Er schwitzte und fluchte. Vor den Gefangenen ließ er sie ins Gras plumpsen. Die Soldaten boten ein elendes Bild. Einige begannen zu wimmern, andere beteten, die meisten starrten ausdruckslos auf die Kiste. Der verletzte Leutnant warf den Kopf trotzig nach hinten und versuchte, Machnos Blick zu erhaschen. Ein schmächtiger Jüngling trat nun auf die Kiste zu. Unsteter Blick, fahrige Gesten. Er trug ein dünnes Oberlippenbärtchen, und seine langen, schwarzen Locken quollen unter der Mütze hervor. »Komisch«, fuhr es dem Leutnant durch den Kopf, »wieso ist mir das nicht gleich aufgefallen? Dieses Bürgersöhnchen trägt eine Marinemütze. *Kolosna wlekaja!,* solch gerissene Hunde! Es ging alles zu schnell. Wir haben uns schön übertölpeln lassen. Jetzt ist's sowieso egal...«

Der Schmächtige drehte sich noch einmal unsicher zu Machno um, der nickte ihm nur zu. Mit einem Satz stand er auf der Kiste und hob beschwörend beide Arme. Seine blanken, schwarzen Schaftstiefel glänzten in der Sonne. Dann fing er an — zu reden. Sein Wortschwall wurde durch nichts unterbrochen. Er schaute die Gefangenen eindringlich an und unterstrich jeden Satz mit hektischen Gesten. Die Gefangenen starrten zurück und wußten erneut nicht, was hier gespielt wurde. Der Schweiß stand ihnen auf den Gesichtern, nicht anders als dem jungen Redner.

Merkwürdige Worte waren da zu hören: von der Befreiung der Menschheit und vom Kampf gegen Kapital, Staat und Kirche. Von einem Leben ohne Regierung, von freien Sowjets und davon, daß die Bauern und Arbeiter auch ohne Kulaken[1] und Chefs Brot und Stahl produzieren können. Hat man so was schon gehört!

Der Redner war kein Professor, das merkte man sofort; oft stockte er und suchte nach Worten. Auch wohl kein Bürgersöhnchen, wie der Leutnant vermutet hatte, das merkte man an der Sprache - es war ihre Sprache. »Ganz klar, jüdischer Intellektueller«, korrigierte sich der Leutnant selber.

1) Kulaken = Großbauer, Großgrundbesitzer, Besitzer von Leibeigenen

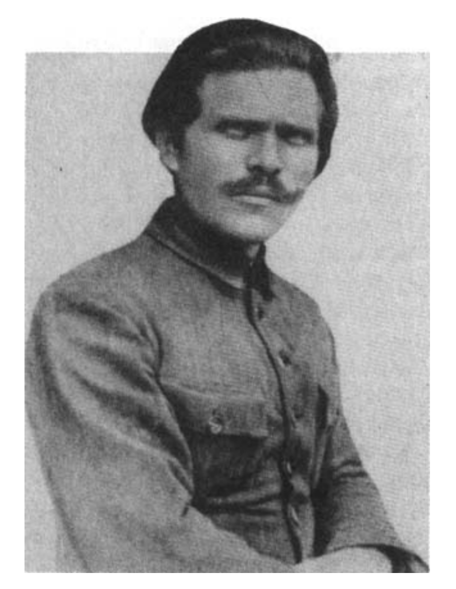
»Wir Machnowzi sind keine neue Regierung«, deklamierte der Redner auf der Kiste, wobei er gefährlich nahe daran war, das Gleichgewicht zu verlieren. »Wir sind keine Soldaten, wir sind Partisanen des Volkes. Wir schreiben euch nicht vor, was ihr zu tun und zu lassen habt, wir befreien euch nur von den Blutsaugern und Popen. Jeder im befreiten Rayon kann seine Meinung frei äußern und danach leben, solange ihr euch nicht der weißen Konterrevolution anschließt und die Freiheit der anderen antastet. Schließt euch zusammen, schüttelt das Joch der Knechtschaft ab, organisiert euer freies Leben! Wir Machnowzi sind Bauern wie ihr, wir tragen unsere Waffen nur, solange es nötig ist. Wir werden den befreiten Rayon gegen alle Feinde der Freiheit, ob weiß oder deutsch, verteidigen. Niemand darf Hand an die freien Kommunen legen! Niemand...!« Er stockte, das machte ihn etwas verlegen. »Es lebe die Anarchie!« **Die** politische Lektion war hiermit beendet, der Schmächtige .hüpfte von der Kiste. Einzelne Gefangene applaudierten zaghaft, die meisten starrten sich ungläubig an. Endlich kam Bewegung in die Szenerie. Die Machnowzi mischten sich unter die Gefangenen und verteilten an die, die lesen konnten, Broschüren. Primitiv gedruckt, aber leicht verständlich. Sie trugen den umständlichen Titel »Grundsätze über die Bildung freier Sowjets«, aber ihr Inhalt war weniger geschraubt.

Es bildeten sich kleine Gruppen, man diskutierte. Deutlich konnte man nun Sympathisanten von Gegnern unterscheiden. Hier und da kam es zu lebhaften Debatten, sogar zu regelrechten Verbrüderungsszenen. Andere setzten sich im Kreis zusammen und starrten dumpf und abweisend vor sich hin. Einige begannen mit dem Bestatten der Toten.

Nun trat Machno vor. Wie unscheinbar er jetzt aussah. Müde und



Ein Maschinengewehrtrupp der aufständischen Partisanenarmee



Nestor Macbno

ОСТАНОВИСЬ! ПРОЧИТАЙ!
ПОРАЗДУМАЙ!

Ein Aufruf der Machnowzi
mit den Prinzipien der Revolution.
Aus Papiermangel wurde dieses
Manifest auf den Seiten eines
Kassenbuches gedruckt,
das die Aufständischen *irgendwo*
erbeutet hatten.

verdreckt. Sein dichtes Haar war mit einer Staubschicht bedeckt; man sah ihm an, daß er lange nicht geschlafen hatte.

»Kameraden, Brüder, ihr habt gehört, was der Genosse Stschussj euch gesagt hat. Denkt darüber nach. Vielleicht versteht ihr es heute nicht, dann vielleicht morgen. Wir müssen nun abrücken, hier sind wir nicht sicher. Euch wird nichts geschehen. Geht nach Hause in eure Dörfer, und erzählt von der neuen Zeit! Lest unsere Schriften und handelt danach. Vor allem aber raten wir euch: kämpft nicht mehr für den Hetman, diese Marionette der Deutschen, die unser Land aussaugt. Ein zweites Mal kommt ihr nicht so glimpflich davon! Wenn ihr je wieder eine Waffe in die Hand nehmt, dann, um eure Freiheit zu verteidigen, nicht die der Kulaken. Wer bei uns bleiben und mit uns kämpfen will, ist willkommen. Die anderen können gehen.«

So bekam die Guerrilla 114 frische Pferde, 22 neue begeisterte Kämpfer und jede Menge Waffen, Munition und Uniformen. Die anderen mußten Rock und Hose ausziehen und wurden zu Fuß heimgeschickt.

Am frühen Morgen waren sie ausgeritten, als stolze Soldaten in schmukker Uniform, überzeugt, gegen einen Banditen zu kämpfen. Am späten Nachmittag kehrten sie, in Socken und Unterhosen, zu Fuß zurück. Viele von ihnen trugen die Legende von Machno in ihre Dörfer. Noch heute gibt es in der Ukraine alte Tagelöhner, die ein vergilbtes Foto von Nestor Machno in einem verborgenen Winkel ihres Zimmers oder unter der Matratze versteckt haben.

Machno war an diesem Abend schon wieder viele *Werst* weiter. Bei ihm waren nun einige mehr, die am Morgen noch unter Zwang die grüne Uniform trugen und jetzt freiwillig unter der schwarzen Fahne ritten.

Vor fast siebzig Jahren zogen verwegene Gestalten durch die Ukraine. Ein Heer von über 10000 Guerilleros kontrollierte dort länger als drei Jahre ein Gebiet von 70000 Quadratkilometern, in dem über 7 Millionen Menschen lebten. Die Bolschewiki[2] nannten sie Banditen, Konterrevolutionäre und aufständische Großbauern, die Bourgeoisie schimpfte sie bolschewistische Horden...

Die ukrainische Bauernschaft wußte es besser: es waren die >Machnowzi<, anarchistische Partisanen, die in dem riesigen Land für eine libertäre Revolution kämpften und denen es tatsächlich gelang - zum ersten Mal in der Geschichte - ein ganzes Gebiet von jeglicher staatlicher Autorität zu befreien.

So martialisch sie in ihrer Bewaffnung und ihren >Uniformen< auch

2) Bolschewiki = >Mehrheitler<, aus der Spaltung der russischen Sozialdemokratie 1905 hervorgegangene Mehrheitsfraktion unter Führung Lenins, aus der später die Kommunistische Partei wurde.

aussahen - es waren Menschen, die sich wohl nichts mehr wünschten, als die Knarre wegzuwerfen und in Frieden ihren Traum von der anarchistischen Gesellschaft aufzubauen. Sie waren fast ausschließlich Bauern, die Ärmsten der Armen. Ihre Anarchie kam aus dem Herzen, nicht aus Büchern.

Beinahe wäre es ihnen gelungen, den uralten Menschheitstraum der Herrschaftsfreiheit zu verwirklichen. Am Ende aber ereilte sie ein grausames Schicksal. Die Umstände ihrer Niederlage sind noch heute ein trauriges Lehrstück...

Durch den Frieden von Brest-Litowsk[3] war die Ukraine an die Deutschen und Österreicher gefallen; die Oktoberrevolution hatte in der Ukraine praktisch nicht stattgefunden. Während die Bolschewiki sich in Großrußland anschickten, die Volksrevolution in ihre eigene Parteidiktatur umzuwandeln, waren sie in der Ukraine kaum existent. Statt dessen hatten sich zwischen Berdjansk, Jekaterinoslaw, Alexandrowsk und Mariupol die armen Bauern und Tagelöhner erhoben. An vielen Stellen gleichzeitig und spontan. Sie hatten die Großgrundbesitzer verjagt - einige auch getötet - und begonnen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Ein miserables Leben, das seit Jahrhunderten nur aus Unterdrückung, Armut und Hunger bestand.

Zur Seite standen ihnen nicht nur mit Rat, sondern auch mit Tat die »Anarcho-kommunistischen Gruppen«, die teils von Kropotkins[4], teils von Bakunins[5] Ideen beseelt waren und in der Ukraine auf einen jahrelangen Kampf gegen den Zaren zurückblicken konnten.

3) Am 3. März 1918 schloß die Sowjetregierung in Brest-Litowsk Frieden mit den Mittelmächten und trat ein Territorium von 142 Mill. km^2 an Deutschland ab. Hierzu gehörte auch die Ukraine.



Einige Mitglieder aus Macbnos Stab zu Beginn der Kampfe, 1919

Einer ihrer bekanntesten Kämpfer, Nestor Machno, war durch die Revolution 1917 aus dem Gefängnis in Petersburg befreit worden. Dort saß er eine lebenslange Strafe ab, zu der er - als Siebzehnjähriger zum Tode verurteilt - >begnadigt< worden war. Umgehend begab er sich in seine Heimatstadt Gulaj-Pole, eine ländliche Kleinstadt mit primitiver Industrie. Unverdrossen nahm er seine frühere



Agitation wieder auf und kümmerte sich um die heruntergekommene Gewerkschaftsbewegung.

Ihm, einem einfachen Bauern, Sohn von Tagelöhnern, glaubte man mehr als der Handvoll Bolschewiki, die mit ihren merkwürdigen Theorien von der >Diktatur des Proletariats und vom historischen Materialismus< hausieren gingen und vorhatten, die herrschende Oberschicht durch ihre Kommissäre zu ersetzen. Machnos Wirken war so erfolgreich, daß schon nach wenigen Wochen ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt wurde. Aber sein Rückhalt und der seiner Genossen war schon zu groß. Rasch gelang es ihnen, den Spieß umzudrehen — aus dem Verfolgten wurden Verfolger. Binnen kurzem konnten die Gulai-Poler Anarchisten au$ den verbitterten Kleinbauern, die den Geruch der Freiheit witterten, eine kleine Guerillaarmee mit etwa 1000 Kämpfern aufstellen. Rasch war das Städtchen befreit und der Kampf breitete sich wie ein Steppenbrand aus.

Dies war der Beginn einer der größten anarchistischen Bewegungen der Geschichte, die heute so gut wie vergessen ist. Es gelingt den >Machnowzi< in der Folgezeit, den »freien Rayon« bis auf 70000 Quadratkilometer auszudehnen, das entspricht etwa der Fläche Irlands. In dem Gebiet liegen mehrere Großstädte, dort lebten ca. 7 Millionen Menschen. Der Einflußbereich der Bewegung war indes noch größer, überall flackerten von Machnos Partisanenkrieg inspirierte Kämpfe auf, sogar jenseits des Ural. Fast vier Jahre dauerte dieser Kampf um ein freies Gemeinwesen, um ein Land ohne Regierung und Staat, in dem sich die Menschen >von unten nach oben< selbst organisierten.

4) Peter Kropotkin (1842-1921), einer der bedeutendsten anarchistischen Theoretiker, gleichzeitig führender Geograph, > Verhaltens forschen und >Ökologe< zu einer Zeit, als diese Begriffe noch unbekannt waren. Von Hause aus Fürst, brach er mit seiner Herkunft und wurde zum Begründer des kommunistischen Anarchismus<, der die Bedürfnisbefriedigung aller Menschen, unabhängig von seiner Produktion, fordert.

5) Michail Bakunin (1814-1876), ebenfalls russischer Adeliger und konsequenter Anarchist; Begründer des »kollektivistischen Anarchismus«, der eine leistungsabhängige Versorgung vertrat. Widersacher von Karl Marx in der 1. Internationale, Begründer der internationalen anarchistischen Bewegung und einer ihrer bedeutendsten Theoretiker und Praktiker.



Der junge Macbno (vorne, links) als Mitglied der Anarchokommunistischen Gruppe van Gulaj-Pole.

Leider stand dieses gewaltige Sozialrevolutionäre Experiment seit Anbeginn unter ungünstigem Zeichen: dem des Krieges. Vom ersten bis zum letzten Tag waren die >Machnowzi<, die sich nicht als die neuen Herren im Lande verstanden, sondern ihre Aufgabe darin sahen, den freien Rayon gegen die zahllosen Invasoren zu schützen, in einen unseligen Kampf verwickelt. Einen Kampf, der sie die Guerillataktik >erfinden< ließ, die später Castro, Mao oder Che wieder aufgreifen sollten, allerdings mit weniger freiheitlichem Vorzeichen. Ein Kampf aber auch, der ihnen keine ruhige Minute ließ und der Tausenden von Kämpfern und unbewaffneten Bauern samt ihren Familien das Leben kostete. Ein Kampf überdies, den sie eigentlich gar nicht wollten, denn ihr Anliegen war nicht der Krieg, sondern ein Frieden, in dem sie ihre Ideen verwirklichen wollten, den Menschheitstraum der Anarchie.

Dieser Frieden war ihnen nicht vergönnt. Zwar gelang es der Bewegung, die deutschen Besatzer zu zermürben und schließlich den >Hetman< zu vertreiben, eine von den Deutschen eingesetzte monarchistische Marionette. Sie schafften es auch, die bürgerlich-liberale Regierung des Ssemjon Petljura zur Bedeutungslosigkeit zu ver-



Der >Hetman< Shorapadski

dammen. Aber die Ukraine war zum Spielball anderer Mächte geworden: Die >weiße< Konterrevolution, zarentreue Generäle mit ihren loyalen Truppen, rückte von Südosten auf Zentralrußland zu und wollten auf ihrem Weg die Ukraine erobern. So focht die >Machnotschina<, inzwischen zu einer mobilen Partisanenarmee von bis zu 30000 Freiwilligen angewachsen, einen erbitterten Kleinkrieg gegen die >weißen< Generale Denikin und Wrangel.

Auch die Bolschewiki hatten in ihrem Herrschaftsbereich bald alles unter Kontrolle. Die >neuen Zaren< wollten sich nun auch den Rest des alten Reiches einverleiben und rückten von Norden her in >ihre< Ukraine vor. Zu Hause hatten sie den >Klassenfeind< geschlagen und nebenbei auch die gesamte Linksopposition - Sozialrevolutionäre. Anarchisten, Anarchosyndikalisten[6] und die linken Kritiker in ihrer eigenen Partei - verhaftet, ermordet oder kaltgestellt, wofür sie den zynischen Begriff der >Säuberung< erfanden. Und nun gedachten sie, auch die Ukraine der holden Staatlichkeit zu unterwerfen. An ihrer Spitze stand der Marschall der Roten Armee, Leo Trotzki, den später dasselbe Schicksal ereilte, das er der freien Ukraine brachte.



Ssemjon Petljura

Die Machnowzi sahen in den Bolschewiki jedoch keine Gegner - für sie waren Marxisten gleichfalls Sozialisten, wenn auch mit einer andereren Auffassung von Sozialismus und vor allem Klassenbrüder. Daß der autoritäre Kommunismus niemals eine andere Form des Sozialismus würde tolerieren können, daß für die Bolschewiki eine friedliche Gemeinsamkeit zweier unterschiedlicher Modelle gar nicht in Frage kam, das fiel den einfachen anarchistischen Bauern nicht im Traum ein — wie auch, wenn damals noch die anarchistische Bewegung der ganzen Welt in der russischen Revolution in erster Linie eine grandiose Befreiung erblickte?

Die ersten Kontakte waren freundlich, ja brüderlich, vor allem an der Basis der einfachen Kämpfer. Zwar war die Machno->Armee< ein Heer von Freiwilligen, ohne Offiziere, Dienstgrade und sturen Gehorsam, aber hier wie dort herrschte ein Geist der revolutionären Verbrüderung. Man respektierte sich als Revolutionäre und schließlich hatte man einen gemeinsamen Feind.

Dieser Feind rückte sehr handfest und von England mit Truppen, Waffen und Gerät aufs beste versorgt, von Süden her an. Unter solchem Druck ging sogar die oberste Führung der Bolschewiki ein Bündnis mit Machno ein, obwohl Lenin und Trotzki sehr wohl wußten, daß eine freie Ukraine ohne Regierung und mit einer funktionierenden Selbstverwaltung für den >Sowjetstaat< eine ernste Bedrohung sein könnte. Denn der Virus der Freiheit ist sehr ansteckend.

6) Anarcho-Syndikalismus = Theorie und Praxis der anarchistischen Gewerkschaftsbewegung (Syndikat = Gewerkschaft); sieht in den Gewerkschaften in erster Linie Instrumente zur revolutionären Umwandlung der Gesellschaft und in der >direkten Aktion< die richtige Aktionsform.



Um es kurz zu machen: Die Bolschewiki spielten ein macchiavellisches Spiel. Genau viermal biederten sie sich bei der Machnobewegung an, und zwar jedesmal, wenn der äußere militärische Druck stark wurde. Dann zogen stets die Guerillas an die Front und kämpften unter unsäglichen Opfern die weißen Truppen nieder, die i h r Land bedrohten. Die Rote Armee zog sich jedesmal diplomatisch auf strategische Positionen zurück und ließ ihre >anarchistischen Brüder< ausbluten. Kaum waren die Guerillas jedoch in ihren Rayon zurückgekehrt, sickerte die Rote Armee wieder ein, um das freie Gemeinwesen zu bedrängen - zunächst kaum merklich, aber mit der Zeit immer dreister und brutaler. Als schließlich der >weiße< Gegner endgültig geschlagen war, setzte die Jagd auf die >Machnowisten< mit voller Härte ein. Die Bolschewiki wollten nun endlich die aufmüpfige Ukraine unterwerfen.

Hierzu bedurfte es allerdings noch eines vollen Jahres erbitterter Kämpfe. Im Sommer 1922 rangen noch immer vereinzelte Guerillaverbände gegen die Rote Armee, aber sie standen auf verlorenem Posten. Das Experiment der Freiheit in der Ukraine war von den neuen Herren niedergemacht worden. Sie hielten blutige Rache für den Versuch eines Volkes, sich frei und ohne die kommunistische Partei selbst zu bestimmen: ganze Dörfer wurden von Lenins Truppen >liquidiert<. Die rote Armee benahm sich wie eine Besatzungsmacht im eigenen Land.



Oben: Patrouille *der Räte-Miliz,* ***unten: eine Gruppe von Machnowzi***

Die Geschichte der Machno-Bewegung ist ein einziges Lehrstück. Ein geheimes dazu. Geheim deshalb, weil dieses Kapitel des menschlichen Freiheitskampfes so gut wie unbekannt ist. Das ist so gewollt, und das ist die erste Lehre, die man ziehen kann.

Als die letzten versprengten Trupps der anarchistischen Guerilla, unter ihnen der schwerverwundete Machno, am 28. August 1921 über den Dnjestr nach Rumänien flohen, hatten sie natürlich Besseres zu tun, als die Aufzeichnungen und Archive der Bewegung zu retten. Die lagern noch heute, unzugänglich, in den Archiven der Kommunistischen Partei der Ukraine. Für die offizielle Geschichtsschreibung der Sowjetunion ist die Machnobewegung nur eine Randerscheinung von >Banditen<.

Es ist das Verdienst von Peter Arschinoff, daß wir heute überhaupt etwas über die >Machnotschina< wissen. Arschinoff war einer der wenigen Intellektuellen, der sich der Bewegung anschloß, denn sowohl in Rußland als auch im Ausland war auch damals nur die Version bekannt, Machno sei ein Bandit. Selbst die Anarchisten wußten es kaum besser und standen der Bewegung lange Zeit skeptisch gegenüber. So waren es nur ein paar Dutzend Anarchisten, die im Laufe der Kämpfe von außerhalb zu Machno stießen, um seine Bewegung zu unterstützen. Die meisten von ihnen engagierten sich in der >Kulturabteilung<, wo sie versuchten, das freie Gemeinwesen hinter den Fronten zu organisieren. Der Aufbau von Schulen, die Alphabetisierung, Aufklärung der Bevölkerung, aber auch der Partisanen, waren ihre Hauptaufgaben. 1922 erschien in einem Berliner Verlag Arschinoffs Buch »Die Geschichte der Machno-Bewegung«. Was der Autor darin berichtete, erstaunte selbst die Anarchisten, die das



Peter Arschinoff: Mitkämpfer und >Biograph< der Machno-Bewegung



AUS DEM RUSSISCHEN ÜBERSETZT VON WALTER HOLD

GESCHICHTE DER MACHNO BEWEGUNG 1918–1921

VON P. ARSCHINOFF

MIT EINEM VORWORT VON WOLLIN

DEN VERLAG „DER FREIE ARBEITER"

BERLIN O 17 / BODIKERSTRASSE

Buch begierig lasen. Von Feuerland bis Japan erschienen Übersetzungen und Nachdrucke. Dabei blieb es dann aber auch; die offizielle Geschichtsschreibung blieb blind, auch wenn heute ein halbes Dutzend neuerer Untersuchungen vorliegen.

Das ist tragisch, denn so kennen wir wenig Details. Was geschah in den befreiten Gebieten? Was taten die Anarchisten in den wenigen Mona-



Der Rat der revolutionären Eisenbahner, Kiew

ten, in denen sie nicht kämpften? Wie wurden Kultur, Wirtschaft, Verwaltung organisiert? Das sind wichtige Fragen, denn dies war der erste große Versuch, Anarchismus konstruktiv umzusetzen.

Wenig davon ist bisher erhellt. Aber das wenige, das wir wissen, ist beeindruckend: In den kurzen Phasen relativer Ruhe kehrten die meisten Kämpfer wie selbstverständlich in ihre Dörfer zurück und nahmen die Arbeit auf den Feldern wieder auf. Von einer verselbständigten Militärmaschinerie keine Spur. Landwirtschaftliche Kollektive wurden gegründet, >Kommunen< genannt. Die meisten Großgrundbesitzer waren geflohen, und das Land wurde gemeinsam bestellt. Im Gegensatz zu den sowjetischen Zwangskolchosen aber überwiegend freiwillig. Trotz Krieg funktionierten in diesem staatenlosen Land die landwirtschaftliche Produktion und das Transportwesen offenbar ausgezeichnet. Überliefert ist zum Beispiel die rührende Geschichte, wie die Machnowzi den hungernden Klassenbrüdern in den russischen Großstädten mehrere Güterzüge mit Getreide schickten. Als Geschenk. In Rußland gab es damals Millionen von Hungertoten, die Landwirtschaft lag darnieder. Die Ukraine produzierte während des gesamten Bürgerkrieges einen Lebensmittelüberschuß, und das nicht etwa nur, weil sie ein klassisches Agrarland ist - das ist Weißrußland auch -, sondern weil die Bauern dort an ihre Revolution glaubten und selbstbestimmt produzierten - für s i c h, nicht für den Staat.

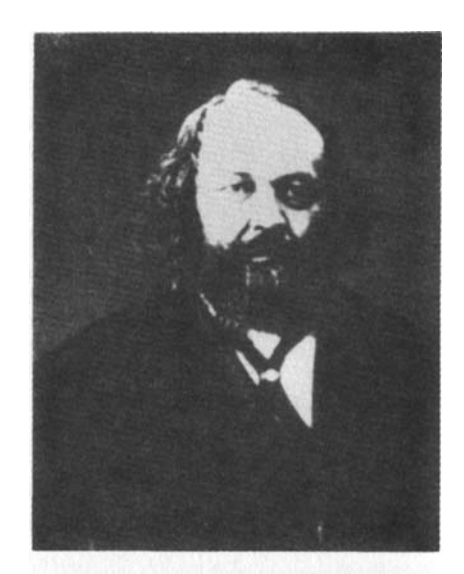
Wer aber hat die Beschlüsse gefaßt? Beispielsweise den mit der Getreideschenkung? Machno? Die Partisanenarmee?

Rückgrat der gesamten Selbstverwaltung waren Räte, die >freien Sowjets<. Die gab es in jedem Gebiet, aber auch für bestimmte übergreifende Aufgaben wie Transport, Kultur, Industrie, Kriegsführung. Übergeordnet tagte, wann immer dies möglich war, der »Rayonkongress«, eine bunte Vollversammlung aller Delegierten all jener Räte. Man muß sich das vorstellen: bis zu 20000

Menschen kamen zusammen und besprachen ihre Probleme, vom Kühemelken bis zum Kriegführen. Es gab keine Lautsprecher und kein Organisationsbüro, und doch war es kein chaotisches Palaver, wie etliche Berichte zeigen. Dann gingen diese Leute wieder nach Hause und setzten die Beschlüsse um. Drei solcher Rayonkongresse wurden durchgeführt, viel zu wenig, um das Handwerk gelebter Anarchie zu lernen, aber genug, um zu sehen, mit wieviel Hingabe und Disziplin einfache Menschen in der Lage sind, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen.

In der Regel waren die Delegierten an das imperative Mandat ihres Rates gebunden, und man bemühte sich, Beschlüsse möglichst einstimmig zu fassen. Jedes Kollektiv, jeder Rat blieb aber autonom, die Entscheidungen anzunehmen oder abzulehnen. Dieses Prinzip galt ebenso für die Landwirtschaft wie für die Freien Schulen als auch für die Partisanenarmee, die ihre >Führer< vor den Gefechten zu wählen pflegten.

All das zeigt plastisch, wie sich anarchistische Ideen in gelebtes Leben umsetzen können. Man darf nicht vergessen, dies war das erste große praktische Experiment des Anarchismus. Unvorbereitet, spontan, unter ungünstigsten Bedingungen und von Menschen ausgeführt, für die anarchistische Ideen, Theorie und Strategien Fremdworte waren. Entsprechend improvisiert war das ganze Experiment, und entsprechend viele >Schönheitsfehler< hatte es. Es war weit davon entfernt, den Idealvorstellungen eines Tolstoi, Kropotkin oder Proudhon zu entsprechen, aber es war der Beweis dafür, daß man Anarchie tatsächlich leben k a n n und daß





Michail Bakunin (oben), Peter Kropotkin

es funktioniert. Das ist die zweite Lehre der >Machnotschina< und ihre Tragik: Was hätte diese Bewegung alles zustande gebracht, wenn sie ungestört hätte blühen können?

Die dritte Lehre ist kurz, traurig und bis heute prägend. Mit der Machno-Bewegung machten die Anarchisten die traumatische Erfahrung,

7) Imperatives Mandat: Die Delegierten werden von der Gruppe, die sie entsendet, mit einem gemeinsam beschlossenen Auftrag losgeschickt, an den sie gebunden sind.



Soldaten der Roten Armee erschießen Geiseln (zeitgenössische Zeichnung)

daß der autoritäre und der libertäre Sozialismus keine ungleichen Brüder, sondern Gegner sind. Das Verhalten der Machnowzi den Bolschewiki gegenüber war geradezu naiv - aus heutiger Sicht. Damals aber war der Kommunismus noch so jungfräulich wie der Anarchismus, und in der entlegenen Ukraine schien Lenin den Anarchisten zunächst als ein gütiger Mann, der nur andere Auffassungen vom Sozialismus hatte. Solidarität war das mindeste, was man sich erwartete, und das war falsch. Die Bolschewiki waren eiskalte Machtpolitiker, und Anarchisten haben zur Macht kein Verhältnis. Im Juni 1918 kam Nestor Machno in Moskau mit Lenin zusammen. Beide behandelten sich wie Verbündete und erörterten den Kampf gegen die >weißen< Generale. Die Anarchisten Moskaus standen zu diesem Zeitpunkt schon auf den Hinrichtungslisten der Geheimpolizei.

Die Anarchisten, allen voran Arschinoff, haben später versucht, aus ihrer Niederlage Konsequenzen zu ziehen. Die sogenannte »Arschinoff-Plattform« postuliert eine straffe Kaderorganisation nach bolschewistischem Vorbild - eine Idee, die sich bei den Anarchisten nie durchgesetzt hat, auch nicht bei Machno selber. Man kann die Freiheit nicht um den Preis der Unfreiheit erkaufen.

Die letzte Lehre steckt in den >Schönheitsfehlern<. Die >Machnotschina< war eine ungemein blutige Angelegenheit. Das war zwar nicht die Schuld der Anarchisten, aber für die vielen Opfer, diese unzähligen getöteten Menschen wird es kaum ein Trost gewesen sein, zu wissen, warum und woher die Kugeln kamen, die sie töteten. Die Anarchie, jene Idee eines herrschaftslosen Friedens, kam im Gewande eines riesigen Gemetzels zur Welt.

Und daß die Anarchisten, die Herrschaft abbauen statt aufbauen wollen, ausgerechnet Krieg machen mußten, kam diesem Anspruch sicher auch nicht entgegen. Denn Krieg, egal in welcher Form, ist wohl das Autoritär-

ste, was man sich überhaupt vorstellen kann. Und die ukrainischen Anarchisten waren nicht zimperlich. Disziplin setzten sie in ihrer Guerillaarmee oft brutal durch, und der Tod war eine Strafe, die die Kämpfer nicht selten über ihre eigenen Kameraden verhängten, wenn diese sich gegen anarchistische Prinzipien oder das Volk vergingen. Eine Hinrichtung ist nicht weniger un-anarchistisch. Vergessen wir aber nicht, bevor wir philisterhaft über ein Volk im Bürgerkrieg urteilen, daß es wilde Zeiten waren, schreckliche Zeiten. Alle möglichen Menschen wurden vom Sturm der Geschichte entwurzelt, hin und her geworfen, und natürlich waren nicht alle, die mit Machno kämpften, integre Anarchisten. Und die, die Anarchisten waren, hatten es nie anders gelernt. Der Frieden, in dem sie andere Formen hätten finden können, den haben sie nie gekannt.

Krieg macht brutal. Kein gutes Klima für die Anarchie. So unerbittlich die Aufständischen gegen sich selbst waren, so auch mit den Feinden der Freiheit. Besonders die Großgrundbesitzer und Popen hatten schwere Zeiten; nicht wenige von ihnen wurden erschossen, aufgehängt, gelyncht; aus Soutanen nähte man schwarze Fahnen. Das war nicht einmal sosehr die Partisanenarmee - die versuchte eher, Exzesse zu verhindern - als vielmehr das aufgebrachte Volk. Auch ein toter Unterdrücker ist ein getöteter Mensch, und Menschen zu töten ist abscheulich. Doch auch hier fallt es mir schwer, den Philister zu spielen und so zu tun, als verstünde ich nicht, daß sich die jahrhundertelang angestaute Wut gegen die richtete, die die Menschen seit Generationen bis aufs Blut gepeinigt hatten.

Krieg fördert Hierarchie. Wieso gab es einen Machno, weshalb trägt die Bewegung seinen Namen? Wäre es ohne ihn auch so gekommen, oder war er der notwendige Führer?



Nestor Machno im französischen Exil, 1931

Machno war zweifellos eine charismatische Gestalt, auch ein strategisches Genie. Ob seine Qualitäten über die eines Partisanen-Feldherrn weit hinausreichten, ist umstritten, sicher ist aber, daß er keinen Führerkult mochte. Die Bewegung brauchte ihn, er war die Integrationsfigur zwischen bäuerlichem Zorn und anarchistischem Ideal. Es zeigt sich aber auch, wie wackelig anarchistische Experimente sind, wenn sie von Idolfiguren abhängen. Was, wenn Machno nicht so integer gewesen wäre? Was, wenn ihm seine Macht zu Kopf gestiegen und er zum neuen Herrscher geworden wäre? Müßige Fragen... Nicht nur, weil Nestor Machno bis zu seinem Tod 1935 in einem französischen Armenhospital ein bescheidener, bäuerlicher Anarchist blieb, sondern vor allem auch, weil alle Fragen nach den Fehlern dieser Bewegung nur eine Antwort fanden, wenn man das Experiment hätte gewähren lassen. Und das gilt für den Anarchismus allgemein.

Bücher:

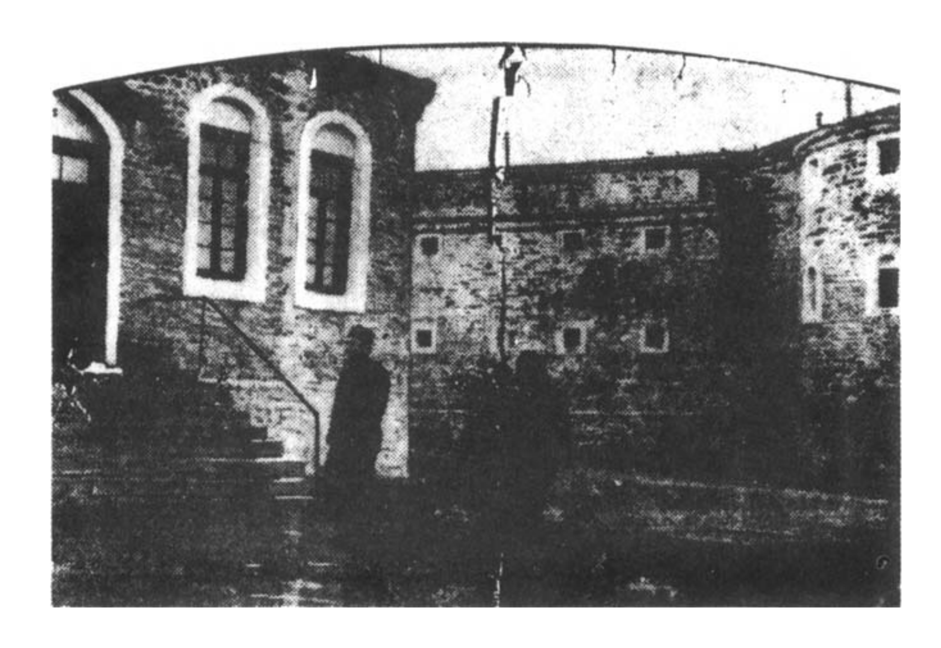
- **Peter Arschinoff,** ***Geschichte der Machno Bewegung*** 313 S., Karin Kramer Verlag, Berlin
- **Horst Stowasser,** ***Die Machnotschina,122*** **S.,** An-Archia-Verlag, Wetzlar
- **Volin,** ***Die unbekannte Revolution,*** **3 Bde.,** insges. ca. 700 S., Verlag Assoziation, Hamburg
- Arthur Müller-Lehning, *Anarchismus und* ***Marxismus in der russischen Revolution,*** **146 S.,** Karin-Kramer-Verlag, Berlin

2. Mörder und Märtyrer

STORY

Apolinario Barrera stand hinter dem mächtigen Stamm der alten Kiefer und fror. Seit nahezu zwei Stunden stand er schon hier und wartete auf den Sträfling, der heute Nacht aus dem Gefängnis fliehen sollte. Er war überfällig. Der Fluchthelfer war unschlüssig. Sollte er umkehren und die Befreiungsaktion abblasen? Der eisige Wind Feuerlands pfiff durch seinen fadenscheinigen Mantel, die Baskenmütze hatte er tief ins Gesicht gezogen. Er bekam Lust, sich eine Zigarette anzustecken, aber die Glut hätte ihn verraten können. Außerdem - wie sollte er bei diesem Wind Feuer machen? Die Kiefer stand trotz ihrer Dicke schief - gebeugt vom ewigen Sturm, der in diesen Breiten stets aus der gleichen Richtung weht.

Endlich - Schritte! Schwerer Atem ist zu hören. Jemand kommt das leicht abschüssige Gelände herunter. Das wird er sein, Simón Radowitzky. Apolinario Barreras Herz schlägt schneller. Nun wird er ihn selbst kennenler-



nen, Simón, den berühmten anarchistischen Gefangenen, Simón *den Märtyrer*, wie ihn die Genossen im fernen Buenos Aires nennen.

Die Gestalt ist schon auf ein paar Schritte heran, Apolinario tritt aus der Deckung, geht ihr entgegen und erkennt zu seinem grenzenlosen Schrecken einen Wachsoldaten in vok ler Uniform. Verrat! Ohne nachzudenken fährt seine Hand in die Manteltasche, wo die 7,65er Walther steckt. Er verheddert sich im Gürtel, bekommt die Waffe nicht richtig zu fassen. Das ist sein Glück.

»Apolinario...!«

»Mierda!« Barrera kriegt die Walther endlich frei, stolpert zwei Schritte zurück und spannt den Hahn.

»Apolinario!!!«

Endlich begreift der Anarchist im dünnen Mantel. »Simón«, stößt er hervor.

Die beiden fallen sich in die Arme, das war die vereinbarte Losung, der vermeintliche Wachsoldat ist Simón Radowitzky. Niemand hatte Apolinario Barrera gesagt, daß der Geflohene in Uniform auftauchen würde; um ein Haar hätte er ihn über den Haufen geschossen - ihn, *Simón, den Märtyrer.*

Für sentimentale Szenen bleibt keine Zeit, es ist sieben Uhr vorbei, und die Morgendämmerung zieht herauf. Apolinario nimmt den großen Russen wie ein Kind bei der Hand. Geduckt, keuchend, hasten sie durch die karge Vegetation. Sie müssen am Friedhof vorbei. Keine zweihundert Meter gegenüber liegt das zweistökkige Garnisonsgebäude der argentinischen Kriegsmarine. Dort ist schon alles wach, und die beiden können jeden Moment entdeckt werden. Spaziergänger im Morgengrauen von Feuerland gibt es nicht. Wo wenig Menschen wohnen, ist jeder Fremde verdächtig.

Zwischen ihnen und dem Kutter, der auf sie in einer der zahllosen Buchten der Insel wartet, liegen noch etliche Kilometer und der Wachposten der Präfektur. Apolinario treibt zur Eile. Der sportlich veranlagte Simón stolpert mehr, als daß er läuft. Die endlosen Jahre im schrecklichsten Zuchthaus der argentinischen Republik haben ihn gebrochen. In seiner Einzelzelle gab es wenig Bewegung. Simón ist das Laufen nicht mehr gewohnt.

Der letzte Hügel, ein letzter Blick zurück. Von der Kirche läuten die Morgenglocken, man hört sie kaum. Sie verwehen wie der Schrei des Albatros über den Wellblechdächern von Ushuaia, der südlichsten Stadt der Erde. Die Kirche, die Garnison, die Telegrafenstation, das sind die einzigen Gebäude, die dieser trostlosen Siedlung am *Beagle-Kanal* ein wenig Kontur verleihen. Wie Monumente überragen sie die elenden Häuser von Fischern, Händlern und Schafscherern, die es in diesen Winkel verschlagen hat - ans Ende der Welt.

Die Wachstation der Präfektur liegt an exponierter Stelle. Das soll so sein, denn schließlich ist die chilenische Grenze nicht weit, und Chile, das ist zuweilen der Feind. Aber die beiden Anarchisten haben Glück - die argentinische Gemütlichkeit kommt ihnen zur Hilfe. Die Grenzer sitzen im Warmen und saugen verschlafen ihren *Mate-Tee* aus der kleinen, heißen Kalebasse. Man kann sie deutlich durchs Fenster erkennen. Ihre Fahne haben sie schon gehißt, verwaschen knattert das blaßblau-weiße Symbol der Staatlichkeit im Wind. Apolinario spuckt verächtlich aus.

»Da müssen wir noch vorbei. Dann ist's geschafft.«

Simón nickt nur. Im Schutz der *calafate-Büsche* schleichen sie sich an dem massiven Holzhaus vorüber, niemand bemerkt sie. Nicht einmal die halbwilden Hunde, die hier stets herumlungern; sie haben sich irgendwo verkrochen.

Auch der Kutter >*Ooky*< scheint sich verkrochen zu haben, Simón erkennt ihn erst, als sie schon unmittelbar vor ihm stehen. Der weiß gestrichene Schoner liegt in einer geschützten Bucht, umringt von dichten, hochaufgeschossenen Fichtenbeständen, die bis dicht ans Ufer hinunter wachsen. Hier ist er vor Wind und neugierigen Blicken sicher. Ruhig schwoit das Schiff vor dem Anker.

Vor drei Tagen war die *Ooky* hier eingetroffen und hatte das Anarchistenkomitee an Land gesetzt. Die Gewerkschaften hatten den Plan seit langer Zeit vorbereitet. Im fernen Buenos Aires war alles eingefädelt worden, und im südchilenischen Punta Arenas hatten Ramón Cifuentes und Ernesto Media, die Führer der dortigen Arbeiterföderation, die Genossen tatkräftig unterstützt und sie an Pascualino Rispoli verwiesen, den >letzten Piraten von Feuerland<. Das war genau der richtige Mann. Mit seinem Kutter, den er offiziell zum Fang von Robben und Seeottern unterhielt, fuhr er bei jedem Wetter hinaus. In Wahrheit verdiente er sich seinen Lebensunterhalt durch Schmuggel und das Ausplündern von Wracks. Und, was das wichtigste war, der Neapolitaner sympathisierte mit den Anarchisten.

In diesen drei Tagen war es Apolinario Barrera, Miguel Arcángel Roscigna und drei weiteren Mitgliedern des *comité pro presos* gelungen, in Ushuaia die Details der Flucht zu organisieren, die sympathisierenden Wärter einzuweihen, den genauen Zeitplan festzulegen. Die Freunde aus der Hauptstadt hatten Profis geschickt, und sie bewerkstelligten die spektakuläre Flucht aus dem berüchtigten Zuchthaus, dem >argentinischen Sibiriens das als >absolut ausbruchssicher< galt.

Von all dem wußte Simón nichts, als ihn zwei Paar starke Arme unterfaßten und in das kleine Beiboot hoben.



Eine zeitgenössische Broschüre in der das Leben, die Tat, die Gefangenschaft und die Flucht Radowitzkys geschildert werden.

In weniger als fünf Minuten waren sie zur *Ooky* hinübergepullt, hatten Segel gesetzt und schoren hinaus in den weiten, wellengepeitschten *Beagle*-Kanal, in die Freiheit.

Um sieben Uhr früh hatte Simón unerkannt in der Uniform der Wachleute die Sperre passiert, um 9 Uhr 22 wurde seine Flucht entdeckt. Das Zuchthaus stand Kopf, ihr prominentester Gefangener war weg! Der Nationalkommissar von Feuerland wandte sich hilfesuchend an die chilenische Marine. Die Rivalitäten der beiden Länder schienen vergessen - bei der Jagd auf einen Anarchisten machte man gemeinsame Sache. Gegen Mittag verließ ein Dampfboot den Hafen von Ushuaia und nahm die Verfolgung auf, aber da kreuzte die Ooky schon in dem Gewirr von Inseln und Kanälen; dort, wo vier Jahre zuvor der deutsche Kreuzer *Dresden* der

britischen Kriegsmarine entkommen war. Der Kutter war vollgetakelt und hatte alle Segel gesetzt. Mit Fock, Klüver und Jager war er schneller als der vorm Wind fürchterlich schlingernde Dampfer; der Abstand zu den Verfolgern wurde ständig größer. Die Schmuggler mit den Anarchisten an Bord waren schließlich auch Profis, sie hatten sozusagen Heimvorteil...

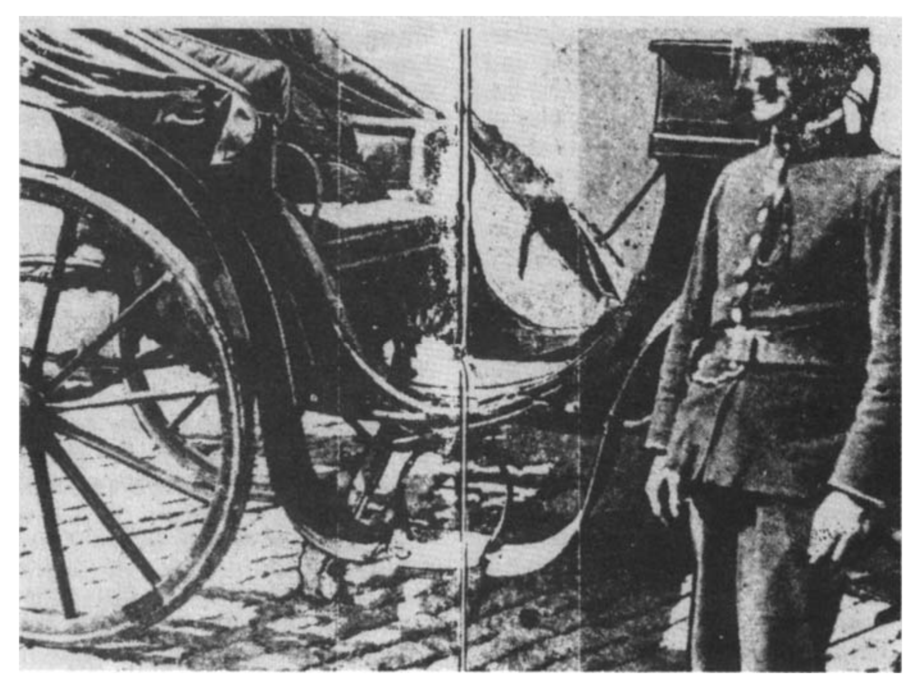
An Deck steht Simón Radowitzky und hält sein kantiges Gesicht in den Wind. Er ist sehr wortkarg, das haben die Genossen schnell gemerkt und bald aufgegeben, ihr Idol mit Fragen zu bestürmen. Stockend, mit langen Pausen und nur gelegentlich gibt Simón Auskunft. Sein Benehmen ist höflich und bescheiden, beinahe etwas linkisch. Und sein Spanisch ist noch immer hilflos. Keiner der Befreier hatte ihn je persönlich kennengelernt. Nun sind sie fast enttäuscht; der berühmte >Rächer der Arbeiterklasse< ist eine unscheinbare Gestalt, die hinter dem Ruderhaus steht und in die kalte Luft hinausstarrt.

Während sich die Mannschaft unter Deck verzieht und auch die Anarchisten nach und nach folgen, um bei unverzolltem Whisky und Kaffee Wärme zu finden, genießt Simón die Kälte. Seine Freiheit. Bilder ziehen an ihm vorüber. Man könnte sagen, die letzten Jahre laufen >wie ein Film< vor seinen Augen ab, aber ein Kino hat er noch nie gesehen. Da kommen sie nun wieder - die Bilder von der Kalesche mit dem Coronel Falcón in jener Avenida Callao im milden Herbst von Buenos Aires. Wie die Pferde langsam an ihm vorbeitraben. Und wie er das Paket entschlossen und zielsicher ins Wageninnere schleudert. »Mit großer Kaltblütigkeit« habe er die Bombe geworfen, schrieben später die Zeitungen. Nur er weiß, daß er alles andere als kaltblütig war. Angst hatte er, würgende Angst.

Am qualvollsten sind die Bilder von der *Plaza Lorea,* von den 36 Blutlachen jenes 1. Mai 1909. Er, Simón Radowitzky, hatte ihn an diesem Tag zum ersten Mal gesehen, den Coronel Falcón, Polizeichef von Buenos Aires, preußischer als die Preußen, mit Adlerblick und Hakennase - ein Militär durch und durch. Jenen Coronel Falcón, der den Befehl gegeben hatte, an diesem ersten Mai das Feuer auf die Demonstranten zu eröffnen. Dreißigtausend Anarchisten, Arbeiter, die für den Achtstundentag demonstrierten.



Ein Teil der 1. Mai-Demonstration auf der Plaza Lorea, Buenos Aires, 1909



*Die **Reste der Kutsche, in der Coronet Falc&n und sein Sekretär den Tod fanden***

Und für die soziale Revolution. Und gegen den Staat. Abschaum in den Augen von Ramón Falcón, dem Ausländerhasser, dem Anarchistenfresser. Fünf Tote und über vierzig Schwerverletzte machten aus jenem euphorischen Ersten Mai den *mayo trágico.* Nie wieder wird Simón Radowitzky den Anblick der Blutenden vergessen, denen die Säbel der Kavallerie das Fleisch gespalten hatte. Und auch nie den Anblick der 60000 Arbeiter, die den Opfern Falcóns das letzte Geleit gaben.

Er, Simón Radowitzky, der hochaufgeschossene, schlacksige Russe mit den abstehenden Ohren, er, der glühende Anarchist, er wollte die sechsunddreißig Blutlachen rächen. Es war sein Entschluß, er wußte, daß er dafür würde bezahlen müssen.

Auch an das Bezahlen muß er jetzt wieder denken. Aber die Bilder, die ihn jetzt einholen, haben nicht die Lebendigkeit jener anderen; sie sind schleppend, schwer, bleiern. Mehr als Ereignisse empfindet er sie als Zustände, als nicht enden wollende Alpträume. Die Verhaftung, die Schußverletzung, die Mißhandlungen. Und dann der Prozeß, der Antrag auf die Todesstrafe. Und wie dann sein Onkel, Moises der Rabbiner, die Geburtsurkunde beibringt, jenes rettende, in kyrillisch geschriebene und so schwer zu übersetzende Dokument, das beweist, daß der Attentäter tatsächlich erst 18 Jahre jung ist - zu jung für den Galgen. Dann das Urteil: lebenslänglich.

Die Haft im Nationalgefängnis, der erste Fluchtversuch: Simón hatte Pech, eine Viertelstunde vor dem Ausbruch wurde er in die Anstaltsdruckerei gerufen. Zufall. Aber immerhin konnten dreizehn andere Genossen fliehen. Auch diesmal hatten die Wachen - einfache Soldaten - offen mit den Anarchisten sympathisiert und

die Flucht gedeckt. Simón muß lächeln, als er an den verzweifelten Direktor denkt, der den Präsidenten der Republik um die Verlegung des Russen bittet: »Einzig, indem ich persönlich die Bewachung von Radowitzky übernähme, könnte ich für die Verbüßung der Strafe garantieren, denn es handelt sich um einen Gefangenen, mit dem alle - bis hin zu den Soldaten und Feuerwehrleuten - offen sympathisieren.«

Das Lächeln verschwindet, der starke Unterkiefer schiebt sich wieder nach vorn. Simóns Gedanken sind bei dem Transport nach Ushuaia angelangt. Zweiundsechzig armselige Gestalten, mit den Füßen an Ketten geschmiedet, im Kohlenbunker des Marinefrachters. Neunundzwanzig Tage in dieser finsteren Hölle aus Ruß, Dampfund Ungeziefer. Als sie in Feuerland ankamen, waren sie zu Skeletten abgemagert; die Fußgelenke mit eiternden Geschwüren bedeckt. Dann die ungezählten Jahre der Einzelhaft, die Folter, die Erniedrigungen. Die Wärter hatten Dauerbefehl, ihm während des Schlafes jede halbe Stunde mit der Lampe ins Gesicht zu leuchten. Zu Lesen nichts außer der Bibel, zu Essen nichts als Spülwasser und Kartoffeln, und jedes Jahr, wenn sich das Datum seiner Tat näherte, gab es zehn Tage verschärfte Einzelhaft bei Brot und Wasser. Anordnung des Richters. Das schrecklichste aber waren die Vergewaltigungen und Prügel, wenn die Wärter sich betranken und Lust auf den schlanken Körper des russischen Anarchistenschweins bekamen.

Das war im Jahre 1918, und in Rußland tobte die Revolution. Auf den Mauern von Buenos Aires aber dominierte nur eine Parole: *»Libertad para Radowitzky!«*

Und nun hatten sie ihn tatsächlich erlöst, seine Genossen, seine Brüder! Nur langsam konnte Simón es fassen.





Coronet Ramón Falcón (oben), Polizeichef von Buenos Aires, gab den Befehl, auf die Demonstranten zu schießen.

Simón Radowitzky, Metallarbeiter und Anarchist, kurz vor dem Attentat

Am vierten Tag der Flucht auf See taucht im Südwesten plötzlich eine Rauchfahne am Horizont auf. Das kann nichts Gutes bedeuten. Der Kutter hält dicht unter Land auf die Halbinsel *Brunswick* zu, chilenisches Territorium. Die *Ooky* war inzwischen den *Ballenero-Kanal* und dann den *Cockburn*-Kanal hinaufgesegelt und man glaubte, alle Verfolger längst abgeschüttelt zu haben. An Bord des Kutters ahnt niemand, daß die Nachricht von Radowitzkys Flucht mittlerweile um die halbe Welt gegangen ist. In der Hauptstadt hat sie die Schlagzeilen über die Revolution in Deutschland von den Titelseiten verdrängt. Und die chilenische Marine hat begonnen, längs ihrer Küste zu patrouillieren.

Der Rauch stammt von dem Marineschlepper *Yáñez* und nähert sich rasch. Es gibt keine andere Wahl, Simón muß von Bord. Hätte er doch gleich auf die Genossen gehört! Die wollten ihn von Anfang an mit Proviant und Zelt auf einer der unzähligen unbewohnten Inseln absetzen und ihn nach zwei bis drei Wochen, wenn sich die Hysterie gelegt hätte, wieder auflesen. Aber Simón war Mechaniker, kein Trapper. Der Stadtmensch hatte Angst - Angst, allein in dem kalten, dichten Wald zurückzubleiben. So hatte er die Freunde gedrängt, ihn gleich nach Punta Arenas zu bringen. In der Stadt, so hatte er erklärt, könne er viel leichter untertauchen.

Zweihundert Meter, dichter geht es nicht an die Küste heran. »Jetzt oder nie!« ruft ihm Pascualino Rispoli zu, der Sizilianer, der Kapitän. Die ungeduldige Geste, mit der er den Satz unterstreicht, wäre nicht mehr nötig gewesen. Simón ist schon ins eiskalte Wasser gesprungen und schwimmt auf der Leeseite ans Ufer. Die *Yáñez* ist bereits auf Sichtweite heran, man erkennt deutlich die chilenische Fahne am Gösch. Der Schoner macht



Falcóns Durchgreifen gegen die Anarchisten ließ die Börsenkurse ansteigen. In dieser anarchistischen Karikatur werden seine Opfer auf der Tafel notiert.

eine elegante Halse und geht widerstandslos längsseits. Ein Prisenkommando, geführt von einem Offizier und zwei jungen Kadetten, kommt an Bord und filzt das Boot vom Kettenkasten bis zum Kiel. Nein, einen entsprungenen Sträfling hätten sie nicht gesehen. Auch kein anderes Schiff. Und die Herren an Bord seien Touristen aus Buenos Aires, Schriftsteller, die ein Buch über Feuerland schreiben wollen.

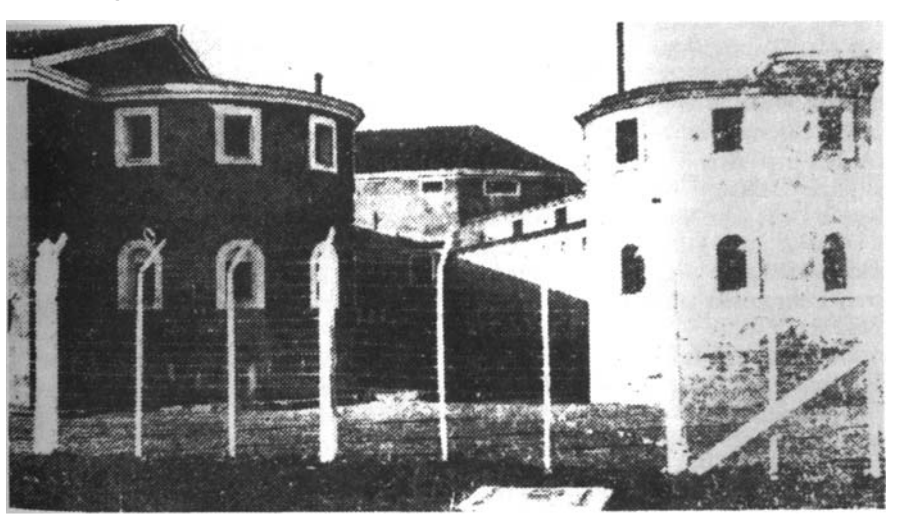
Dem Kommandanten ist die Sache nicht geheuer. Er überlegt, zaudert. Das dauert lange - sehr lange für den zitternden Radowitzky, der die ganze Zeit, vom Unterholz aus schnatternd vor Kälte, die Szene beobachtet und sich nicht zu rühren wagt. Pinguine nähern sich ihm neugierig. Er hat Angst, sie könnten ihn verraten.

Schließlich dampft die *Yáñez* davon, gefolgt von der *Ooky*. Der Kommandant hatte sich entschlossen, den Großteil der Besatzung in Arrest zu nehmen und im Hafen von der Polizei verhören zu lassen. Die nimmt sie gehörig in die Mangel, das ist ihr Handwerk. Es ist der Maschinist, der schließlich auspackt und die Stelle verrät, wo Simón an Land geschwommen war.

Sieben Stunden später findet ein gemischter Suchtrupp aus chilenischer Polizei und Marineinfanterie den völlig entkräfteten und halb erfrorenen Flüchtling an einer Wegkreuzung namens *aguas frías,* nur noch zwölf Kilometer von der rettenden Stadt entfernt, wo er gehofft hatte, Unterschlupf zu finden. Handschellen legt man ihm an, trockene Kleider bekommt er nicht. Gefesselt wird er nach Punta Arenas geführt und in die Arrestzelle der Korvette >*Centeno*< gesperrt.

Dreiundzwanzig Tage nach der Flucht kehrt Simón Radowitzky wieder in die Strafanstalt von Ushuaia zurück. Auf ihn warten die nächsten zwei Jahre strenge Einzelhaft, in der Dunkelzelle und bei halber Ration. Man bringt ihn nach Mitternacht, um Unruhen zu vermeiden. Den Wärtern, die wegen seiner Flucht eine Menge Scherereien hatten, hat man für diese Nacht freie Hand gegeben. Doch die Mitgefangenen von Simón haben längst Wind bekommen. Ihr bedrohliches Verhalten verschiebt die Rache der Folterer auf die vielen, vielen Jahre, die noch folgen sollten. In dieser Nacht jedoch tobt der Knast. Die Gefangenen randalieren, trommeln, klappern und schreien. Sie alle haben lebenslänglich, genau wie Simón. Viele kennen ihn, den unscheinbaren und dennoch so berühmten *santo* der Anarchisten, diesen Attentäter, der sich immer wieder für seine Mitgefangenen in die Nesseln gesetzt hat. Andere haben ihn noch nie gesehen, aber sie kennen seinen Ruf im Zuchthaus, und das genügt. Für sie ist er ein Mörder, wie die meisten von ihnen auch, aber auch ein Märtyrer. »Es lebe Simón! Tod den räudigen Hunden!!«

Der schneidende Wind reißt die Wortfetzen der skandierenden Gefangenen von Ushuaia mit sich fort. An der Kiefer, wo dreiundzwanzig Tage zuvor Apolinario Barrera wartete, hätte man kaum noch ein Wort verstanden.





Einwanderer in Buenos Aires um die Jahrhundertwende

Ein Scherzbold hat einmal gesagt, was den Maoisten ihr Albanien ist, sei den Anarchisten ihr Spanien. So dumm ist das gar nicht, denn immer, wenn es ans Argumentieren mit Beispielen geht, wird die spanische Revolution bemüht. Das ist auch richtig so, denn immerhin war sie das größte sozialrevolutionäre Experiment unter libertärem Vorzeichen, und auch das erfolgreichste; darum ist sie auch in diesem Buch in einem eigenen Kapitel vertreten. Aber oft hat man den Eindruck, sie sei das einzige Beispiel, denn ihre Lehren werden wie eine Gebetsmühle immer wieder zitiert. Das tut ihnen sicher nicht besonders gut, denn auch die besten Lehrstücke nutzen sich mit der Zeit ab.

Dabei wäre das gar nicht nötig. Spanien muß nicht das Mekka der Anarchisten sein - wenn schon, dann haben sie eine ganze Menge Mekkas. Japan und die USA, Deutschland und China, Brasilien und die Ukraine, Italien und die Schweiz, Portugal, Frankreich, England... bis hin zu Australien: in vielen Ländern der Erde finden wir eine verschüttete Geschichte der Anarchie, mehr oder weniger erfolgreich, mehr oder weniger interessant.

In keinem Land allerdings war der Anarchismus je so populär wie in Argentinien. Es ist müßig, eine Meßlatte anlegen zu wollen; Anarchismus ist keine Sportdisziplin mit ersten, zweiten und dritten Plätzen. Nirgends auf der Welt hat jedoch die libertäre Idee auf die soziale, geschichtliche und kulturelle Entwicklung eines Landes solch starken Einfluß ausgeübt wie in dem riesigen Land zwischen Rio de la Plata, Anden und dem Kap Hoorn.

Unser Weltbild sieht in Europa stets das Zentrum des Geschehens, und Lateinamerika - das sind für uns tropische Bananenrepubliken. Dabei gibt es bereits seit 1816, einer Zeit, als in Deutschland noch kleinfurstliches Durcheinander herrschte, eine argen-

tinische Republik, und zwar ohne Bananen. Die von der französischen und amerikanischen Revolution inspirierte Verfassung brachte den Argentiniern bürgerliche Freiheiten, von denen man in Europa nur träumen konnte. Das war 1853, als Deutschland unter dumpfer Obrigkeit und königlicher Kleinkariertheit schwitzte. Die erste Gewerkschaft wurde dort 1857 gegründet, zu einer Zeit also, als hierzulande von Gewerkschaften noch kaum die Rede war und Leute wie Lassalle und Schultze-Delitzsch das Heil der Proletarier noch eher in Arbeiterbildungsvereinen suchten. Das reiche Land, das einst im Pro-Kopf-Einkommen an achter Stelle in der Welt stand, konnte sich ein Bildungssystem leisten, wie es kaum in Europa existierte.

In dieser Gesellschaft spielte der organisierte Anarchismus von Anfang an eine dominierende Rolle. Solche Ideen kamen mit den riesigen Massen von Einwanderern ins Land. Italiener und Spanier, Deutsche und Polen, Russen und Balten suchten in dem aufblühenden Land eine neue Zukunft. 1914 waren von 8 Millionen Einwohnern 33 Prozent Neueinwanderer. Viele von ihnen waren schon in ihrer Heimat »vom Anarchismus infiziert«, wie die Polizei es nannte, wurden in Europa auch als Anarchisten verfolgt. Nun hofften sie, ihre Ideen in einem freieren Klima nicht nur verbreiten, sondern auch leben zu können.

Schon um 1890 erschien in Argentinien die größte Anzahl anarchistischer Publikationen auf der ganzen Welt. Theoretiker wie Errico Malatesta und Pietro Gori, die zeitweilig am Rio de la Plata lebten, beeinflußten die Bewegung nachhaltig. Es kamen Zeiten, da gingen die Delegationen der anarchistischen Arbeiter beim Präsidenten der Republik unangemeldet ein und aus, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. In Buenos Aires erschienen gleichzeitig zwei anarchistische Tageszeitungen - *La Protesta* und *La Antorcha* -, die eine morgens, die andere abends. In dem ganzen riesigen Land, das auf Europa übertragen vom Nordkap bis nach Sizilien reichen würde, propagierten gleichzeitig über 60 anarchistische Blätter die verlockenden Träume von Freiheit, die rebellischen Ideen eines Bakunin und die harmonischen Vorstellungen eines Kropotkin. Als am 1. Mai 1904 auf einer anarchistischen Demonstration nach Berichten der konservativen Zeitung *La Prensa* 70000 Arbeiter erschienen, war dies in einer Stadt von knapp einer Million Einwohner die größte Arbeiterkundgebung aller Zeiten. Seriöse Schätzungen vermuten, daß um den 1. Weltkrieg herum jeder zehnte erwachsene Argentinier organisierter Anarchist war oder zumindest stark mit den Anarchisten sympathisierte.



Einer der vielen Väter des Anarchismus am Rio de la Plata: Pietro Gori

Das alles aber sind nur die spektakulären Eckdaten einer Bewegung, die schließlich auch an ihren inneren Widersprüchen scheiterte. Kein Grund jedenfalls zu triumphieren, eher schon Anlaß, sich einige Dinge näher anzuschauen.



Das »Haus des Volkes«, eines der zahlreichen Zentren der libertären Arbeiterbewegung in Buenos Aires

Was haben die argentinischen Anarchisten angestrebt, wie haben sie gekämpft, wie gelebt?

Ihr Rückgrat waren die Gewerkschaften, die sich 1901 endgültig in der *Federación Obrera Regional Argentina* (FORA) zusammenschlossen und bis zum Peronismus in den 40er Jahren stets die Mehrheitsgewerkschaft stellten. Im Gegensatz zu den Sozialisten, die zahm und lammfromm mit den Unternehmern verhandelten und im Staat einen Vermittler sahen, war für Anarchisten die Gewerkschaft ein Kampfmittel mit zwei Funktionen: zum einen sollten hier, heute und sofort die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen verbessert werden. Zum anderen sollten die Gewerkschaften Werkzeug der sozialen Revolution und Geburtshelfer der neuen Gesellschaft sein. Für die Anarchisten waren Gewerkschaften nie reine Dienstleistungsbetriebe mit Vereinskasse, die die Löhne der Inflation anpassen sollten, sondern Kampforganisationen, mit denen man das System zermürbt, kippt und überflüssig macht. In den und um die Gewerkschaften herum bildete sich im Laufe der Zeit ganz neue Formen des Zusammenlebens, der Kultur und der Wirtschaft; hier lernten die Menschen, wie sie ihre Angelegenheiten und Probleme und die einer ganzen Gesellschaft s e l b s t in die Hand nehmen, organisieren und lösen konnten. Vom Lohnkampf über Erziehung, Kultur, Produktion und Verteilung bis hin zu den kniffligsten Fragen der Kommunikation, Organisation und Struktur. Nicht nur Kampf und Verteidigung wurden hier eingeübt, auch Solidarität und gegenseitige Hilfe, Toleranz und Demokratie, Verständnis für die Probleme der Arbeitswelt und Durchblick durch die oft schwierigen Zusammenhänge der Gesellschaft eines Landes.

Das alles bedeutet für Anarchisten, Gewerkschaftsarbeit machen.

Mit dieser Form von Arbeiterbewegung gaben die Anarchisten sich und der Welt zum erstenmal eine praktische und machbare Antwort auf die Frage, wie sie denn aus der Bekämpfung und dem Sturz des verhaßten Staates eigentlich zu einer neuen Gesellschaft kommen wollten. Denn schließlich erfüllt der Staat ja auch eine Reihe nützlicher Aufgaben, die getan werden müssen, wenn es nicht wirklich zu Chaos, Hunger und Totschlag kommen soll. Dreißig Jahre später konnten die spanischen Anarchisten beweisen, daß libertäre Gewerkschaften sofort und problemlos die positiven Staatsaufgaben übernehmen, umwandeln und volkstümlich gestalten können.

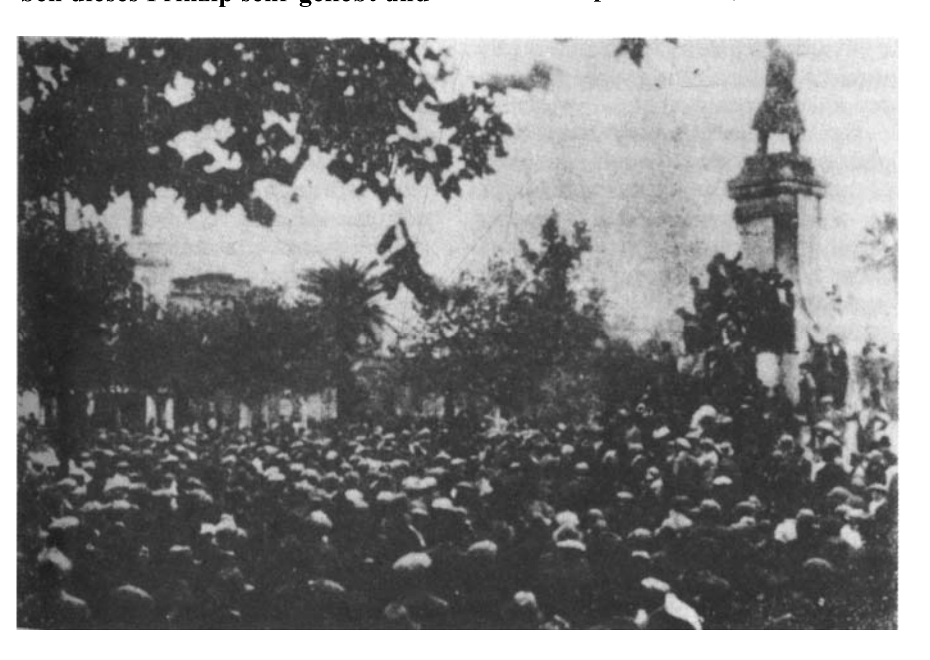
Gewerkschaft heißt im Spanischen *sindicato.* So wurde mit der neuen Idee auch ein neues Wort geboren: *Anarcho-Syndikalismus.* Diese tolle Idee mit dem schwierigen Namen kam indes nicht aus Argentinien, sie lag überall in der Luft, und die Arbeiterbewegung ging sozusagen mit ihr schwanger. Allerdings nahm sie in der

República Argentina schon sehr früh konkrete Formen an.

Der Anarcho-Syndikalismus hat auch ganz besondere Kampfformen: die *direkte Aktion.* Wie bei allen genialen Ideen liegt auch hier der Trick in der Einfachheit: es wird immer das getan, was das Problem direkt angeht und löst. Hungern die Menschen, bittet man nicht seinen Abgeordneten um Hilfe, sondern man gibt ihnen zu essen und nimmt das Brot denen, die es besitzen. Sind die Löhne zu niedrig, streikt man direkt für höhere Löhne, wenn es sein muß, nimmt man sich den Unternehmer auch direkt vor, statt dem Staatspräsidenten einen Brief zu schreiben. Gibt es keine Schulen, so hofft man nicht auf die Kirche oder das Erziehungsministerium, sondern man gründet eigene. Ist der Arbeitstag zu lang, bringt man keinen Gesetzentwurf im Parlament ein, sondern macht einfach früher Feierabend - überall und gleichzeitig. Die argentinischen Anarchisten haben dieses Prinzip sehr geliebt und auf fast alle Situationen angewandt. In den zwanziger und dreißiger Jahren hatten sie auch eine sehr direkte Methode der Geldbeschaffung — für die Familien Inhaftierter oder zur Organisierung eines Streiks: nicht ein Sparbuch wurde eröffnet, sondern eine Bank überfallen. Und wenn jemand im Knast saß, wurde er eben herausgeholt, wenn es irgend ging...

Die Idee der direkten Aktion ist nicht neu und keine Erfindung der Anarchisten. Sie ist in der Geschichte der Menschen millionenfach erfunden worden, immer wieder neu. Sie hat etwas von der erfrischenden Direktheit kleiner Kinder und der Dickköpfigkeit von Menschen, die zu oft an der Nase herumgeführt wurden. Ich würde sagen, sie ist *naiv* in einem sehr positiven Sinne des Wortes, dabei aber ungemein wirksam.

Bis heute scheiden sich die Geister an der direkten Aktion: die einen beten zu Gott, er möge die Pershings aus Europa abziehen, die anderen



Eine anarchistische Massenversammlung in der Provinzstadt Rosario

hauen mit dem Hammer drauf. Zwar nur symbolisch, aber immerhin. Die einen erhoffen vom Staat, er möge ihre maroden Betriebe sanieren und die Arbeitsplätze erhalten, die anderen besetzen den Betrieb und führen ihn in Selbstverwaltung weiter. Die einen wählen eine bestimmte Partei, die verhindern möge, daß man Atombomben zündet oder Wale ausrottet, die anderen blockieren mit dem eigenen Schiff die Militärs und die Walfänger. Und in Franreich, wo die Arbeiter sowieso weniger zahm sind als in Deutschland, passierte unlängst folgendes:

Ein Unternehmer weigerte sich, seinen Arbeitern am Fließband ausreichende >Pinkelpausen< zu gewähren. Alle gute Worte nutzten nichts. Man hatte die Nase voll. Statt nun Bittbriefe ans Parlament oder ans Fernsehen zu schreiben, hat man das Büro des Direktors besetzt — mit ihm darin. Dort hat man ihn zwei Tage festgehalten. In dieser Zeit konnte er seine Notdurft neben dem Schreibtisch verrichten und hatte genügend Muße, nachzudenken. Diese Aktion war sehr direkt und sehr erfolgreich: die Pausen wurden genehmigt.

Ein banales Beispiel, zugegeben, aber sehr symbolträchtig. Die Wahl zwischen direkter Aktion und indirekter Aktion ist die Wahl zwischen selbst handeln und delegieren, zwischen Selbstverwaltung und verwaltet werden, zwischen selbst regieren und regiert werden. Das erklärt auch, warum direkte Aktionen bei allen staatserhaltenen Strömungen wie Sozialismus, Kommunismus, Sozialdemokratie oder Kirche so unbeliebt sind.

Die Argentinier beschlossen schon 1901 und 1904 auf ihre FORA-Kongressen, daß der »Generalstreik die Basis des wirtschaftlichen Kampfes und der Streik eine Schulung zur Rebellion« zu sein habe. Sie verhandel-



Eine anarchistische Kariktur gegen das Ausländergesetz >ley de residencia<

ten immer direkt mit den Fabrikanten oder Großgrundbesitzern, und wenn's nichts brachte, wurden sie bekämpft. Direkt und hart. Den Staat ignorierten sie dabei völlig.

Die Liste ihrer Erfolge ist beachtlich, und nur wenige Argentinier ahnen heute, wem sie gewisse selbstverständliche Annehmlichkeiten zu verdanken haben. Schon 1905 wurde die Sonntagsarbeit verboten, das Streikrecht wurde in die Verfassung aufgenommen, die ersten arbeiterfreundlichen Gesetze verabschiedet. Renten, Unfallversicherung und Arbeitslosenversorgung, später auch der Achtstundentag, gingen auf den Druck und das soziale Klima des Anarchismus zurück.

Die Anarchisten wollten natürlich mehr, vor allem eine andere Gesellschaft. Sie haben sie nicht bekommen, aber dies sind Reste ihres Kampfes, die geblieben sind.

Eine solche kämpferische, rasch anwachsende und immer beliebter werdende Bewegung zog sich natürlich den Haß der Herrschenden zu. Militärs und Reiche bekamen's mit der

Angst. Ihre Waffe war alles andere als direkt, sie war hinterlistig. Natürlich setzten sie sich nicht mit anarchistischer Philosophie auseinander oder ließen gar das Volk entscheiden. Sie verabschiedeten einfach ein Gesetz. Es hieß *ley de residencia* und bedrohte alle, die nicht in Argentinien geboren waren, mit sofortiger Abschiebung, wenn sie dumm auffielen. Die meisten Anarchisten fielen dumm auf und die wenigsten waren in Argentinien geboren. Ein regelrechter Ausländerhaß wurde geschürt, der je nach Situation antisemitisch[1], antislawisch, antiitalienisch war und zu regelrechten Pogromen[2] rührte. Tausende der mutigsten Kämpfer und Propagandisten wurden deportiert, die Bewegung entscheidend geschwächt. Es war ein langer Kampf, bis dieses Gesetz schließlich unter dem Druck der Anarchisten fiel, aber da waren bereits unzählige von ihnen an das faschistische Italien Mussolinis abgeschoben worden...

Das Ausländergesetz war aber nur die eine Seite der staatlichen Unterdrückung. Es gab noch eine andere, den Terror. Er wurde in Argentinien zur traurigen Tradition und kostete noch vor wenigen Jahren fünfzehntausend Menschen das Leben.

Die Bürger begannen sich zu bewaffnen, und sie bewaffneten sich gut. Immer öfter verfielen sie darauf, anarchistische Druckereien anzuzünden, Bibliotheken zu überfallen, Streikposten anzugreifen, Arbeiterführer zu liquidieren. Der saubere Verein, der das organisierte, nannte sich *Liga Patriótica* und war offiziell ein elitärer Club reicher und reaktionärer Bürgersöhnchen; für ihre Aktionen rekrutierten sie aber den Abschaum der Gesellschaft: vom Zuhälter bis zum begnadigten Mörder. Auch Polizisten und Offiziere mischten fleißig mit, wenn sie gerade dienstfrei hatten.

Den Anarchisten wurde die Gewaltfrage gestellt, und daran spalteten sie sich. Im Winter 1918/19 tobte in Buenos Aires ein heißer Generalstreik. Seinen Anfang hatte er im größten Metallbetrieb des Landes, *Vasena,* genommen. Einige Arbeiter waren entlassen worden, die Betroffenen und deren Kollegen ignorierten das einfach. Die Betriebsleitung entließ weitere, da trat die ganze Belegschaft in den Streik. Man setzte Streikbrecher ein, die Anarchisten schmissen sie aus der Fabrik. Die Polizei schoß auf die Anarchisten und tötete etliche, die *Liga Patriótica* überfiel anarchistische Lokale. Das war zuviel. Der Anlaß war nichtig, aber es lag Revolution in der Luft. In Rußland war gerade der Zar gestürzt worden, und in Deutschland meuterten die Matrosen...

Die Polizei war so unklug und schoß auch noch in den Trauerzug, der die ermordeten Anarchisten zu Grabe trug. Nun rief die FORA zum bewaffneten Generalstreik auf, aber es gab keine Waffen. Arbeiteltrupps überfielen die Waffengeschäfte der Hauptstadt, erbeuteten aber nur jämmerliche Flinten. Die *Liga Patriótica* plünderte inzwischen die Arbeiterviertel, lynchte Juden und steckte Synagogen in Brand. Zwei Wochen tobte der ungleiche Kampf, und obwohl die Arbeiter weitgehend waffenlos dastanden, trugen sie den Sieg davon. Zwar nicht den erhofften, ihre *revolución libertaria,* aber die ursprünglichen Bedingungen wurden sämtlich

1) Antisemitismus = Bewegung gegen die Juden/das Judentum; Judenhaß - teils aus rassi schen, politischen, religiösen, finanziellen, mystischen oder idiotischen Gründen. Antislawismus = Haß, Abscheu, Verachtung gegenüber Slawen, also den Bewohnern Polens, des Bal kans und Zentralrußlands, überwiegend auf grund kultureller oder rassischer Überheblich keit (ähnlich dem >Türkenhaß< in der heutigen BRD).

2) Pogrom = Hetze, Ausschreitungen gegen Minderheiten, bei denen die Opfer häufig ver letzt, vergewaltigt, getötet werden und deren Besitz gestohlen oder zerstört wird.

akzeptiert: die Entlassenen wurden wieder eingestellt, alle Verhafteten freigelassen, die Mörder sollten verfolgt und die Schäden bezahlt werden, und auch eine ganze Liste alter Forderungen der Gewerkschaft wurden erfüllt. Der populistische Präsident Hipólito Yrigoyen war nämlich klüger als seine Polizei. Seine Radikale Partei< spürte, daß eine Fortsetzung entweder zur Machtergreifung durch die Militärs oder zur anarchistischen Revolution geführt hätte. So gab er lieber klein bei.

Die Anarchisten aber hatten ihre Jungfräulichkeit verloren. Man hatte sie ins Blut getaucht, und sie hatten davon geleckt. Von nun an bestimmt die Debatte und die Praxis um Gewaltfreiheit und Gewalt die Kämpfe. Die radikaleren Anarchisten kritisierten an der FORA, daß sie den Kampf beendet hatte und warfen ihr Reformismus vor. Die FORA verwies auf die Hunderte von Toten, die mangelnde Bewaffnung und die Aussichtslosigkeit des Kampfes. Alle bisher erreichten Strukturen hätten auf dem Spiel gestanden.

Die anarchistische Bewegung stand, wie so oft, vor der unlösbaren Gretchenfrage: kontinuierlicher Kampf und Aufbau einer neuen Gesellschaft in Schritten oder alles auf eine Karte setzen und die Machtfrage in offener Feldschlacht stellen? Diese Frage ist ein auswegloses Dilemma, und nur selten ist die Situation so günstig wie 1936 in Spanien, als beides möglich war. Sie stellt sich heute in der Bundesrepublik genauso wie beim Eintritt der Anarchisten 1936 in die Regierung von Katalonien[3], sie quälte Gandhi[4] ebenso wie Durruti[5], und sie spaltet heute weltweit Alternativler und Punks, Pazifisten und Autonome, Gewerksckafter und Stadtguerillas. Das ist schade, denn diese Spaltung nimmt der bunten, vielfältigen Bewegung für die Freiheit ihre Kraft. Auch die Argentinier brachten es nicht fertig, eine Synthese zwischen beiden Tendenzen zu finden. Die wäre durchaus denkbar gewesen, denn weder waren die >gemäßigten Anarchisten< echte Pazifisten oder gar Reformisten, noch waren die radikalen Anarchisten überzeugte Terroristen oder gar gegen Gewerkschaften. Aber die Bereitschaft zum Dialog, die Fähigkeit zu libertärer Toleranz und zu einem gemeinsamen Konsens war sehr schwach. Die Rivalitäten gingen schließlich so weit, daß sich beide Fraktionen untereinander mit Waffen bekämpften. Es gab Tote.

Die Militanten um die Zeitung *La Antorcha* propagierten zunehmend gewaltsame Aktionen und prägten das Wort vom *exproprüerenden Anarchismus,* was heißen will: Enteignung. Obwohl auch sie in der Arbeiterbewegung verwurzelt waren, einige Syndikate unterhielten und ihre Streiks oft mit «Bomben in Fabriken, Werften und auf *den Estancias* begleiteten, verwandten sie ihre hauptsächliche Energie auf Banküberfälle, Geiselnahme und Attentate auf verhaßte Gegner der Arbeiter. Sie entwickelten so eine Kampfform, die man heute Stadtguerilla nennt. Sogar im Geldfälschen waren sie Meister - damit wollten die den Kapitalismus schwächen. Die besten Blüten fertigte übrigens ein deutscher Anarchist namens Erwin Polke im Gefängnis von *Punta Carreta*...

Die gemäßigte FORA um die Zeitung *La Protesta* wollte den Weg stetiger Streiks, direkter Aktionen und ei-

3) Am 4. November 1936, vergleiche Kapitel 5!

4) Mahatma Gandhi (1868-1948), Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, der mit gewaltfreiem Kampf die englische Kolonialmacht besiegte. Seine Methoden der Nicht-Kooperation und des Zivilen Ungehorsams bilden die Grundlage für den heutigen gewaltfreien Anarchismus. Gandhis religiös-pazifistische Ideen kommen in vielem der Philosophie des Anarchismus nahe.

5) Bonaventura Durruti (1896-1936), vergleiche Kapitel 5!



PRECIO 5 centavos

LA PROTESTA

PORTE PAGO

DIARIO DE LA MAÑANA

Wilckens fué asesinado en la Prisión Nacion

UNA VEN

KURT G. WILC

LA ANTORCHA

Buenos Aires, Mayo 10 de 1930

El Pensamiento de Nuestros Prisione

de ALEJANDRO SCARFO

SIMPLICIO

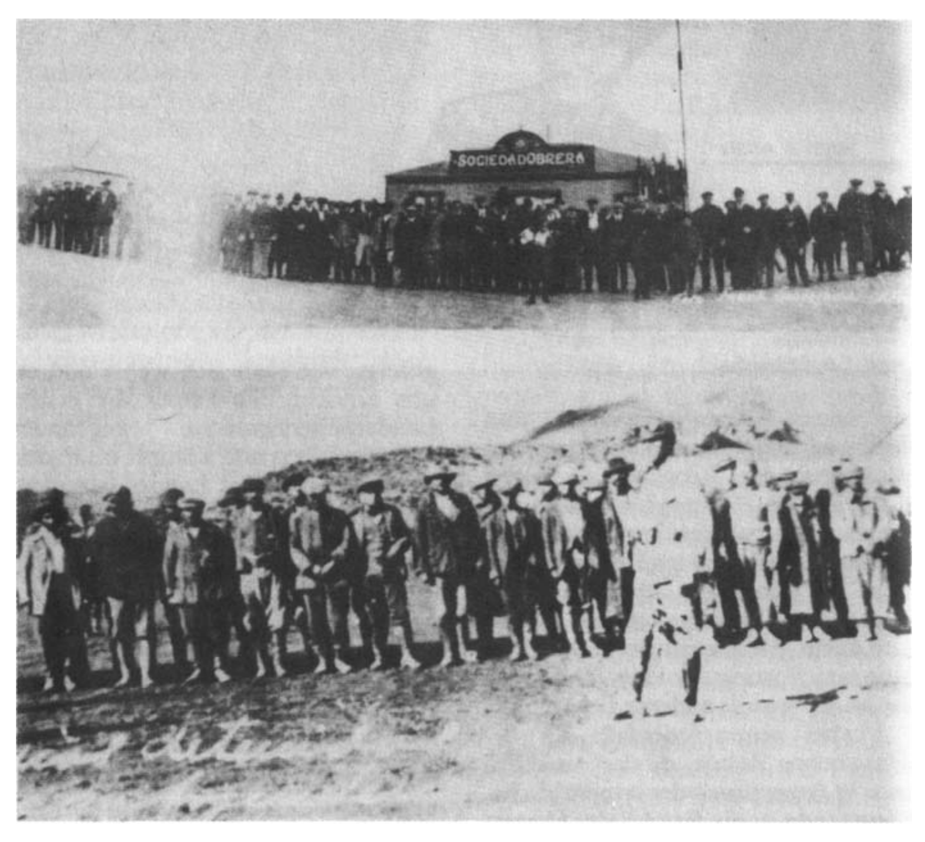
ner neuen Kultur weitergehen und hoffte so, den Staat zu schwächen und zu überwinden. Bisweilen verstiegen sich FORA-Philosophen zwar zu idealisierten, philanthropischen[6] Illusionen, im großen und ganzen aber war ihre Strategie durchaus realistisch. Das Tragische bestand eigentlich darin, daß jeweils der einen Fraktion eine Portion von dem fehlte, was sie an der jeweils anderen bekämpfte. Vorbei waren jedenfalls die beschaulichen Zeiten, da der Anarchismus in Argentinien der sympathische, Kämpfende große Bruder der kleinen Leute war. Anarchisten hatten die Industriearbeiter organisiert und ihnen gezeigt, wie man sich wehrt und etwas erreicht. Sie hatten die ersten Landarbeitersyndikate gegründet und ihre Ideen und Kämpfe bis in den letzten Winkel des Landes getragen. Sie hatten Arbeiterbibliotheken errichtet und Schulen gegründet, Kooperativen aufgebaut und Theater übers Land geschickt. Sogar die Musik hatten sie nachhaltig beeinflußt, und anarchistische Vokabeln hielten Einzug in Tangos und Zambas, die von umherziehenden *payadores* auf jedem Fest gesungen wurden. Den Typ des *linyera* hatten sie hervorgebracht,

6) philanthropisch = >menschenfreundlich<, wird oft spöttelnd benutzt für eine Haltung, die in Mensch, Natur und Gesellschaft nur das Gute sieht und die Probleme ignoriert.

einen umherziehenden Agitator mit wallendem Haar und langem Bart; halb Hippie, halb Gelehrter, der mit Büchern, Gitarre und Pferd durch die Pampa zog und den Leuten Lesen, Schreiben und das ABC des Anarchismus beibrachte.

Nun war alles anders. Selbst auf den so beliebten riesigen Picknicks, die die Anarchisten an Wochenenden mit Vorliebe auf den Inseln im Delta des *Rio Paraná* zu veranstalten pflegten, dominierte die Gewaltdiskussion. Sonst ein Ort der Bildung, Erholung und Debatte, wo Anarchisten und Sympathisanten die nächsten Streiks besprachen und Gedichte vortrugen, sangen oder philosophierten, fanden nun Schießübungen statt. Das erschreckte nicht nur die Frauen und Kinder, sondern auch die Flußfischer, die Angst vor verirrten Kugeln hatten. »Wir weisen noch einmal darauf hin, bei unseren Picknicks keine Schußwaffen zu benutzen und bitten, dafür Sorge zu tragen, daß auch die, die nicht in der Lage sind, diese Anweisungen zu lesen, davon in Kenntnis gesetzt werden« schrieb *La Protesta* 1921.

Einig waren sich die verschiedenen Fraktionen schließlich nur noch in ihrer gemeinsamen Betreuung der Gefangenen, Deportierten und Hinterbliebenen. Die gemeinsame Gefangenenhilfe, das *comité pro presos* war der einzige Ort, an dem man noch miteinander sprach. Überhaupt mußte die Bewegung nun immer mehr Energie, Geld und Zeit aufwenden, um den In-



Anarchistische Gewerkschafter vor ihrem Lokal in Rio Gallegos, Patagonien (oben) Gefangene Aufständische unmittelbar vor ihrer Erschießung, Estancia >LaAnita<, 1922

haftierten und ihren Familien zu helfen. Aus der Offensive war man unversehens in die Defensive geraten.

Noch einmal wendete sich das Blatt. 1921/22 erhoben sich die Tagelöhner auf den *Estancias* im fernen Patagonien. Auch hier war es zunächst nur ein Streik, der von spanischen, argentinischen und deutschen Anarchisten der FORA gefuhrt und rasch gewonnen wurde. In Scharen liefen die chilenischen Saisonarbeiter, die als *peones* unter unsäglichen Bedingungen arbeiten mußten, zu den Anarchisten über, und man fragte sich, wieso man eigentlich nicht »die soziale Revolution machen« sollte. Hier, im dünn besiedelten Süden, hatten die Spaltungen kein großes Echo gefunden, und die Regierung war weit. Der Präsident hatte ein solch geringes Interesse an dieser Region, daß sie nicht einmal den Status einer Provinz besaß - Patagonien und Feuerland waren >Nationalterritorien< und befanden sich *de facto* gänzlich in der Hand von englischen Großgrundbesitzern. Ihre Gesellschaften verwalteten das Land fast wie eine britische Kolonie.

In kürzester Zeit besetzten die Anarchisten ein Gebiet, größer als die Bundesrepublik. Die Organisation des Streiks war perfekt, und Reitertrupps stürmten von Estancia zu Estancia, proklamierten den *comunismo libertario* und erklärten Privatbesitz, Armee und Staat für abgeschafft. Die *peones* waren begeistert und einige Tage läng besoffen. Die Anarchisten aber wollten mehr und drängten die Tagelöhner zu Disziplin. Man machte sich Gedanken, wie man die enteigneten Estancias in Selbstverwaltung fortführen sollte. Das wäre sicherlich nicht einfach gewesen, denn die patagonische Schafzucht ist Monokultur[7], die nur vom Export leben kann. Das Landproletariat fand es zwar toll, daß die Blutsauger verjagt waren, aber sie waren unvorbereitet



Coronal Hector Beningno Varela, der »Schlächter von Patagonien«

und nicht wie ihre Klassenbrüder in den Städten seit Jahrzehnten mit den Ideen des Anarchismus vertraut. Aber man wollte es versuchen...

Dazu kam es dann nicht mehr. Nach langem Zaudern entsandte die Regierung eine Strafexpedition. Die Aufständischen konnten sich nicht mehr der Viehzucht widmen - sie mußten sich verteidigen. Es war ein aussichtsloser Kampf.

Das 10. argentinische Regiment leistete ganze Arbeit. Sein Kommandant, Coronel Hector Benigno Varela, war ein winziger Mann mit grenzenlosem Patriotismus, der das Vaterland von dem ausländischen Geschmeiß ein für allemal säubern wollte. Er hinterließ 1800 Tote. Auch die, die sich kampflos ergaben, wurden erschossen. Zuvor mußten sie sich ihre eigenen Gräber schaufeln, denn der patagonische Boden ist steinig und hart, und argentinische Soldaten sind faul. Alles mußte schnell gehen, bevor die Presse davon Wind

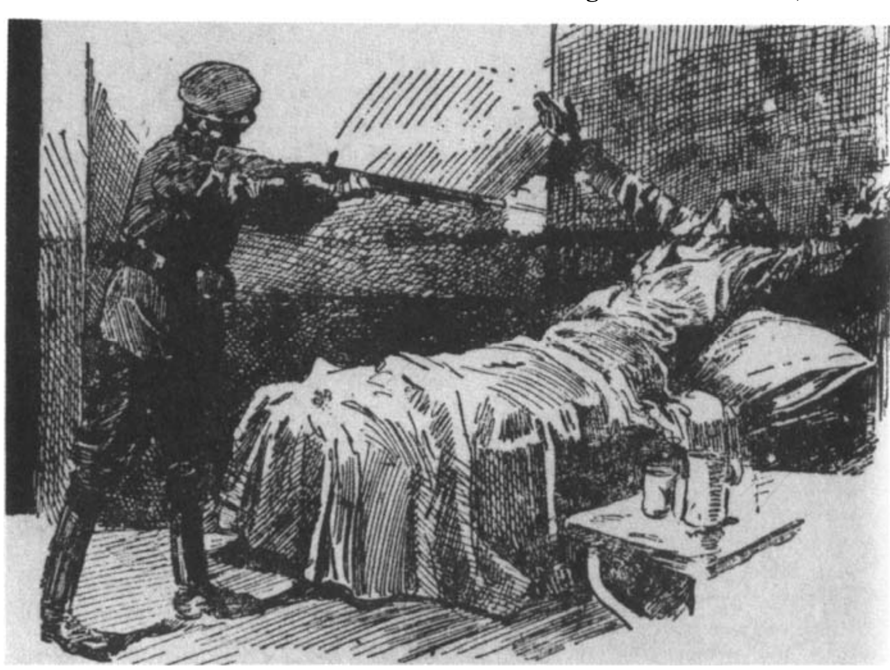
7) Monokultur = landwirtschaftliche Nutzung mit überwiegend nur einem Produkt (Pflanze oder Tier).

bekam, denn Argentinien hatte offiziell die Todesstrafe abgeschafft. Auch diese makabre Tradition hat sich in unsere Tage hinübergerettet.

So, wie Oberst Falcón in Simón Radowitzky seinen Rächer fand, so fand auch Coronel Varela den seinen: der aus Hamburg eingewanderte deutsche Anarchist Kurt Wilckens erschoß ihn ein Jahr später auf offener Straße in Buenos Aires. Wilckens wiederum wurde in der Untersuchungshaft im Schlaf erschossen - von einem Mitglied der *Liga Patriótica* namens Temperley, den die Beamten eingelassen hatten. Temperley seinerseits kam in eine psychiatrische Anstalt, wo er von dem geisteskranken Jugoslawen Lucich mit den Worten »Dies schickt dir Wilckens!« erschossen wurde. Dieser hatte die Waffe von dem russischen Arzt und Biologen Boris Wladimirovich, der zu den >Enteignungsanarchisten< gehörte und eine Wechselstube überfallen hatte. Dafür wurde er zum Tode verurteilt, obwohl niemand verletzt worden war, dann zu lebenslänglich Ushuaia begnadigt. Da er jedoch todkrank war, setzte er seine ganze Intelligenz und Energie dafür ein, als Geisteskranker anerkannt und nach Buenos Aires verlegt zu werden, wo er Lucich zu dem Attentat überreden konnte, da er selber an Temperley nicht herankam.

Diese wahre Moritat von staatlichem und anarchistischem Mord zeigt wie keine andere die endlose Spirale von Gewalt und Gegengewalt, deren absurde Eigendynamik weder zu verstehen noch aufzuhalten ist.

Am 6. September 1930 beendeten die Militärs die Phase von 16 Jahren repräsentativer Demokratie und setzten so den Anfang vom Ende der anarchistischen Bewegung. Der General Uriburu, ein offener Bewunderer Mussolinis, kam an die Macht. Die Uneinigkeit der Anarchisten hatte ihm seinen Putsch ungemein erleichtert, darum



Kurt Wilckens wird im Gefängnis während des Schlafes erschossen

erfolgte er sie um so eifriger. Alle Ge-
verkschaften wurden verboten, benso die Publikationen der Anar-
histen. Der General machte keinen Jnterschied zwischen friedlichen und nilitanten Anarchisten. Beide Strö-
nungen leisteten noch über Jahre hin-
veg erbitterten Widerstand, jede mit hren Mitteln. Aber ihre Kraft war ver-
ehrt.

Das Rückgrat der Bewegung, ihre Verankerung in der Arbeiterschaft, vurde aber erst ab 1945 gebrochen. n den dreißiger Jahren versuchte die Militärregierung, sich eine zahme Ge-
verkschaft heranzuzüchten: die aus Sozialisten, Kommunisten und reinen Syndikalisten gebildete UGT. Die FORA hielt an ihrem alten Kurs fest ınd führte einige mutige, auch erfolg-
eiche Streiks durch und gewann zeit-
veilig sogar wieder Zulauf.

1942 kam durch einen erneuten Putsch Juan Domingo Perón an die Macht, ein macchiavellischer[8] Oberst mit linken Phrasen und rechter Poli-
ik. Er wurde zu einem Volkstribun ınd baute um sich und seine Frau Evita einen Personenkult auf, in des-
em Taumel die Argentinier glaubten, ich von den Ketten des Imperialis-
nus, ihrem nationalen Minderwertig-
eitskomplex und den hohen Brot-
reisen gleichzeitig befreien zu kön-
nen. Perón machte aus der UGT ein Regierungsanhängsel und gleichzei-
ig einen machtvollen Apparat nach aschistischem Muster. Er beschnitt uf der einen Seite gewisse Privilegien ler alten Oligarchie[9], schuf aber gleichzeitig eine neue, privilegierte Kaste korrupter Funktionäre und Mi-
itärs und ganz nebenbei fielen natür-
ich für die Arbeiter auch einige spür-
are Verbesserungen ab. Die Staat-
propaganda verstand es, diese Errun-
genschaften gehörig herauszustellen; in Stoff, aus dem noch heute die My-
hen um Perón und *Evita* gewoben ind. Bis in die siebziger Jahre hinein





Stadtguerilla im Argentinien der 30er Jahre: Überfall auf einen Geldtransport (oben), die >National City Bank< nach einem Bombenanschlag (unten)

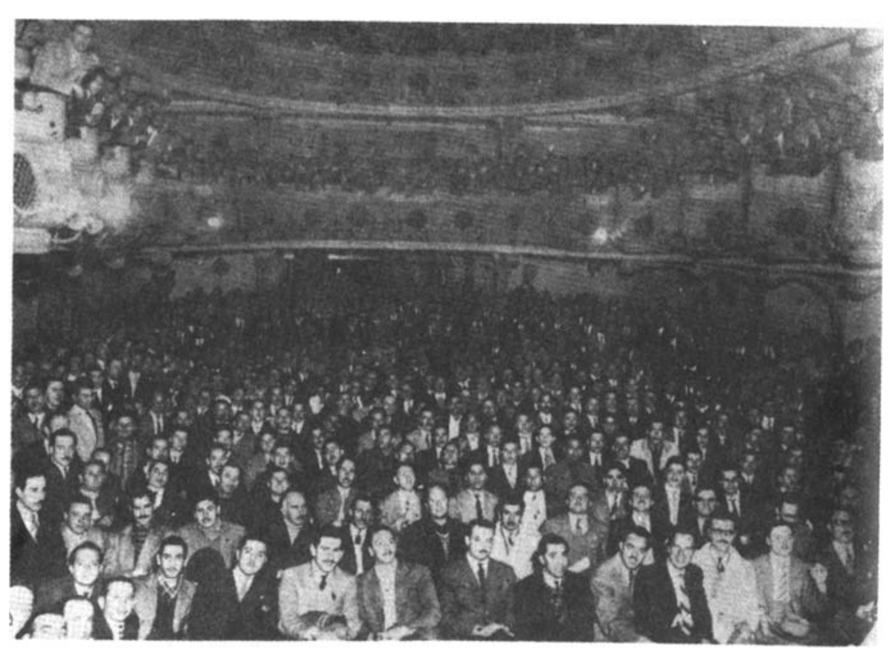
bestimmten wechselweise Perón selber oder sein Mythos die argentinische Politik. Dem waren die Anarchisten nicht mehr gewachsen. Noch in den 50er Jahren dominierten sie in vereinzelten Branchen, führten Streiks und spannten den Peronisten bisweilen noch ganze Syndikate aus. Aber das waren Rückzugsgefechte. Noch heute gibt es in Buenos Aires die FORA, sie hat auch noch ein paar Syndikate, ein Gewerkschaftshaus im Hafenviertel und eine Druckpresse, aber sie fuhrt ein Schattendasein. Ihre Aktivisten stehen fast alle weit im Rentenalter, viele von ihnen saßen lange Jahre in Ushuaia. Auch *La Pro-*

8) macchiavellisch = politisch hinterhältig, unmoralisch, skupellos; Macchiavellismus = eine durch keine Bedenken gehemmte Machtpolitik, die der Macht den Vorrang vor der Moral gewährt, also das anarchistische Verständnis von Staat (nach d. ital. Staatsmann Macchiavelli).

9) Oligarchie = Herrschaft einer kleinen Gruppe, hier: der Reichen (Großgrundbesitzer, Industrielle, Bankiers, Militärs).

testa erscheint noch, ungefähr im neunzigsten Jahrgang und seit kurzem gibt es auch *La Antorcha* wieder. Aber die alte Bewegung, die Arbeiterbewegung, ist tot. Nicht so die anarchistische Idee, und obgleich die alten Namen der historischen Zeitungen wieder auferstanden, sind es doch heute junge Anarchisten, die sie herausgeben. Sie gehören einer anderen Generation an, leben in einer anderen Welt und fetzen sich auch nicht mehr wie seinerzeit ihre Vorläufer. Die anarchistische Idee hat sich gehalten. Sie ist in den kurzen Phasen der Liberalisierung und der Demokratie immer wieder aufgetaucht. 1968, 1974, 1984..., jedesmal schaffte es die Idee überraschend schnell, wieder zu einer Bewegung zu werden. Sie sind wieder da, die jungen Anarchisten. Aber mit neuen Ideen, neuen Strategien, neuem Elan. Vom Syndikalismus der zwanziger Jahre, vom militanten Kampf, von den alten Genossen können sie heute viel lernen - wiederholen können sie diese Bewegung nicht.





Eine anarchistische Streikversammlung, 1943

In diesem schnellebigen Drama der sozialen Kämpfe Argentiniens ist der Held unserer *Story,* món Radowitzky, nur ein Statist. oer kein unbedeutender. Denn er ır wirklich ein Held - seine Genos- ı haben ihn dazu gemacht. In jenen hren war der Name Radowitzky so pulär wie heute Nelson Mandela, ngela Davis oder Andrej Sacharow. eute kennt ihn in Argentinien nie- ınd mehr, man würde seinen Na- en vielleicht für eine Wodkamarke lten. Aber damals, viele Jahre hin- rch, stand er auf Häuserwänden in rlin und Boston, in Tokyo und Lis- oon.

Dabei war Simón eigentlich gar cht der Typ des Helden, eher war er nüchtern und von weichem Gemüt. r die Bourgeoisie Argentiniens war eine Bestie, der Inbegriff der Bos- ftigkeit; für die Anarchisten war er Märtyrer, sie machten ihn zu einer t Heiligen. Ihm selbst war das eher inlich, obwohl ihm die Glorifizie- ng durch seine Genossen aus Bue- s Aires sicherlich das Leben geret- hat. Hätte man ihn hinter den Ge- ngnismauern vergessen, hätte er cht mehr lange zu leben gehabt. Ar- ee und Polizei sahen in ihm eine rausforderung, einen persönlichen ind. Den personifizierten Feind. r seine Mitgefangenen war er nlicht ein guter Freund und Kum- l. Alle, bis hinauf zum Gefängnisdi- ktor, bestätigten ihm ein hohes Maß sozialer Verantwortung und ürde; bis zur Selbstaufopferung zte er sich für andere ein. Im Natio- lgefangnis beschwerte er sich ein- al darüber, daß er in eine triefend ıchte Zelle gesteckt wurde. Der Di- ktor bedauerte, es sei gerade keine dere Zelle frei. Wenn er aber selbst beiten wolle, könne er sich eine ockene Zelle allein zu Ende bauen. món überlegte einen Moment und klärte dann entschieden, dies könne er nicht tun: die Maurer seien zur Zeit im Ausstand und Streikenden würde er nicht in den Rücken fallen. Er kehrte in sein nasses Loch zurück. Viele Mitgefangene hielten ihn deshalb wohl für ein wenig verrückt, aber mehr noch begriffen, was für Simón Radowitzky Anarchismus war: Solidarität mit den Unterdrückten, Kampf den Unterdrückern.

Ich weiß nicht, ob es zwangsläufig so sein muß, aber die meisten Revolutionen bringen ihre Helden hervor. Vielleicht brauchen sie sie, vielleicht glaubt man auch nur, sie würden gebraucht. Jedenfalls wurde der bescheidene Simón zum Idol aufgebaut. Es war eine sentimentale Zeit mit einer blumigen Sprache. Der gepeinigte Russe paßte gut ins Bild. Eine der zahlreichen Broschüren, die die Anarchisten über ihren Gefangenen Nummer Eins herausbrachten, trug den Untertitel »Meinem Freunde Simón Radowitzky als eine Opfergabe - seinen niederträchtigen Häschern als eine Ohrfeige« und schließt mit den Worten »Infamer Mörder, krepier, Verfluchter!« Gemeint war der zweite Direktor der Strafanstalt von Ushuaia, Gregorio Palacios. Diese bombastische Sprache, der *tremendismo,* war sehr in Mode und ganz besonders bei den Anarchisten.

Kein Wunder, daß auch die liberale Presse auf ihn aufmerksam wurde. Selbst der sentimentale *porteño*[10] meinte nun, für eine aus selbstlosen Motiven begangene Tat seien zehn Jahre genug. Für diesen Zeitpunkt wurde allgemein eine Amnestie erwartet. Als sie nicht kam, unternahmen die Anarchisten ihren Befreiungsversuch, aber Simón kam zurück in die »weiße Hölle von Ushuaia«. Es sollte weitere elf Jahre dauern, bis Radowitzky die Freiheit wiedersah: im

10) *porteños* nennt man in der Umgangssprache die Einwohner von Buenos Aires.

Jahre 1930 wurde er begnadigt und gleichzeitig aus Argentinien verbannt. Er lebte zunächst in Uruguay, engagierte sich bei den dortigen Anarchisten, hielt Vorträge, schrieb Artikel, leistete Kurierdienste zu den Genossen in Brasilien. Als die spanische Revolution ausbrach, reiste er nach Madrid und kämpfte gegen Franco und den Faschismus. Die Revolution starb, Simón überlebte. Er konnte nach Mexiko entkommen, wo er bis zu seinem Tode am 29. Februar 1956 ein bescheidenes Leben führte. Er nannte sich nun Raúl Gómez und schrieb Artikel für kleine anarchistische Blätter und schickte Care-Pakete mit Lebensmitteln an politische Gefangene im hungernden Europa - er, die »mordende Bestie«, die der Staatsanwalt einst so beschrieb: »Er gehörte zu jener Kaste von Halbwilden, die in der russischen Steppe vegetieren und ihr kümmerliches Leben zwischen der Unbarmherzigkeit der Natur und den Unbillen ihrer niederen Herkunft fristen...«

Der deutsche Anarchist Augustin Souchy, gestorben 1984 im Alter von 91 Jahren, war ein enger Freund Radowitzkys und wurde sein Biograph. Ihm hat er anvertraut, daß er die Tat alleine geplant und ausgeführt hatte. Die Bombe habe er an seinem Arbeitsplatz heimlich selbst hergestellt, und das Geld für die Pistole mußte er sich buchstäblich vom Munde absparen. Nach der Tat richtete er die Waffe gegen sich selbst, verfehlte aber aus Nervosität das Herz. Er verabscheute Gewalt, und eben deshalb habe er Falcón getötet. »Wenn es oben kein Recht gibt«, erklärte ihm Radowitzky, »muß es von unten ausgehen; wenn das Kollektivgewissen versagt, muß das Individualgewissen reden. Das bewog mich Neunzehnjährigen, selbst Vergeltung zu üben.« Und Souchy fügt hinzu: »Gewalt war für ihn nicht Selbstzweck. (...) Er hatte geistig nichts zu tun mit den fanatischen Attentätern unserer Tage, die bei der Verfolgung ihrer Ziele das Leben Unschuldiger nicht schonen. Sein einmaliger Vergeltungsakt war die Bestrafung eines unter dem Schutz der Staatsgewalt stehenden Schuldigen. Von Attentätern seines Schlages hat kein Volk etwas zu befürchten, das die Freiheit und den Frieden liebt.«



Im Jahre 1930 verläßt Simón Radowitzky das Gefängnis

Simón Radowitzky ist natürlich mehr als nur ein interessanter >Aufhänger<, um etwas über den Anarchismus in Argentinien erzählen zu können. Er ist zugleich einer der letzten anarchistischen Attentäter überhaupt. 1909, als seine Bombe dem Coronel Falcón die Beine zerfetzte, gehörte sein Typus eigentlich schon einer vergangenen Phase des Anarchismus an, einer Phase, die insgesamt kaum zehn Jahre gedauert hatte, aber bis heute jedes gängige Vorurteil über den Anarchismus prägt. Die Anarchisten nannten dies die *Propaganda der Tat,* die Bürger nannten es Mord, Terror, Chaos. Eben das, was man noch heute landläufig unter Anarchie versteht.

Hat irgend jemand das Recht, einem anderen das Leben zu nehmen? Sicher nicht. Auch nicht die Anarchisten. Kann irgend jemand einer geschundenen Kreatur verbieten, sich zu wehren, sich zu rächen? Ja, das kann man, aber es ist lächerlich.

Ein Grundsatz des Anarchismus fordert die *Anwesenheit des Ziels in den Mitteln.* Eine freie Gesellschaft kann man nicht mit unfreien Mitteln erreichen, ein friedliches, harmonisches Nebeneinander nicht mit Dynamit herbeibomben. Tut man es doch, birgt dies bereits den Keim zu neuer Unfreiheit, neuer Gewalt in sich, der in der künftigen Gesellschaft üppig wuchern würde.

Dieser Grundsatz ist also das genaue Gegenteil von solch verbreitetem Irrsinn, daß man etwa über eine >Diktatur des Proletariats< zur sozialistischen Freiheit gelangen könne oder durch Polizeistaatsmethoden zu mündigen Bürgern. Für die Anarchisten heiligt der Zweck also n i c h t die Mittel.

Reden wir deshalb nicht von den spontanen Wutausbrüchen, von geplünderten Kirchen oder erschlagenen Folterern, von angesteckten Polizeikasernen oder gelynchten Staatsdienern. Solche Eruptionen[11] des angestauten Volkszorns wird es immer geben, solange Unterdrückung, Erniedrigung und Demütigung Instrumente der Herrschaft sind; sie haben mit Anarchismus nichts zu tun. Die alten Ostfriesen ließen gelegentlich schon mal einen fürstlichen Steuereintreiber im Grühnkohltopf verschwinden, ein drangsalierter Jude im Jahre Null hat schon mal einen römischen Besatzer erschlagen, auch wurde schon mal ein Inquisitor[12] gelyncht, und auch Benito Mussolini wurde ohne Gerichtsurteil einfach erschossen. Über solche Dinge mag man schaudern oder sich klammheimlich drüber freuen, das ändert nichts daran, daß die Opfer bisweilen den Spieß umdrehen. Denn der Inquisitor, Mussolini und der Römer haben eines gemeinsam: die lange Liste i h r e r Opfer. Nein, das hier wird keine Rechtfertigung von Gewalt. Solche Gewalt entzieht sich jeder Rechtfertigung wie auch jeder Verdammung. Sie wird immer wieder produziert von vorausgehender Gewalt. Sie ist für Täter und Opfer kein ethisches Problem und kennt keine Abwägung von Gut und Böse. Über diese Art von Gegen-Gewalt den Stab zu brechen, wäre so pervers, wie etwa einer jüdischen Mutter, die, nackt, mit ihrem Kind auf dem Arm, in Auschwitz in die Gaskammer getrieben wird und in ihrer Verzweiflung dem SS-Offizier die Pistole entreißt, den Vorwurf der Körperverletzung zu machen. Sowas bringen allenfalls Juristen fertig.

Reden wir statt dessen von g e p l a n t e r Gewalt, von Attentaten. Simón Radowitzky hat den Coronel Falcón nicht in Notwehr erschlagen, sondern an ihm die Toten gerächt. Gewiß, er war betroffen. Er hatte das Massaker auf der Plaza Lorea miterlebt. Mehr noch: als vierzehnjähriger Metallarbeiter war er in seiner ukrainischen Heimatstadt Jekaterinoslaw bei einer Straßendemonstration von Kosaken durch Säbelhiebe an der Brust so schwer verletzt worden, daß er ein halbes Jahr krank im Bett liegen mußte. Damals wurde Simón Anarchist. All das ist vielleicht für einen Psychologen oder Staatsanwalt von Interesse. Ich aber will Simón Radowitzky nicht verteidigen oder verurteilen, geschweige denn psychisch sezieren. Mich interessiert das Verhält-

11) Eruption = Ausbruch, plötzliche Entladung von angestauter Wut.

12) Inquisitor = von der kath. Kirche bis ins 18. Jahrhundert eingesetzte Beamte, die Hexen, Andersgläubige, Häretiker, Ketzer usw. mittels Denunziation, Gefangennahme, Befragung, Folter und anderer Quälereien >überführen< sollten. Die meisten Menschen, die je der Inquisition in die Hände fielen, wurden grausam hingerichtet.

nis, das Anarchisten zu individueller Gewalt haben.

Es hat tatsächlich eine Zeit gegeben, in der große Teile der anarchistischen Bewegung im individuellen Attentat den Stein der Weisen sahen. Diese Phase, vor allem in Frankreich, aber auch in Rußland und vereinzelt in Spanien, Deutschland[13] und Italien, hatte ihren Höhepunkt in den Jahren 1891 bis 1894. Sie machte aus der Not eine Tugend, und ihr Konzept leuchtete besonders den Verzweifelten ein. Die Not bestand darin, daß die Arbeiterbewegung nach der blutigen Niederschlagung der Pariser Commune von 1871[14] in einer Sackgasse steckte. Sie war die erste organisierte Erhebung des Proletariats gegen Staat, Kapital, Armee, Kirche und bürgerliche Institutionen. Sie war ihren Formen und Inhalten nach libertär und endete unerhört brutal: Tausende *communards* wurden ermordet, eingekerkert, verbannt. Andererseits lebte die Arbeiterschaft in jenen Jahren in dem Glauben, die soziale Revolution stünde unmittelbar vor der Tür. Fast zwangsläufig erwartete man ihr Erscheinen, wenn nicht heute, dann spätestens übermorgen. Man müsse Staat und Kapital nur mal kräftig gegen's Schienbein treten, dann würden sie schon umfallen.

Als der kollektive Aufstand scheiterte, schlug die Stunde der individuellen Kämpfer.

Sie predigten eine einfache Idee: einzelne, entschlossene Männer sollten besonders verhaßte Repräsentanten des Systems - Könige, Bischöfe, Polizeichefs, Präsidenten - durch gezielte Attentate töten. Die wären dann ja nicht mehr da, der Gegner also geschwächt. Das wiederum würde dem Volk Mut machen, sich zu erheben. Ein jeder würde erkennen, daß der mächtige Gegner verwundbar sei. Die Prozesse könne man zu leidenschaftlichen Anklagen gegen das System nutzen, darin läge großer propagandistischer Wert. Und wenn man dann angesichts der Guillotine ein entschlossenes *»Vive l'Anarchie!«* ausrief, hätte man der Idee einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Außerdem brauchte man dazu keine starke Bewegung, nur ein paar Entschlossene.

Es war wie ein Patentrezept, das alle Probleme der verzweifelten Bewegung jener Jahre mit einem Schlag zu lösen schien. Den Pferdefuß, daß man dabei die >Anwesenheit des Ziels in den Mitteln< vergessen mußte, also mit unfreien Mitteln freie Zustände geschaffen werden sollten, >vergaßen< die meisten Anhänger dieser Richtung in ihrer Begeisterung.

Die Sache hatte aber noch mehr Haken. Das Volk tat alles andere, als den Attentätern begeistert nachzustürmen. Es glotzte, es konsumierte, es applaudierte allenfalls. Statt zu zerfallen, festigte sich die Macht der Herrschenden. Unter dem Druck des Dynamits verschwanden Rivalitäten. Statt zu Kreuze zu kriechen, holte der Machtapparat zum Gegenschlag aus: jeder Anarchist, ja, die gesamte Arbeiterbewegung mußte mit Verfolgungen, mit Verhaftungen, mit er Liquidierung rechnen. Die ausgeflipptesten Kriminellen begannen plötzlich, ihre Taten mit dem Zauberwort > Anarchie!« zu rechtfertigen. Der gesamte Anarchismus konnte nun mit Leichtigkeit diffamiert werden, jeder Anarchist war fortan ein Bombenleger, nichts weiter. Am Ende blieb der Bewegung nur ein Haufen Märtyrer und viel zerschlagenes Porzellan.

13) 1883 versuchte eine Anarchistengruppe um den Schriftsetzer August Reinsdorf, den Kaiser zusammen mit den deutschen Fürsten und dem gesamten Hochklerus anläßlich der Einweihung des Niederwald-Denkmals in die Luft zu sprengen. Das Attentat scheiterte, nie mand kam zu Schaden. Reinsdorf wurde 1985 enthauptet.

14) Vom 18. 3. bis 29. 5.1871, in der Folge der frz. Niederlage im Kriege mit dem dt. Reich.



In einer zeitgenössischen Broschüre wird Simón Radowitzky als >Heiliger< dargestellt; bei anderer Gelegenheit nennt man ihn gar den >Christus des 20. Jahrhunderts <.

Dabei hatte nur ein Teil der Anarchisten die Propaganda der Tat getragen, und nur eine kleine Minderheit sie jemals angewandt. Der wirbelte dafür aber um so mehr Staub auf. Der größere Teil sprach sich entschieden dagegen aus, unter ihnen auch Kropotkin und Malatesta. Es sei eine Illusion, den Zusammenhalt der Ausbeuter durch ein paar Kilo Sprengstoff brechen zu können. Diese Lehre kam den Anarchisten teuer zu stehen, und sie zahlen noch heute dafür. Dafür aber war die Lehre von Dauer: die Zeit der Propaganda der Tat war mit dem 1. Weltkrieg endgültig vorbei. Zwar wurde auch in späteren Kämpfen noch Gewalt angewendet, auch wurden noch Attentate verübt, aber als beispielsweise die spanische Gruppe >Los Solidarios< 1923 einen der Verantwortlichen für die zahllosen Morde der *pistoleros* des Unternehrcierverbandes erschoß[15], so war das ein Akt der Notwehr, der die absolute Ausnahme bildete, der im Rahmen einer kollektiven Strategie stand und von dem man sich auch nicht den Ausbruch der Revolution erhoffte. Das mag dem Opfer wohl ziemlich egal gewesen sein, aber daß individueller Terror kein Kampfmittel des Anarchismus sein kann, ist in der anarchistischen Bewegung seit sechzig Jahren eine Binsenweisheit. *»Tou can't blow up a social relationship«* lautet der Titel einer Streitschrift, die australische Anarchisten im Jahre 1985 gegen eine Gruppe junger Linker veröffentlichte, die davon träumten, in ihrem Land eine Guerillabewegung à la RAF zu gründen.

Aber auch der Teil der Bewegung, der damals ans Dynamit glaubte, tat dies nicht ohne Skrupel und durchaus selbstkritisch. *Les Temps Nouveaux* schrieb 1895: »Unter den Unglücklichen, die von den Zuständen des gegenwärtigen Lebens hingeopfert werden, begehen die einen direkt Selbstmord, während die anderen es vorziehen, sich vorher an jenen zu rächen, denen sie die Schuld an ihrem Elend

15) Vergleiche Kapitel 5!

zuschreiben. Der Anarchismus kann solche Akte weder verhindern noch hervorrufen. Es ist nicht der Anarchismus, der das Elend und die Unterdrückung hervorruft.«

Jedenfalls verschwand diese bombige Idee ebenso schnell wieder, wie sie aufgetaucht war. Die große Mehrheit der Bewegung sah rasch ein, daß dies weder ein erfolgversprechender, noch ein vertretbarer Weg zur Freiheit sein konnte. Der Anarchismus überwand diese Krise und entwickelte neue, konstruktivere Formen des Kampfes. Der Schatten der Bombe aber lastet noch heute auf ihm.

Das ist nicht nur ungerecht, sondern geradezu grotesk. Die Frage der Gewalt ist für den Anarchismus in keiner Weise prägend oder entscheidend. In ihr unterscheidet er sich nicht im geringsten von allen anderen politischen, religiösen oder weltanschaulichen Strömungen.

Der Anarchismus ist keine einheitliche, in sich geschlossene Lehre und auch keine homogene Bewegung. Er ist zunächst nichts weiter als eine Geisteshaltung mit einem zentralen Freiheitsbegriff, und unter diesen Begriff kann sich ein jeder stellen. Anarchisten haben keine Parteien und Mitgliedsbücher, keine Gewissensprüfungskommissionen, Aufnahmerituale oder Ausschlußverfahren. Niemand kann einem anderen verbieten, sich Anarchist zu nennen und vielleicht etwas ganz anderes darunter zu verstehen als andere. So ist es ganz verständlich, daß es immer Anarchisten gab, die Gewalt prinzipiell und kategorisch ablehnten, aber auch solche, die Gewalt zum Prinzip erhoben. Zwischen diesen beiden Extrempositionen liegt die ganze Bandbreite einer bunten, vielfaltigen Bewegung.

Das ist aber überall so und keinesfalls charakteristisch für Anarchisten. Liberale und Nationalisten, Rassisten und Christen, Mohammedaner und



Radowitzky im Exil in Mexiko in den 50er Jahren

Republikaner, Demokraten und Kommunisten, Imperialisten und Sozialisten, Sandinisten und Protestanten, Palästinenser und Israelis, Unternehmer und Separatisten, Föderalisten und Faschisten, Kaufleute, Forscher und Wissenschaftler, Braune, Rote, Schwarze, Grüne, Bunte und Schwarzrote haben zu allen Zeiten mehr oder weniger intensiv Gewalt angewandt, haben Bomben gelegt, Menschen getötet, Geiseln genommen, ohne daß es einem vernünftigen Menschen einfallen würde, auch nur eine dieser Strömungen als Bombenleger zu definieren. Die absolut meisten Morde indes geschehen im Namen des Staates; das ist so offensichtlich, daß man es nicht einmal zu beweisen braucht. Er baut, besitzt und benutzt die meisten Bomben, und das ist das eigentlich Groteske an dem Gewaltvorwurf gegen den Anarchismus: objektiv betrachtet ist der Staat der berufsmäßige Terrorist unter allen Terroristen. Er baut seine Bomben nicht in Schwarzarbeit wie Simón Radowitzky, sondern massenweise in Fabriken. Er unterhält eine ganze Klasse von Men-

schen, die berufsmäßig zum Morden und Bombenwerfen ausgebildet werden. Oder was ist ein Luftwaffenpilot etwa anderes als ein professioneller Bombenwerfer? Im Vergleich zum Terrorpotential des Staates sind die paar anarchistischen Attentäter — vielleicht zwei Dutzend an der Zahl - hoffnungslose Dilettanten. Der Staat, seine Armeen, seine Polizisten, seine *agents provocateurs,* seine Geheimdienste, das sind die Profis. Ein Blick in eine beliebige Tageszeitung von heute beweist, daß die Anklage des Staates gegen die Anarchisten, sie befürworteten Gewalt, nichts als Heuchelei ist. Die Schlagzeilen sind voll von Terror und Gegenterror. Kein Hahn kräht danach. Für den Staat war Gewalt nie eine Frage von Moral, für ihn ist sie ein wichtiges Monopol. Er hat nur Angst, daß ihm jemand ins Handwerk pfuscht und seine eigenen Waffen gegen ihn kehrt.

Der israelische Staat und die Palästinensische Befreiungs-Organisation bekämpfen sich seit zwei Generationen ausschließlich mit den Mitteln des Terrors: Bomben, Mord, Geiselnahme, Angriffe auf Flugzeuge, Attentate. Zehntausende Menschen sind diesem Konflikt schon zum Opfer gefallen, und es ist nur einer von zahllosen Konflikten auf dieser Erde. Worum geht es? Letztendlich um zwei verschiedene Auffassungen von *Staatlichkeit,* um eine Gruppe von Menschen, die einen Staat haben, und eine andere Gruppe, die einen gründen will. Hier heiligt der Zweck tagtäglich jedes Mittel. Der ehemalige Staatspräsident Israels, der am Anfang seiner Karriere noch eigenhändig Menschen erschoß und Bomben legte und dies später den von ihm bezahlten Fachleuten befahl, ist ein großer Staatsmann und erhielt den Friedensnobelpreis. Der Führer der Palästinenser, für den dieser Lebenslauf ebenso gilt, ist gleichfalls ein großer Politiker und hält Reden vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen. Kann sich jemand vorstellen, daß jemals der Staat als Terrorist definiert würde? Kann sich jemand vorstellen, daß jemals Simón Radowitzky vor einem Völkerparlament hätte sprechen dürfen?

Zweifellos ist es statistisch, historisch und moralisch eher zu vertreten, die katholische Kirche als >Folterer< zu bezeichnen oder den Staat als /Terroristen als den Anarchismus als >Bombenwerfer<. Es tut aber niemand, denn alle diese Definitionen sind absurd, alle drei.

Ich sagte vorhin, niemand habe das Recht, einen anderen zu töten, und das gelte auch für Anarchisten. Die Betonung liegt aber auch auf niemand: Weder der Mörder hat dieses Recht, noch sein Henker hat es, weder Radowitzky hatte ein solches Recht noch Falcón, noch die Richter, die ihn zum Tode verurteilen, weder der unterdrückte Mensch noch der Unterdrücker. Nur - wer sich am allerwenigsten an diese Ethik hält, ist der Staat.

Die moralische Frage von Gewalt ist ein Problem, mit dem sich die Anarchisten immer herumgequält haben und mit dem sie sich auch weiter herumquälen werden. Der Staat tut das nicht. Anarchisten müssen mit diesem ihrem Widerspruch leben und selber zurechtkommen - der Staat soll dazu gefalligst seinen Mund halten. Idi Amin als Kommissar für Menschenrechte könnte nicht absurder sein als der Staat in der Rolle einer moralischen Instanz in der Gewaltfrage.

Bertrand Russell, der englische Philosoph, Pazifist und Anarchist, hat das treffend ausgedrückt: »Anarchisten glauben, ebenso wie Sozialisten, an die Notwendigkeit des Klassenkampfes, und wenn sie Bomben benutzen, dann ist das genauso, als wenn Regierungen im Krieg Bomben benutzen. Aber für jede Bombe, die je

ein Anarchist geworfen hat, und für jeden Menschen, der durch anarchistische Gewalt getötet wurde, wurden Millionen durch staatliche Gewalt ermordet. Wir können daher die ganze Frage der Gewalt, die in der allgemeinen Einbildung eine sehr große Rolle spielt, beiseite lassen, weil sie weder etwas Wesentliches, noch etwas Besonderes für die anarchistische Position darstellt.«

Das Dilemma der Anarchisten ist damit freilich nicht gelöst, wie das Beispiel Argentinien zeigt. Hier wurde besonders klar, daß sich Gewalt oft nicht vermeiden läßt. Man muß schon die Seele eines Märtyrers haben, um sich gegen den Staatsterror nicht zu wehren. Die argentinischen Anarchisten waren solche Märtyrer nicht, sie haben sich gewehrt.

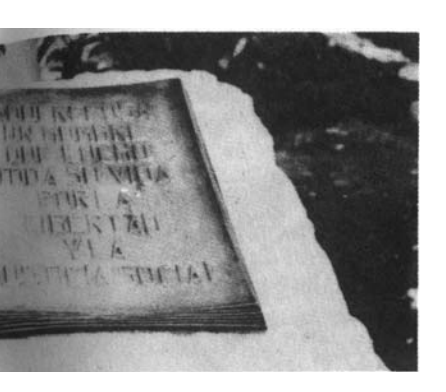
Jeder, der nicht meint, die Herrschenden würden eines Tages wegen der besseren Argumente der Unterdrückten freiwillig abdanken, muß wissen, daß sich gewaltsame Auseinandersetzungen - gleich in welcher Form - kaum vermeiden lassen werden. Gewalt kann viele Formen und Gesichter haben, und letztendlich ist schon der Druck, den Menschen auf andere Menschen ausüben, damit diese etwas tun, was sie nicht wollen, eine Form der Gewalt. Ein Hungerstreik Gandhis ist in diesem Sinne ebenso Gewalt wie Machnos Guerillaarmee. Es dürfte wohl auf der Hand liegen, daß für Anarchisten die Gewalt à la Gandhi< im Zweifelsfalle der >Gewalt à la Machno< fraglos vorzuziehen ist. Nur: die Herrschenden stellen die Machtfrage meist in ihrem Sinne und mit ihren Mitteln, und diese Mittel bestehen meist in nackter Gewalt.

Gewalt bei Anarchisten darf daher nie zum Selbstzweck werden, zu etwas, an das man sich gewöhnt, woran man sich begeistern kann. Die Glorifizierung von Waffen, Helden, Kampf



Das Grab von Simón Radowitzky

sind sichere Anzeichen für dieses Übel. Für einen Anarchisten kann Gewalt allenfalls zu einem widerlichen, zeitweise notwendigen Übel werden, dem man keine Chance geben darf, sich zu verselbständigen. Das war sicher einer der Gründe, warum kämpfende Anarchisten - sei es in Kronstadt, in Paris, in der Ukraine, Spanien oder Patagonien - sich niemals als Soldaten verstanden haben und stets darauf aus waren, ihre Kampfgruppen so schnell wie möglich wieder aufzulösen. Dem radikalen Flügel der argentinischen Anarchisten ist die Gewalt zeitweise zum Wegweiser geworden. Sie hat sich verselbständigt, war nicht mehr M i t t e l, sondern I n h a l t des Kampfes. Das war sehr tragisch, nicht nur wegen der vielen Opfer auf beiden Seiten. Schlimmer war. daß das Ziel dabei auf der Strecke blieb. Solange der argentinische Anarchismus mit der großen Masse der Ärmsten rechnen konnte, solange die soziale Lage der Menschen aus Unterdrückung und krassem Elend bestand, war die Bewegung stark, war ihre Kreativität lebendig. Die Regierung in Buenos Aires brauchte bloß ein paar Brosamen ausstreuen, hier und da Verbesserungen einführen und gleichzeitig gewalttätig provozieren, und schon setzten sich die Anarchisten schachmatt. So leicht konnte man sie austricksen! Auf diese Strategie fanden sie keine passende Antwort



mehr. Die hatten über dem Kampf vergessen, auch k o n s t r u k t i v zu denken. Sie konnten keine Wege mehr aufzeigen, wie man zur neuen Gesellschaft kommen kann.

Die >Anwesenheit des Ziels in den Mitteln< ist ein intelligenter Grundsatz des Anarchismus. Jeder Mensch weiß, daß das ein Z i e l ist, ein Ziel, das man beständig anstreben muß, das aber nicht immer einzuhalten ist. Eine *Maxime* wie die Philosophen sagen würden. Die argentinischen Anarchisten haben diese Maxime zu oft aus den Augen verloren.

In der hitzigen Polemik der zwanziger Jahre schrieb die junge Anarchistin Victoria D'Andrea, die den bewaffneten Widerstand durchaus verteidigte, den Anarchisten von damals und denen von heute diese einfachen Sätze ins Stammbuch: »Wir sind nicht Anarchisten, weil wir hassen, sondern weil wir das Leben lieben; der Mensch ist von Natur aus ein geselliges Wesen, und wir kämpfen dafür, daß jeder wieder zu seinem Recht kommt, über sein Leben zu verfügen, das heißt, die jetzige Gesellschaftsform zu vernichten und eine anarchische aufzubauen, die der natürlichen Entwicklung des Menschen gerecht wird. Da für uns Mord unmenschlich ist, können wir ihn nicht als Kampfmethode akzeptieren.«

Bücher:

Über den *argentinischen Anarchismus* gibt es in Deutsch nur spärliche Literatur; in Spanisch umfangreicheres Material. Der Aufstand von Patagonien wurde erst seit 10 Jahren systematisch aufgearbeitet; der deutschstämmige Argentinier Osvaldo Bayer hat fünf Bände darüber veröffentlicht, die nicht übersetzt vorliegen. Kürzere Abhandlungen finden sich in:

- **Osvaldo Bayer, *Anarchismus in Argentinien,*** 32 S., Verlag Die Schwarze Kunst, Elmstein/Pfalz
- **Osvaldo Bayer, *Des Siegers einzige Niederlage,*** in: >Hoffnung in der Hölle, Lateinamerikanische Skizzen<, 160 S., Konter Verlag, Nürnberg
- Bruce Chatwin, *In Patagonien,* 266 S., Rowohlt Verlag, Reinbek
- Augustin Souchy, *Vorsicht Anarchist!* (insbes. die Kap. 6, 9, 16), 309 S., Trotzdem-Verlag, Grafenau
- **Augustin Souchy, *Betrifft: Lateinamerika,*** edition mega, Frankfurt
- **Carlos Rama, *Die Arbeiterbewegung in Laetinamerika - Chronologie und Bibliographie 1492-*** *1966,* 294 S., Verlag Gehlen, Bad Homburg

Zur Problematik von *Gewalt/Terrorismus* gibt es eine Unmenge Literatur, hier eine kleine Auswahl:

- **Bertrand Russell, *Wege zur Freiheit. Sozialis mus, Anarchismus, Syndikalismus,* 173 S., Suhr**kamp-Verlag, Frankfurt
- **April Carter, *Direkte Aktion. Leitfaden für den gewaltfreien Widerstand,* 78 S., Ahde-Verlag,** Berlin
- **George Woodcock, *Der gewaltlose Revolutionär. Leben und Wirken Mahatma Gandhis,* 124 S.,** Zündhölzchen Verlag, Kassel
- **R. E. Bell, *Die Propaganda der Tat,* 63 S., Li**bertad Verlag, Berlin
- **Johann Most, *Revolutionäre Kriegswissenschaft,*** 74 S., o.O., o.J. (zahlreiche Nachdrucke der Ausgabe von 1885)
- **Michael Bakunin, *Gewalt für den Körper. Verrat für*** *die Seele?,* 126 S., Karin Kramer Verlag, Berlin
- **Rudolf Rocker, *Gefahren für die Revolution,*** 34 S., Verlag Die Freie Gesellschaft, Hannover

Auch zum Thema *Anarchosyndikalismus* gibt es mittlerweile viele Bücher, wie zum Beispiel:

- **Peter Kropotkin, *Syndikalismus und Anarchismus,*** 16 S., Verlag Anarchistische Vereinigung Norddeutschland, Meppen/Ems
- **Errico Malatesta., *Anarchismus und Syndikalismus,*** 47 S., Libertad Verlag, Berlin
- **Rudolf Rocker, *Anarchismus und Anarcho*-**\
syndikalismus, 54 S., Ahde-Verlag, Berlin
- Initiative Freie Arbeiter Union, *Arbeitsgrundlage der FAU,* 32 S., Selbstverlag der FAU, Köln
- **Helmut Rüdiger, *Sozialismus in Freiheit,* 156** S., Verlag Büchse der Pandora, Wetzlar

3. Der Plüschsessel



Bernhard, schau doch mal herüber…«

»Was denn?«

»Wer hat denn diesen Bockmist verzapft? So kann man das doch nicht durchgehen lassen.«

Bernhard Becker kam müden Schrittes an die Arbeitsbank, wo der Redakteur Most über die Korrekturfahnen gebeugt stand. Neben ihm lag das Blei der frisch umbrochenen[1] Titelseite der >Chemnitzer Freien Presse<, und vor ihm stand ein halb leergetrunkener Krug Bier.

»Hier schreibt mal wieder wer so lahm wie ein Zechengaul: >…daher hat der Reichstag dem Proletarier gegenüber die Pflicht, unsere Petition positiv zu bescheiden. Zehn Stunden Tagesarbeit sind wahrlich genug! Der Proletarier ist Teil, ist Glied der Nation, und wenn der Reichstag die Vertretung der Nation ist, kann er diese unsere Petition nicht zurückweisen...< Wer soll ihm das wohl glauben? Vielleicht die Chemnitzer Maschinenbauer? Das ist doch reinstes Opportunitätsgeschwafel!«

Most langte nach seinem Bierkrug und tat einen Zug. Das Gebräu war schal, aber er merkte es nicht. Als er den Krug wieder absetzte, platzte er heraus:

»Ich werde das umschreiben! Man muß den Arbeitern sagen, was wirklich ist. Vom Reichstag irgendwelche Reformen zu erwarten, ist einfach lächerlich. Ebensogut könnte man von einem Dornbusch Trauben ernten. Der Reichstag ist doch zu ganz anderen Zwecken da; er hat nur die nötigen Mittel für den Militarismus zu beschaffen und der kapitalistischen Gründlerei unter die Arme zu greifen, nach Bismarcks Pfeife zu tanzen und im übrigen das Maul zu halten...« Most hielt inne und schaute Becker erwartungsvoll an. Der lächelte nur matt und entgegnete: »Der Artikel ist von Hasenclever, das wird Ärger geben.«

»Um so schlimmer«, ereiferte sich der Redakteur erneut, »gerade die Parteileitung darf keine falsche Hoffnung nähren. Was meinst du wohl, wo die Petition landen wird? Ich will es dir sagen - im Papierkorb!«

Becker zuckte resigniert die Schultern: »Und was würdest du den Arbeitern erzählen? Sollen sie sich aufhängen?«

»Unsinn! Wir dürfen ihnen nur eine Hoffnung weisen, die einzig wahre, die ihr Los ändern wird. Die soziale Revolution, Bernhard! Die soziale Revolution!! In meiner ersten Rede in Chemnitz hier, du weißt es doch, habe ich genau dasselbe gesagt, und die Massen haben gejubelt...«

»Und du hast Redeverbot in Leipzig, Dresden, Glauchau, Meerane, Reichenberg und überall sonst erhalten...«

»...ja, mein Lieber, und bin sofort Herausgeber der Chemnitzer Freien Presse geworden und Euer Reichstagskandidat...«

Becker gab auf. Diese Diskussion hatten die beiden schon zu oft geführt, und im Grunde hatte Most ja recht. Die Petition würde sehr wahrscheinlich abgelehnt, und den meisten Parteigenossen ging die Art, wie der Vorstand abwiegelte und die sozialistische Revolution auf den Sanktnimmerleinstag verschob, schon lange gegen den Strich. Trotzdem - dieser Most wollte immer mit dem Kopf durch die Wand. Besser gesagt, mit dem Maul, denn eines mußte man ihm lassen: war er auch der radikalste Kopf der Sozialdemokratie weit und breit, reden konnte der Johann, daß die Fetzen flogen und ihm die Herzen zu Füßen lagen. Und schreiben. Binnen weniger Wochen hatte er das sieche Blättchen wieder in Schwung gebracht, und die Chemnitzer Freie Presse verkaufte nun jeden Tag 1200 Exemplare. Als Most kam, waren es gerade noch 200 gewesen. Vor wenigen Wochen erst waren sie aus dem alten Pferdestall in eine richtige Werkstatt umgezogen und hatten eine Schnellpresse gekauft...

»Na, was meinst du, Bernhard, soll ich einen neuen Leitartikel schreiben?«

»Johann, es ist dreiviertel zwölf! In zwei Stunden muß das Blatt in Druck und heute noch mußt du auf der Versammlung sprechen. Für den Parteikongress in Dresden liegt auch noch eine Menge Arbeit auf deinem Schreibtisch. Ich würd's lassen...«

»Ach, hols der Teufel, du hast ja recht. Aber eins will ich dir sagen: die Hasencleverei werden sich die Arbeiter nicht mehr lange gefallen lassen. Dieser weltfremde Kathederoberlehrer auf seinem Thron hat doch keine Ahnung, wie's hier unten in der Arbeitswelt wirklich aussieht. Auf dem Kongress werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen.«

1) Früher wurde die Schrift von Büchern und Zeitungen in Bleilettern >gesetzt<. Die einzelnen Schriftspalten wurden aufgeteilt und zu Seiten angeordnet: der *Umbruch.* Zuvor nahm man von den Spalten einen Abdruck, die *Korrekturfahne,* um nach Fehlern zu suchen.

»Aber ja doch, Johann... und nichts für ungut, doch hier ist die Lithographie für die Titelseite. Wir müssen noch zwei Zoll unten wegnehmen oder auf die Vignetten verzichten...«

»In Dreiteufelsnamen die Vignetten raus! Der Stich von der Pariser Commune wird mir nicht verhunzt!«

Die beiden Männer gingen wieder an die Arbeit. Die Zeit drängte, das sozialistische Tageblatt mußte heute früher erscheinen, und es wurden zweitausend zusätzliche Exemplare gebraucht. Denn heute sprach Johann Most auf einer öffentlichen Veranstaltung, da gab es immer regen Zulauf und großen Absatz.

Eine Stunde verging, bis alles für den Druck fertig war. Die Pariser Barrikade prangte unbeschnitten auf der ersten Seite, umrahmt von dem lahmen Artikel Hasenclevers, der Johann Most soviel Verdruß machte.

»Komm, faß mal mit an. Wir bringen den Umbruch schon rüber zur Presse. - Ja, so,... hier, gib acht, daß du nicht stolperst und die Lettern wieder durch die Werkstatt purzeln wie neulich...«

»Schon gut, ich schaffs schon - so. Wie ist's, kommst du mit zur >Stadt Köln<? Es ist schon Mittagszeit, und die Wirtin wartet nicht gerne. Heute gibt's Leberfleck mit Wirsing.«

»Ach, Bernhard, geh' du nur allein. Ich hab' noch zu tun... du weißt ja, die Rede für heute abend und da ist auch noch ein Brief von den Wiener Kameraden, der dringend auf Antwort wartet. Ich mach' mir einfach die Graupen von gestern warm. Ein frisches Bier kannst du mir aber mitbringen, dieses hier schmeckt schon so fad wie das Gerede der Pfaffen.«

Bernhard Becker schlüpfte in sein Cape und setzte seinen Hut auf, denn es regnete. Beim Hinausgehen schüttelte er kaum wahrnehmbar den Kopf. Dieser Hansdampf! Wo der nur die Energie hernahm? Vergangene Nacht war er erst um ein Uhr früh von einer Versammlung heimgekehrt und hatte sich dann darangemacht, die Abonnentenlisten zu revidieren. Kaum vier Stunden hatte er auf dem schäbigen Sofa im Redaktionszimmer geschlafen, und schon in der Früh stand er wieder am Setzkasten. »Dem fehlen Frau und Kinder«, dachte der verheiratete Becker, »dann vergehn ihm auch die Flausen.«

Most hatte sich unterdessen heißen Tee aus der Kanne nachgegossen, die auf dem Kanonenofen stand, und es sich auf dem Sofa bequem gemacht. Die Füße hatte er hochgelegt und unter die Schuhe eine Ausgabe der Vossischen Zeitung geschoben. Auf seinen Knien lag ein Stoß Papier; ein wüstes Durcheinander von Notizen, Druckfahnen, Ausschnitten aus Zeitungen und Briefen. Auf dem Stuhl neben ihm stand eine Zigarrenkiste. Mit einem Seufzer fingerte der Redakteur, dankbar über die endlich eingekehrte Ruhe, in dem Kästchen herum und fand noch zwei Zigarren darin. Schmunzelnd nahm er eine heraus, biß das Ende ab und spuckte es auf den Boden. Die Dinger waren von der billigen Sorte und trugen den Namen >Vaterland<. Das machte nichts; der >vaterlandslose Geselle< war nicht kleinlich in kleinen Dingen.

Es klopfte.

Most kümmerte sich nicht darum.

Das Klopfen wurde heftiger.

».. .Verdammt...« Ächzend kam der Redakteur vom Sofa hoch. »Ich komme ja schon!« Er schaute auf seine Taschenuhr. »Nicht mal die Mittagsruhe respektieren die Leute«, murmelte er, als er den Riegel zurückschob.

Vor ihm stand der Amtsdiener Ratznick, in voller Uniform und mit dem kurzen Säbel. Most kannte ihn gut.

»Na, Ratznick, was führt denn die Obrigkeit zu mir? Etwa wieder eine neue Anklage? Das wäre die vierund-

vierzigste in diesem Jahr - hab' ich wieder mal Hochverrat begangen?«

»Nein, mein lieber Most, diesmal ist's schlimmer. Ich habe strikten Befehl, Sie zu sistieren und stante pede zur Polizeidirektion zu eskortieren!«

»Und wenn Sie mich nun nicht an getroffen haben?«

»Nein, nein, mein Lieber, diesmal geht's nicht so glimpflich ab.« Ratznick beugte sich vertrauensvoll vor, und fast flüsternd fuhr er fort: »Es ist der Polizeidirektor höchstselbst, der nach Ihnen schickt. Er hat sich eigens aus Leipzig herbemüht. Mir scheint, er will ein Exempel statuieren.«

»Na, aber meinen Tee werd' ich doch wohl noch trinken dürfen? So kommen Sie doch herein!«

Der Amtsdiener trat über die Schwelle, nahm seine Pickelhaube ab und setzte sich auf den Stuhl, den ihm der Redakteur hinstellte. Er strich sich übers schüttere Haar und seufzte vernehmlich. Überhaupt schien er nicht sehr glücklich zu sein.

»Sie wissen, Herr Most, ich mach' das nicht gerne...«

»Ja, ja, ich weiß, Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps.« Jovial bot Most dem Beamten seine letzte >Vaterland< an. Dieser akzeptierte dankend, und nachdem Most seinen Tee getrunken hatte, zogen beide durch die regennasse Gasse zum Polizeigebäude.

Die Unterredung dort war kurz, aber heftig. Der Polizeidirektor Rüder war, in Begleitung eines jungen Staatsanwaltes, eigens aus Leipzig angereist, und Rüder war ein Mann, der Achtung gewohnt war und keinen Widerspruch duldete. Mit knappen Worten eröffnete er Most, daß er binnen zwölf Stunden die nun fälligen Geldstrafen für die achtzehn Delikte zu zahlen habe, was nach Abzug der Kostenerstattung für die 25 Freisprüche noch immer einen Betrag von 120 Talern ausmachte. Most konterte frisch drauflos, wie es so seine Art war: daß er sechs Taler Wochenlohn erhielte und damit besseres zu tun hätte, als die sächsische Justizkasse zu mästen. Alsdann wandte er sich dem jungen Staatsanwalt zu und begann auf diesen einzureden, als ob er auf der Tribüne stünde. Von >Gesetzesplänkeleien< war da die Rede und von >dummen Papierchen<, und als der Sozi schließlich begann, auf die Advokaten zu schimpfen, schnitt ihm der Polizeipräsident das Wort ab. Er sei nicht hier, um Agitationsreden zu halten, sondern um als Verurteilter entweder die Buße zu zahlen oder aber zwei Monate abzusitzen. Und er, der Polizeipräsident, sei nicht eigens nach Chemnitz gereist, um ihm dies zu eröffnen, sondern um ihm anzudeuten, daß er all diese Unannehmlichkeiten auch umgehen könnte, wenn er Sachsen verließe, und zwar für immer. Die Obrigkeit würde ihn wegen dieser Delikte nicht weiter verfolgen, sofern er sich außerhalb des Königreiches aufhielte. Darum auch die zwölf Stunden Bedenkzeit. Und er könne sicher sein, daß, so er nicht auf dieses großzügige Angebot einginge, man ihm sein Leben in Chemnitz schon zu versauern wüßte. Stocksteif machte Rüder dem überraschten Redakteur dieses illegale Angebot, und auch der Staatsanwalt verzog keine Miene. Als Most endlich den Raum verlassen durfte, wandte sich der Polizeipräsident mit gedämpfter Stimme an den Staatsanwalt, der die ganze Zeit über kein einziges Wort gesagt hatte: »Dem werden wir das schiefe Maul auch noch zu stopfen wissen!«

Spät in der Nacht saßen Most, Becker und ein gutes Dutzend der aktivsten Parteigenossen wieder in dem engen Redaktions- und Druckraum der >Chemnitzer Freien Presse< und debattierten erregt. Er hatte sie kurz ins Bild gesetzt und nur von den Möglichkeiten Geldstrafe oder Gefängnis berichtet. Das unseriöse Tauschge-

schäft, das Land gegen Straffreiheit zu verlassen, kam für ihn selber nicht in Frage, und darum hatte er es unerwähnt gelassen.

»Wir können dich auf keinen Fall missen, Johann! Jetzt, wo Bebel und Liebknecht im Gefängnis sind und die ganze agitatorische Last in Sachsen auf deinen Schultern ruht!«

»Sehr richtig! Vor dem Kongress haben wir noch viele Massenversammlungen. Gerade jetzt nach dem verlorenen Metallerstreik hören die Arbeiter nur noch auf dich.«

»Ja, und wer soll die Zeitung redigieren, wenn du im Roten Turm sitzt?«

»Ihr denkt doch nicht im Ernst, daß ich den Justizkanaillen hundertzwanzig Taler in den Rachen schmeiße?« empörte sich Most. »Mit dem Geld können wir Besseres anstellen! Ihr wißt doch, in welcher Finanzklemme wir mit dem Blatt gerade mal wieder stecken.«

»Du willst doch nicht freiwillig ins Verlies einrücken?!«

»Von Freiwilligkeit kann gar keine Rede sein. Aber wenn der Staat meine Haut haben will, dann verkaufe ich sie ihm so teuer wie möglich. Ihr könnt mir glauben: wenn ich wegen hahnebüchener Anklagen, wegen Pressedelikten und Beleidigungen ins Gefängnis gehe, dann wird den Fatzkes diese Anklage moralisch auf die eigenen Füße fallen! Das macht auch propagandistisch mehr Wirbel als ein Dutzend Reden. Ich habe schon oft gebrummt, Freunde, und im Gefängnis ist's so übel nicht. Meine Redaktionsarbeit kann ich auch von dort verrichten, und ein bißchen Ruhe kann mir nicht schaden.« Most schmunzelte und nahm wieder einen Schluck vom Punsch, der heute abend hier die Runde machte. »Ich kenne die Juristerei nun in- und auswendig. Mit ein paar Winkelzügen, Appellationen und Instanzen können wir den Strafantritt auch ohne Advokaten noch ein



Johann Most während seiner Zeit in Chemnitz

paar Wochen hinauszögern, und bis dahin ist der Kongress vorbei, und die Reden sind gehalten.«

»Aber das Geld ist doch heute bei der Kollekte zusammengekommen. Du könntest es morgen auf der Justizkasse einbezahlen.«

»Auf daß sich mir dabei der Magen umdrehen würde? Diese Taler, werter Genosse, stammen vom Schweiße unserer Klassenbrüder, und die haben's nicht so dick. Wo wäre es besser aufgehoben als im Klassenkampfe? Damit können wir das Blatt retten. Was wollt ihr eigentlich? Einen freien Redakteur ohne Zeitung oder eine Zeitung mit einem Redakteur, der vorübergehend aus der Zelle schreibt?«

Das war ein gewichtiges Argument, und die Stimmung schlug langsam um. Vermutlich hätte sich Johann Most auch nicht viel um die Stimmung der Genossen gekümmert und seinen Kopf auch ohne ihren Segen durchgesetzt, aber mit ihrem Segen war's doch besser. Er konnte sie verstehen, die Chemnitzer Sozis. Sie

wollten >ihren Most<, den ihnen eine glückliche Fügung vor nicht einmal einem Jahr beschert hatte, nicht so schnell wieder missen.

Der gerade nach einer langen Haftstrafe aus Österreich abgeschobene Buchbindergeselle war mehr zufällig für den verhinderten August Bebel als Redner auf einer Versammlung eingesprungen. Das hatte ihn mit einem Schlag berühmt gemacht, und nun rissen sich alle Ortsvereine um den begabten Agitator, der wie kein anderer die Gefühle der Arbeiter verstand und sie zu begeistern vermochte. Wenn er sprach, dann zog er vom Leder und traf ins Schwarze. Es war noch kein halbes Jahr her, als er, von den Behörden bedrängt, wieder in seine bayrische Heimat zurückreiste und ein Telegramm der Chemnitzer Genossen ihn inständig bat, umzukehren, um die sozialistische Zeitung vor dem Ruin zu retten. Nun hatte er das marode Tagblatt von einem Mauerblümchen zu einem vielbeachteten und gefürchteten Organ gemacht, das Abonnenten im ganzen Reich hatte. Ihr Ortsverein und viele andere aus der Umgebung waren seit dem Auftauchen des bärtigen Poltergeistes sichtlich aufgeblüht. Und nun sollten sie diese Dampfmaschine der Revolution wieder verlieren? Gewiß, die Parteiführung war nicht gerade glücklich über diesen radikalen Freigeist, aber die Arbeiter im sächsischen Revier liebten ihren Johann. Und der Ortsverein wußte, was er an ihm hatte. Die Genossen fürchteten nun, plötzlich ohne ihn dazustehen. Auch waren sie verstört von der Leichtfertigkeit, mit der Most mit der Obrigkeit, dem Kerker und seiner Freiheit umging.

»Kommt, Freunde, laßt die Köpfe nicht hängen! Ihr seht ja aus wie sieben Tage Regenwetter! Wenn die Arbeiter euch so sähen, euch, die Führer des Proletariats, würde sie der große Katzenjammer überkommen, und sie würden sich bei den Bismarckisten ausweinen... Nehmt euch einen Punsch, und laßt uns anstoßen - die Zukunft ist unser!«

So endete dieser schicksalsträchtige Abend feucht und fröhlich, und wenige Wochen später, im Juli 1872, stand Johann Most mit geschnürtem Bündel vor dem Tor des Chemnitzer Stadtgefängnisses. Wieder begleiteten ihn die Genossen, die auch beim Punsch dabeiwaren. Der Abschied geriet kurz, aber herzlich.

Er wurde in den >Roten Turm< gebracht, einen enormen Klotz aus rotem Sandstein, Überrest einer mittelalterlichen Festung und vormals Schuldturm. Der Direktor des Gefängnisses wollte den >roten Most< lieber nicht zu den gemeinen Gefangenen stecken, dafür aber hatte er ihm das Gemach direkt unterm Dach, das lange Jahre leergestanden hatte, säubern und reichlich mit Möbeln einrichten lassen - ganz nach dem Geschmack des bekannten Häftlings, ja, sogar nach dessen Anweisungen.

Most sah sich um. Das Zimmer gefiel ihm. Es hatte nach drei Richtungen Fenster, und der Blick über die Stadt war grandios. Fast genoß er es, einmal unbegrenzte Ruhe zu haben. Er setzte sich auf den Schemel und begann, seine Habe zu ordnen. Vor ihm lagen etliche Entwürfe zu Artikeln und Reden aus den letzten Monaten, die alle unvollendet geblieben waren. Nun würde er sie endlich fertig schreiben.

Aber die Arbeit wollte ihm nicht recht von der Hand gehen; außerdem war der Schemel hart und unbequem. Most legte sich aufs Bett. Ein preußisches Feldbett. Wie das wohl nach Sachsen gekommen sein mochte? Wohlig streckte er sich aus und freute sich bei dem Gedanken, daß er nun überhaupt keine Hast haben würde, diese Arbeit zu beenden.

Er lag jedoch nicht lange auf dem Bett, denn schon wieder kroch die alte

Unruhe in ihm hoch. Da fiel ihm ein, daß er noch einige poetische Arbeiten machen wollte. Hierzu hatte er nun endlich die nötige Muße, es fehlte nur noch die Muse, die ihn küssen sollte.

Wieder nahm er auf dem unbequemen Hocker Platz und holte mehrere kleine Bändchen hervor, die er schon in Österreich veröffentlicht hatte. Sie enthielten samt und sonders Spottgedichte und verballhornte Texte patriotischer Lieder mit revolutionärem Inhalt. In Schüttelreim und bissigem Witz war er ebenso firm wie in Agitationsreden. Das Wort >Proletenpoet< fiel ihm ein, und er notierte es sich auf einem Zettel. Vielleicht könnte er es später noch einmal verwenden.

Nun machte er sich über eine Spottversion des Patriotenliedes >Die Wacht am Rhein< her und begann zu werkeln.

Nach einer halben Stunde stand der Text auf dem Papier und der Proletenpoet legte sich die Decke auf den Schemel, bevor er wieder Platz nahm und befriedigt zu lesen begann:

»Ihr dauert mich,
Ihr armen Toren; Euch
macht die Knechtschaft
wenig Fein; Zu
Sklaven seid Ihr
auserkoren Und
meint dabei
noch frei zu sein:
Ihr könnet nichts,
als Häßlich schrein, das
alte Lied,
>Die Wacht am Rhein<; Die
Wi-Wa-Wacht am Rhein, Die
Wacht am Rhein.«

Most stand auf, überlegte kurz, setzte sich wieder und strich das Wort >alte< aus und ersetzte es durch >blöde<. Nun grinste er. Das saß! Und dazu die >Crambambuli<-Melodie, da würden die kleinbürgerlichen Patriotenspießer, die er aufs Korn nehmen wollte, schäumen! Es klopfte.

Hatte, er sich verhört? Nein, es klopfte tatsächlich. Das war nun wirklich neu! Anklopfen im Gefängnis? Die Schließer kamen sonst immer unangemeldet, wann immer ihnen der Sinn danach stand.

Most stand auf und ging zur Tür. Sie war nicht verriegelt gewesen. Er war ja auch der einzige Gefangene im Turm, und unten vor der Tür stand ein Doppelposten.

Es war ein Schließer, der nicht gerade freundlich, aber höflich eintrat:

»Der Herr Direktor bittet, Sie möchten ins Verwaltungsgebäude kommen. Vor dem Tor steht eine Rotte von Arbeitern und macht Rabatz. Sie möchten sie doch bitte beruhigen.«

»Und warum sollte ich das Ihrer Meinung nach tun? Was wollen sie denn?«

Das weiß ich auch nicht, aber der Herr Direktor möchte eine bedrohliche Situation vermeiden. Sie möchten nur mit Ihnen sprechen.«

»Alsdann, ein bißchen Bewegung wird mir guttun.« Gemeinsam gingen sie die enge Wendeltreppe hinab.

Im Büro des Direktors stand eine Delegation von fünf Arbeitern; durch das Fenster konnte der Gefangene an die Hundert weitere erkennen, die sich vor dem Tor drängten. Die fünf waren jedenfalls keine Genossen aus der Parteiorganisation, Most kannte nur zwei oder drei Gesichter flüchtig.

»Nun sprechen Sie und bringen Sie Ihr Anliegen vor«, sagte der Direktor gespreizt.

»Genosse Most, schön, dich gesund zusehen!«

»Mir fehlt es an nichts, außer meiner Freiheit, und das ist nicht bitterer als das Geld, das euch für eure Familien fehlt.«

»Ja, ja. Trotzdem, wir haben uns gedacht, es könnte dir doch etwas fehlen. Wir haben ja in der Zeitung gelesen, daß du zwei Monate im Roten Turm sitzen sollst. Das können wir



*Arbeiterelend um 1880:
Nach dem Sieg über Frankreich im Jahre 1871 und der anschließenden Reichsgründung setzt in Deutschland eine Phase ungebremsten industriellen Wachstums ein: die »Gründerzeit«. Sie bringt enorme soziale Umwälzungen mit sich und führt zur Verelendung ganzer Berufszweige.*

nicht verhindern. Noch nicht.« Der Arbeiter, ein junger Bursche in blauem Hemd mit rotem Halstuch, warf einen raschen Blick auf den Direktor, der aber keine Miene verzog. »Also, um es kurz zu machen: wenn wir es schon nicht verhindern können, so wollen wir dir das Sitzen mögest leicht machen. Wir sind Möbeltischler, und der Frieder hier, hat erst Kürzlich sein Gesellenstück gemacht. Es steht draußen vor der Tür. Ein Lehnsessel, bestens gepolstert und so-lide verarbeitet! Heute früh haben wir ihn zum Polsterer gebracht, du weißt, zum Genossen Gebauer in der Breslauer Straße, und der hat ihn mit rotem Samt bezogen. Wir dachten, das paßt besser zu dir.«

»Und zum Turm«, ergänzte Most lachend.

»Und deshalb macht ihr einen Radau, als wolltet ihr's Gefängnis stürmen?« Nun hatte auch der Direktor seine Haltung verloren, und er verlor sie noch mehr, als der junge Arbeiter leise, aber gut hörbar entgegnete:

»Alles zu seiner Zeit...«

Der Direktor überging diese Äußerung und wurde geschäftig:

»Also herein mit dem Ding, und ab mit dem Most in den Turm!«

»Zu Befehl!« schnarrte der Gendarm und nahm den Arrestanten mit kräftigem Griff bei der Schulter. Nur widerwillig löste sich Most aus der Umarmung mit dem jungen Schreinergesellen. Sein Blick war verschwommen, rasch wischte er sich mit dem Handrücken über die Augen.

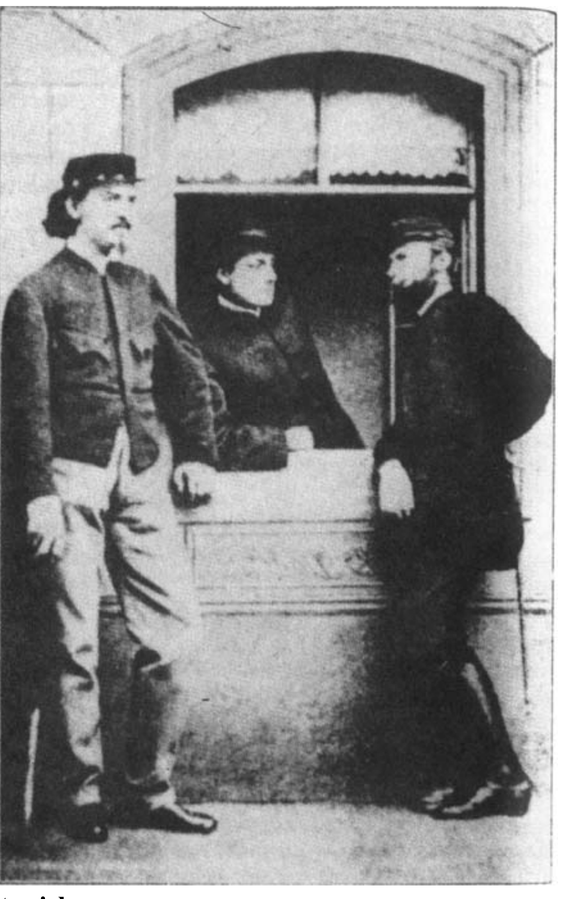
»Dank euch, Genossen. Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ich das Möbel gebrauchen kann!«

»Leb wohl!«

»Nun aber raus hier und nur keine Sentimentalitäten - und ihr, ihr schert euch an eure Arbeit! So ein Kokolores!« Wütend warf der Direktor die schwere Bürotür hinter Most, dem Gendarmen und den Arbeitern ins Schloß. Dann schloß er seinen Schreibtisch auf und nahm die Akte Most hervor. Er begann aufmerksam zu lesen. Die Akte war prall gefüllt, und das meiste waren inkriminierte Artikel, die die Staatsanwaltschaft fein säuberlich aus diversen Zeitungen herausgeschnitten hatte.

Es war eine gute Stunde nach Dienstschluß, als der Direktor die Akte beiseite legte. Er hatte ohne Unterbrechung viereinhalb Stunden gelesen. Sein Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen.

Johann Most (rechts) im Kreise von Genossen in Chemnitz, 1871. Aus Solidarität mit der Pariser Commune war es bei den Radikalen Mode, die Uniform der »Communards« zu tragen



GESCHICHT

Der rote Plüschsessel mußte Most im Kerker gute Dienste geleistet haben, denn sein Schaffen dort war ganz enorm. Als er sich nach acht Wochen aus seinem Turmzimmer verabschiedete, war er sichtlich erholt.

Das mag ketzerisch klingen angesichts von Folter, Isolationshaft und Unmenschlichkeit, wie sie heute weltweit, in verschiedenen Formen und auch in Deutschland im Knast zum System gehören. Es handelt sich indes nicht um meine Interpretation, sondern um Mosts eigene Worte. Der unermüdliche Rebell hat viele Jahre seines Lebens in Kerkern zugebracht -

in Österreich, in Sachsen, Preußen, England und den USA. Was Most schmerzlich erlebt und überliefert hat, muß diejenigen verwundern, die glauben, bei allen Schönheitsfehlern gehe der Weg vom Absolutismus über Monarchie, Republik hin zur Demokratie zwangsläufig einen Weg kleiner Fortschritte. Langsam und graduell werde alles besser, meinen die Menschen, auch und besonders in Dingen der persönlichen Freiheit und der Menschlichkeit. Most jedenfalls berichtet, daß er nie so gut behandelt wurde wie in den Knasten des deutschen Kaiserreiches oder der österreichischen Doppelmonärchie. In

England, dem Hort demokratischer Liberalität und Traditionen, war die Behandlung bedeutend härter und schikanöser, aber den Gipfel von Unmenschlichkeit und Niedertracht erlebte der gealterte Revoluzzer 1886 in den Gefangnissen des ach so freiheitlichen Amerika! Wenn man diesen Faden bis Stammheim weiterspinnt, so scheint Most so etwas wie ein Prinzip aufgedeckt zu haben. Nicht etwa, daß die Entwicklung zwangsläufig immer schlechter würde, sondern vielmehr, daß einerseits keine Verbesserung zwangsläufig und von alleine kommt: man muß schon dafür kämpfen. Und andererseits, daß wohlklingende Etiketten wie Demokratie, Bürgerrechte, Menschenwürde in der Wirklichkeit oft nur hohle Phrasen bleiben. Auch in einer Demokratie kann der Mensch geschunden, erniedrigt, gequält werden — und dies oft mit viel subtileren Mitteln. Ist die Würde des Menschen wirklich unantastbar? Seit ich denken kann, sehe ich sie täglich verletzt. Auch in diesem, unserem Lande...

Im Roten Turm von Chemnitz jedenfalls hielt es Johann Most gut aus. Kleidung, Mahlzeiten, Lektüre, Korrespondenz und Beschäftigung, all das bestimmte der Gefangene selbst. Ja, sogar das Ausgehen wurde nicht gänzlich eingestellt: Der Gerichtsarzt verordnete ihm Bewegung, und so konnte er zweimal wöchentlich einen dreistündigen Spaziergang in die Stadt unternehmen. Ein Amtsdiener in Zivil begleitete ihn dabei. Der muß sich sehr rücksichtsvoll benommen haben, denn Most traf sich mit seinen Genossen im Biergarten und konnte so sein Versprechen erfüllen, der Zeitung und der Partei auch als Gefangener zu dienen.

Man sollte aber nicht glauben, Knast sei im Kaiserreich ein Zuckerschlecken gewesen. Most gehörte zweifellos, wie die meisten politischen Gefangenen, zu den Privilegierten. Das Los der >gemeinen Halunken< war unvergleichlich härter. Die Frage, ob eine hygienische Justizvollzugsanstalt, in der man gesiezt und isoliert wird, besser sei als ein schmutziger Kerker, in dem man geduzt wurde, aber mit den anderen Kumpanen zusammenhocken konnte, hätte Johann Most sicher eindeutig beantwortet: gar kein Knast!

Im Fall der Chemnitzer Haft kam für Most noch ein besonders glücklicher Umstand hinzu: zwischen der sächsischen Bourgeoisie, die durchaus deutschnational gesinnt und Bismarck zugetan war, und dem Beamtentum, das partikularistische[2] Ziele verfolgte und entsprechend bismarckfeindlich eingestellt war, gab es offene Rivalitäten. Die gute Behandlung Mosts war teilweise eine Folge dieser Reibereien, und der Gefängnisdirektor genoß den Unmut des Chemnitzer Staatsanwaltes, der empört darüber war, daß man die preußische Sozi-Verfolgung in Sachsen so lasch nahm.

Most sollte es ihnen schlecht danken. Kaum war er aus dem Gefängnis entlassen, widmete er sich sogleich wieder seinen Schandtaten. Diesmal war es eine vaterländische Feier, die in Spott und Chaos unterging, und das Liedchen, das im Roten Turm entstanden war, leistete hierbei gute Dienste.

Im neuen deutschen Kaiserreich war der 2. September >der Sedantag<; die patriotischen Bürger feierten die Schlacht, in der über 80000 Menschen niedergemetzelt wurden und Preußen den Sieg über Frankreich davontrug. Die Chemnitzer Nationalisten wollten ihre Stadt im schönsten Patriotismus erstrahlen lassen und hatten um massenweise Beflaggung der Häuser ersucht. Dort, wo die Bür-

2) Partikularismus = Bestrebung, innerhalb des Staates eine besondere Stellung einzunehmen, besondere Rechte oder einen besonderen Status zu erhalten; im Extremfall, sich als eigenständiger Staat zu behaupten oder abzuspalten.

ger wohnten, hingen auch die dreifarbigen Lappens wie Most sie spöttisch nannte, zum Fenster hinaus: Schwarzweißrot. Die Proletarierfamilien waren jedoch seiner Empfehlung gefolgt und hatten statt dessen ihre Steuerbescheide zu langen Fahnen zusammengeklebt und damit >geflaggt<. Am Giebel des Redaktionshauses der >Chemnitzer Freien Presse< wehten zwei schwarze und eine rote Fahne, und im Wirtshaus >Zur Stadt Köln< versammelten sich die Arbeiter, die an diesem Tage freihatten.

Am Nachmittag gab die Stadtverwaltung ein >Freikonzert<, und fein herausgeputzte Familien spazierten in Kirmesstimmung zu den Bierzelten und auf die öffentlichen Plätze. Eine >Festzeitung< wurde überall verteilt, und man schwelgte in vaterländischem Hochgefühl. Um so herber war die Enttäuschung, als die feinen Leute im Gehrock entdecken mußten, daß die Festzeitung eine Mostsche Fälschung war und von A bis Z ein Hohn auf die > Sedanerei<...

Das war aber erst der Anfang. Für den Abend war ein deutschnationaler Fackelzug angesagt, und auf den Balkonen, an Erkern und Fenstern warteten die besseren Bürger mit Bowle, schwarzweißroten Fähnchen und Feuerwerk auf das Defilee von Feuerwehr, Militärkapelle und Honoratioren. Die Sozis aber waren fixer. Sie hatten selbst mehrere Züge gebildet, die nun, von verschiedenen Seiten her, auf den Marktplatz marschierten. Es war schon dämmrig, und so kam es, daß die nicht mehr ganz nüchternen Bourgeois glaubten, der Fackelzug rücke an. Sektkorken knallten, Hüte wurden geschwenkt, bengalische Feuer abgebrannt und den demonstrierenden Sozialisten scholl ein vielstimmiges »Hurra!« entgegen. An der Spitze eines jeden Zuges stand auf einem Spruchband: »40 000 Todte auf deutscher Seite, mehr noch erschlagene Franzosen; die Verwundeten sind zahllos; und solche Schmach bejubelt die Bourgeoisie. Nieder mit den Mordspatrioten!« - »Bravo!« brüllten die Mordspatrioten zurück. »Hoch die Soziale Revolution!« skandierten die Demonstranten - »Hoch! Hoch! Dreimal Hoch!« kam es von den Balkonen retour. Erst das schallende Hohngelächter klärte die Reichsschwärmer über ihren peinlichen Irrtum auf. Als dann etwas später der richtige Fackelzug folgte, ein mickriger Haufen im Vergleich zur Sozialistendemo, war die Hochstimmung schon verflogen.

Die Arbeiter hatten den Marktplatz mittlerweile regelrecht besetzt und ließen dem Fackelzug gerade noch eine Gasse, durch die er auf die Mitte des Platzes gelangte. Dann wurde die »Nachtwächter-Prozession vom Volke umzingelt«, wie Most angeregt berichtet, und es dauerte auch nicht lange, da wurde die unvermeidliche >Wacht am Rhein< intoniert. Tausende Proletarierkehlen brüllten mit:

»Heran, heran,
Du kühne Schar! Es
bläst der Sturm,
es fliegt das Haar. Ein
Ruf aus tausend
Kehlen braust, Zum
Himmel hoch
ballt sich die Faust. Es
wirbelt dumpf
das Aufgebot; Es
flattert hoch
die Fahne roth; -
Arbeitend leben
oder kämpfend den Tod!«

Die Stadtväter leerten auch diesen Leidenskelch mit bitterer Miene, und alsbald erklomm ein Realschulmeister die Tribüne und langweilte die Zuhörer mit vaterländischen Bandwurmsätzen. »Auf, nach dem Schützenplatz!« hieß nun die Parole, »Most wird sprechen!«

Zurück blieb das Häuflein Patrioten, während Johann Most vor den

Toren der Stadt die internationale Verbrüderung aller Völker gegen Tyrannen und Ausbeuter predigte.

Schon am darauffolgenden Tag befand sich der Bürgerschreck auf der Reise zum Sozialistenkongress nach Mainz, wo er einer der Hauptredner in Sachen Programm, Organisation und Agitation war. Man behielt ihn gleich dort, und er ließ sein loses Mundwerk in Frankfurt, Köln, Solingen, Darmstadt, Coburg und andernorts hören, was jedesmal für entsprechenden Wirbel sorgte. Auf der Rückreise durch Thüringen packte ihn wieder der lange Arm der Justiz, und er wurde erneut eingelocht. Wieder saß er im Roten Turm zu Chemnitz, wo er seinen roten Plüschsessel abermals in Dienst stellte.

Er wurde wegen seiner Anti-Sedan-Rede und verschiedener Artikel unter Anklage gestellt, und die lautete auf >Majestätsbeleidigung<. Der bismarcktreue Staatsanwalt mußte schwer konstruieren: »Der Angeklagte hat in seiner Rede vom Massenmord gesprochen und damit die glorreichen Schlachten, welche unsere Truppen geschlagen haben, gemeint. So bezeichnet er also Mitglieder der Armee als Massenmörder. An der Spitze der Armee aber steht der Kaiser, ergo war auch dieser beschimpft worden; und darin liegt Majestätsbeleidigung.«

Das Urteil lautete auf acht Monate Gefängnis, die Most in Zwickau abbrummte. Dort trat er am 26. Februar seine Strafe an, nachdem er zuvor in Chemnitz einige kleinere Delikte abgesessen hatte. Diese Zeit hat Most gut genutzt. In der Zwickauer Zelle schrieb er ein Büchlein, das ihm bis heute in der Arbeiterbewegung der ganzen Welt einen Namen gemacht hat. Es heißt »Kapital und Arbeit« und ist nichts weiter als eine volkstümliche Zusammenfassung von Karl Marx' »Das Kapital« in typisch Mostscher Sprache. Marx und Engels haben es höchstpersönlich revidiert, und es ist sicher keine Übertreibung zu sagen, daß durch diese Version Marx' Kapital erst in der deutschen Arbeiterschaft verbreitet und verstanden wurde. Nicht nur nach Mosts Urteil ist »das große Marx'sche Werk in einem so grundgelehrten Tone gehalten, daß Leute ohne speziellere Vorstudien es absolut nicht verstehen können.«

Wer war dieser Johann Most, dessen Leben aus lauter Anekdoten zu bestehen scheint, in denen sich, die wichtigen politischen Entwicklungen seiner Zeit wiederspiegeln und die ihn deshalb zu einer solch interessanten Figur machen?

Als Sohn armer Eltern kommt Johann im Februar 1846 in Augsburg »polizeiwidrigerweise«, nämlich unehelich, zur Welt. Sein Vater schon war ein bekannter atheistischer Redner, der sein Talent auf katholischen Friedhöfen übte. Unter der Fuchtel seiner erzreligiösen Stiefmutter lernt er früh die »Prügel-Pädagogie« kennen. Als Dreizehnjähriger zieht er sich ein Kieferleiden zu, das sein Gesicht auf Dauer entstellt. Der Junge, der sich eigentlich zum Schauspieler berufen fühlt, wird in eine Buchbinderlehre gesteckt. Am 21. April 1863 kann er als freier Wandergeselle endlich seine beengende Heimat verlassen: die weite Welt liegt nun vor ihm und der erste Bartflaum beginnt zu sprießen; er verdeckt notdürftig die durch Knochenfraß verunstaltete Mundpartie. Ungemein humorvolle Kritiker haben Most Jahre später den »schiefmäuligen Propheten« genannt, dessen Jünger »schiefgewickelt« seien.

Wie unzählige anderer Wandergesellen durchlebt und durchleidet er die entbehrungsreiche Zeit auf der Walz, die ihn in den folgenden Jahren durch ganz Mitteleuropa fuhrt: Hessen, Süddeutschland, Frankreich, Schweiz, Tirol, Italien, Slowenien,

Österreich, Bayern, Slowakei, Böhmen, Schlesien, Sachsen, Rheinland, Westfalen, Hannover, die norddeutschen Hansestädte, Mecklenburg, Preußen und Berlin waren Stationen auf dieser fünfjährigen *Vagabondage.* In Frankfurt-Bornheim hörte der Wandergeselle ohne großes Interesse zum erstenmal etwas von >Socialismus<, und sein erster >Strike< den er dort miterlebt, drehte sich vor allem um Apfelwein. Auch sein erster Gefängnisaufenthalt, 1864 in Giessen, war unpolitischer Natur: er war beim >Fechten< erwischt worden, das heißt, er hatte geschnorrt.

1867 ließ er sich, vom Wandern ermüdet, für längere Zeit im Schweizer Jura als Etuimacher nieder. Hier stieß er auf eine schon stabile Arbeiterbewegung, die aber sehr deutschtümelnd war und den romantischen Vorstellungen von Schultze-Delitzsch anhing - für Most die reine »Quatschologie«. Im Nachbarstädtchen La Chaux de Fonds lernt er aber bald französischsprachige Mitglieder der internationalen Arbeiter-Assoziation kennen, hauptsächlich Uhrmacher, aus deren Reihen später die anarchistische Jura-Föderation entstehen sollte. Hier weht ein anderer Wind, und die Agitation jener Gruppe bringt den jungen Most, wie er sich ausdrückt, »zur Selbsterkenntnis«. Fortan fühlt er sich als Sozialist. Die Ideale des Anarchismus waren ihm damals weder dem Namen noch dem Inhalt nach geläufig. In Locle, wo er arbeitet, wird er rasch zum Sekretär des Ortsvereins, und die Mitgliederzahl steigt binnen sechs Monaten von 17 auf 72. Im November 1867 fliegt er aus der Firma und tippelt via Zürich nach Wien, wo seine eigentliche Agitatorenkarriere beginnt.

Hier durchlebt er einen munteren Wechsel von Reden, Demonstrationen, Haft, Artikelschreiben und Polemisieren; nebenher werden wieder Etuis geklebt. Bald war Most der populärste Redner in der Wiener Arbeiterschaft, lehnte es jedoch immer wieder ab, Parteibeamter zu werden oder in irgendein Komitee einzutreten. In der immer rascheren Folge von Arrestaufenthalten bekommt der >Jungsozialist< nun Gelegenheit, sein Wissen zu vertiefen: er studiert wie besessen die sozialistischen Klassiker.

Johann Most schult aber nicht nur seinen Kopf, sondern auch seine Stimme. Für uns ist es heute kaum vorstellbar, ohne Mikrophon unter freiem Himmel zu mehr als zehntausend Menschen zu sprechen. Atemtechnik und Stimmübungen gehörten damals zum Handwerkszeug jedes zünftigen Agitators.

Am 13. Dezember 1869 organisiert die Wiener Arbeiterschaft eine großartige Demonstration zur Eröffnung des österreichischen Reichsrates. Über 50000 Menschen sind auf der Straße, und eine Delegation überreicht eine >Sturmpetition< mit sozialen Forderungen. Die Volksvertreter bekommen's mit der Angst und tagen lieber anderswo. Natürlich gehört Most mit zu den Organisatoren dieser Massendemo und war überdies einer der schärfsten Kritiker der >Parlamentiererei<. So wird er am 2. März 1870 zusammen mit vier anderen Genossen unter der Anklage des Hochverrats in Haft genommen. Darauf stand ungünstigenfalls die Todesstrafe. Es bleibt aber bei fünf Jahren schweren Kerkers, was genau fünf Jahre zuviel sind. Die Verhandlung war ein reiner Tendenzprozeß und es gab keinerlei Beweise für einen tatsächlichen Umsturzplan. Dazu wäre die Wiener Parteileitung wohl auch nicht willens und in der Lage gewesen. Der Kernsatz der Urteilsbegründung spricht Bände: »Der Charakter der gefährlichen Drohung liegt in der Massenansammlung selbst.«

Auch der >schwere Kerker< war nach

Mosts Schilderung recht gemütlich; er schloß weitere Bildungslücken. Am 9. Februar 1871 kam er aufgrund einer Amnestie frei. Am Bahnhof empfingen ihn Tausende von Menschen unter unbeschreiblichem Jubel. Auch Most jubelte innerlich: »Ich wurde auf den Schultern getragen und konnte mich so augenblicklich davon überzeugen, daß die stattgehabten Verfolgungen herrliche Früchte gezeitigt hatten; denn ein wahres Meer von Köpfen wogte vor meinen Blicken. Es waren lauter Rebellen, die sich da eingefunden.«

Kein Wunder, daß die Wiener Genossen ihren Johann gleich wieder auf Agitationstournee schicken. Er bereist die Provinz zwischen Wien und Triest und wird prompt aus Österreich ausgewiesen, weil er »auf solche Weise der Amnestie schweren Undank gezollt« hatte.

Der Zufall verschlägt ihn nach Chemnitz, wo uns sein weiterer Werdegang bereits geläufig ist.

Nach Rotem Turm und Zwickauer Gefängnis übernimmt Most in Mainz die Süddeutsche Volksstimme<, wie gewohnt mit großem Erfolg. Wenig später wird er jedoch im Chemnitzer Wahlkreis zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Mit 25 Jahren ist er einer der jüngsten Parlamentarier Deutschlands und gleichzeitig einer der merkwürdigsten: denn obwohl er vom »Reichskasperle-Theater« nicht das mindeste hält, obwohl er aus seinem Antiparlamentarismus keinen Hehl macht und keinen Zweifel daran läßt, daß die Befreiung der Menschheit nur in der sozialen Revolution liegen kann, wird er dreimal wieder gewählt, und zwar jedesmal mit einem derart hohen Stimmenanteil, daß er zu den erfolgreichsten Sozialdemokraten überhaupt gezählt werden muß. Im Reichstag selber tritt er eher als Clown auf und nutzt das Parlament - sehr zum Leidwesen der ernsthafteren Sozialdemokraten in der Fraktion - als Plattform für seine ätzende Kritik und seine entlarvenden Späße. Das alles aber nur nebenbei. Hauptamtlich ist er nun Redakteur der > Berliner Freien Presse<, die zusammen mit ihren Lesern mehr und mehr auf mostsche Positionen einschwenkt. Natürlich mahlt auch die Gesetzesmühle in der Reichshauptstadt fleißig weiter, und Most kommt immer wieder vor die Schranken der Gerichte und ins Gefängnis. Diese Aufenthalte werden dann auch zunehmend unangenehmer.



Most (5. v.l., vorn) auf dem II. Parteitag der Sozialdemokratie, 1871 in Dresden

Mal ist es ein Attentat, bei dem der Kaiser leicht verletzt wurde und für das man Most die geistige Urheberschaft anlasten will, mal eine Rede, in der er die Pariser Commune verherrlicht. Seinen letzten Wahlkampf bestreitet er von einer Gefängniszelle in Plötzensee aus: trotz massiver Bemühungen der Chemnitzer Bürger - sie versprachen jedem Arbeiter, der ihn nicht wählte, Dünnbier, saure Gurken und Speck und verbreiteten sogar die Nachricht, Most habe sich erhängt - schlägt er seinen bürgerlichen Gegenkandidaten haushoch.

Als er nach dem Ende dieser Haft wieder auf freien Fuß kommt, hat er vom Parlamentarismus endgültig die Nase voll. Bismarck drückt am 21. Oktober 1878 das >Sozialistengesetz< durch, einen faktischen Belagerungszustand, durch den die gesamte Sozialdemokratie illegal wird. Für Leute wie Johann Most wird der Boden zu heiß. Er glaubt, vom Ausland aus nun mehr für die soziale Revolution in Deutschland tun zu können und will einer Einladung deutscher Emigranten in New York folgen, bleibt aber in London hängen.

Auch hier wird ihm wieder sein Talent zum Verhängnis, denn die Genossen dort planen die Herausgabe einer Zeitung und finden in Most den richtigen Redakteur. So entsteht 1878 die >Freiheit<, ein Blatt, das zu den klassischen Zeitungen des Anarchismus wird und 31 Jahre lang erscheint; über 26 Jahre unter der Leitung von Most.

Die >Freiheit< war zunächst ein »Socialdemokratisches Organ«, aber von typisch Mostscher Prägung: deftig in der Sprache, radikal in den Gedanken, präzise in ihrer Kritik und revolutionär in ihren Zielen. Bei der Parteileitung, die als Antwort in Zürich den >Sozialdemokrat< herausgab, war das Blatt nicht gut angesehen: nicht seriös und erschreckend populär! In der Tat wurde die >Freiheit<


Freiheit.
Socialdemokratisches Organ.

Der Sozialdemokrat
Internationales Organ
der Sozialdemokratie deutscher Zunge

bald zum Renner, und immer mehr Ortsgruppen abonnierten um. Der >Sozialdemokrat< wurde zum Organ des Parteivorstandes, der auf Reformen setzte und Disziplin predigte, um Bismarck nicht zu sehr zu verärgern und vor allem den Parteiapparat über den Ausnahmezustand zu retten. Ansonsten übte er sich in professorenhafter Gelehrsamkeit und wissenschaftlichem Sozialismus. Die >Freiheit< wurde das Sprachrohr des kämpferischen Teils der Sozialdemokraten, die von jeher nicht viel von Parlament und Reformismus gehalten hatten; der Liebling der Basis. Im Laufe der Zeit entbrannte eine echte Rivalität, und die Schmuggler, die die Blätter über die Grenze brachten, überboten sich gegenseitig an Originalität.

Most wurde jedoch durch allerlei Machenschaften der Parteiführung mehr und mehr in die Enge getrieben. In dieser Enge standen die Anarchisten, und die nahmen ihn mit offenen Armen auf: Most wurde nun das, was er gefühlsmäßig im Grunde schon immer gewesen war — ein Anarchist. Auch seine Zeitung führte bald diesen Untertitel.

Mosts Aufenthalt in London blieb jedoch, wie gewohnt, vorübergehend. Er konnte mal wieder seinen Mund nicht halten und bejubelte am 19. März 1881 das geglückte Attentat auf einen der bestgehaßten Tyrannen Europas, den Zaren von Rußland. Den Leitartikel in der >Freiheit< überschrieb er »Endlich!«. Das brachte ihm sechzehn Monate Zwangsarbeit ein, die ihn körperlich fast zugrunde richteten.





Die »Haymarket-Bombe«, Chicago, 1886 (oben); ein Lokal der deutschen Anarchisten in Chicago (links).

1883 schifft er sich nach New York ein, wo er von den deutschen Einwanderern mit offenen Armen empfangen wird. Die >Freiheit< erscheint nun in den USA und wird nach wie vor auch ins Reich geschmuggelt, aber über die riesige Entfernung ist das Blatt nicht mehr >konkurrenzfähig<. In einem schmutzigen Kleinkrieg gewinnt die gemäßigte Parteiführung in Deutschland wieder die Oberhand über die Basis. 1890 fällt das Sozialistengesetz, und die Partei darf sich wieder wählen lassen. Insgeheim ist sie froh darüber, daß sie sich durch diese Roßkur die lästigen Radikalen vom Halse schaffen konnte. Der Weg zu jener SPD wie sie Ebert, Noske, Wehner, Brandt und Schmidt repräsentieren, ist nun frei, auch wenn es noch einige Hindernisse gibt, denn die Opposition wird sich in der SPD noch jahrelang regen. Es gibt sozusagen Mostsche Nachwehen- 1890 kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Parteileitung und der >Opposition<: Tausende von Sozialdemokraten, die sogenannte »Bewegung der Jungen«, verlassen die SPD und schließen sich in der einen oder anderen Form der anarchistischen Bewegung an.

Der ungebrochene Most engagiert sich unterdessen mit Volldampf in Amerika. Auch dort gibt es eine Arbeiterbewegung mit Kämpfen und Problemen. In New York und Chicago sind es überwiegend deutschstämmige Anarchisten, die die Arbeiterbewegung führen und für den Achtstundentag kämpfen.
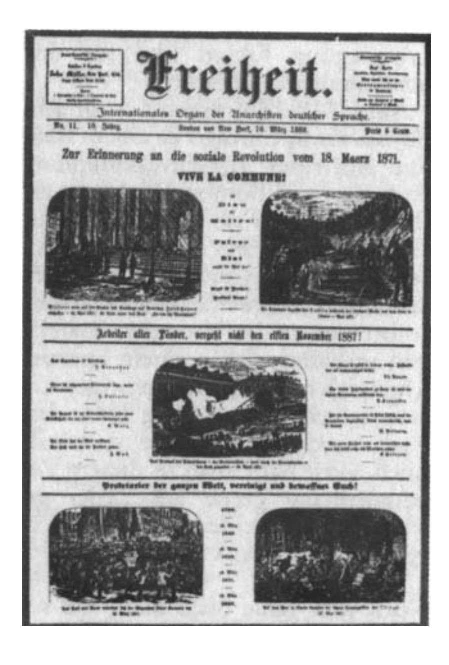
Am 1. Mai 1886 kommt es auf dem *Haymarket* in Chicago zu einem Blutbad. Auf einer Massenversammlung explodiert eine Bombe. Nie wurde geklärt wurde, ob sie ein Provokateur der Polizei oder ein verzweifelter Arbeiter warf. Die Gendarmen eröffnen daraufhin das Feuer, es gibt viele Tote. Sofort werden die führenden Anarchisten verhaftet und in einem himmelschreienden Prozeß der >geistigen Urheberschaft< für schuldig befunden. Fünf werden zum Tode verurteilt. Auch Most hätte man in diesem Zusammenhang gerne ans Leder gewollt, aber zu seinem >Glück< saß er gerade mal wieder im Gefängnis.

Noch viele Jahre blieb Most mit seiner >Freiheit< ein treibender Bestand-

teil der anarchistischen Bewegung in den USA. Wie nicht anders zu erwarten, zog er unermüdlich durch die Lande und agitierte. Endlich konnte er sich auch seinen Jugendwunsch erfüllen: das Theater. Die von ihm gegründete Schauspieltruppe brachte zeitgenössisches Volkstheater auf hohem Niveau unter die Arbeiter.

Sein Einfluß blieb aber nicht auf die Kreise deutscher Emigranten beschränkt. *John Most* lernte rasch amerikanisch, und sein Einfluß auf die radikale Gewerkschaftsbewegung der *Wobblies* ist unverkennbar. Most war zwar Anarchist, aber in erster Linie auch immer Arbeiter und Gewerkschafter. Sein Anarchismus, so wortradikal er war und so begeistert er zeitweise auch die revolutionäre Gewalt unterstützte, war doch immer an der Arbeiterbewegung orientiert und blieb stets dort verwurzelt.

1906 starb Johann Most, 62jährig in Cincinatti. Mitten auf einer Agitationsreise. Wo auch sonst?


Freiheit.
Internationales Organ der Anarchisten deutscher Sprache.
Zur Erinnerung an die soziale Revolution vom 18. Maerz 1871.
VIVE LA COMMUNE!
Arbeiter aller Länder, vergeßt nicht den elften November 1887!
Proletarier der ganzen Welt, vereinigt und bewaffnet Euch!

Johann Most war der bestgehaßte und der verleumdetste Mann zweier Generationen« schrieb sein Freund Thaumazo 1907 in einem Nachruf. Das stimmt ebenso wie die Tatsache, daß er der populärste Mann war, den die Sozialdemokratie je in der Basis der Arbeiterschaft hatte. Das läßt sich an seinen unglaublichen Wahlerfolgen ebenso festmachen wie an seiner Kraft zur Mobilisierung der Menschen oder an der Art, wie die einfachen Arbeiter ihn verehrten. Als ihm in Chemnitz die Tischler den Plüschsessel ins Gefängnis brachten, war er gerade 24 Jahre alt.

Daß dieser populäre Agitator Anarchist war, gibt viel zu denken.

Gewiß war August Bebel populär, gewiß hat Willy Brandt es mit vielen Wählerstimmen zum Bundeskanzler gebracht, und auch Helmut Schmidt oder Friedrich Ebert hatten ihren Anhang. Aber zu Brandts Zeiten hatte die Sozialdemokratie schon längst nichts mehr mit Arbeiterschaft und Revolution im Sinn, und Bebel war in erster Linie die Vaterfigur der Partei. Von Schmidt und Ebert sollte man sowieso lieber schweigen...

Gewiß - Most bezeichnete sich bis zu seiner Londoner Zeit auch nicht als Anarchist, aber tatsächlich war er es schon seit seiner Gesellenzeit gewesen. Er wußte es nur noch nicht. Als es ihm - während seiner Zeit in Chemnitz und Berlin - langsam zum Bewußtsein kam, vertraute er immer noch darauf, daß die sozialistische Bewegung auch für anarchistische Ideen Platz haben müßte. Für ihn waren Re-



Amerikanische Hetzkarikatur auf Most

volution, Sozialismus und Anarchismus keine unvereinbaren Positionen. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und dieser Wirt hieß Parteiapparat.

Wenn es aber wahr ist, daß der populärste Sozi ein Anarcho war, daß er als Antiparlamentarist Triumphe im Parlamentarismus erzielte, daß er mit Aktionen, die so gar nicht ins Konzept der seriösen Arbeiterpartei paßten, die Arbeiter begeisterte - wenn das alles stimmt, dann kann einiges von dem, was zu offiziellen Wahrheiten der deutschen Arbeiterbewegung geworden ist, einfach nicht stimmen.

Offizielle Wahrheit ist zum Beispiel, der deutsche Arbeiter sei im Grunde ein biederer Mensch, der Ruhe und Ordnung liebe und für Revolutionen nicht zu haben sei. Offizielle Wahrheit ist auch, daß das Sozialistengesetz ein teuflisches Spiel Bismarcks war, in dem die Partei einnen Kampf auf Leben und Tod ausgefochten habe und sich unter großen Opfern behaupten konnte. Offizielle Wahrheit ist schließlich, daß der Anarchismus in Deutschland stets eine Randerscheinung von wenigen fanatischen Kleinbürgern und intellektuellen *Bohemiens* war.

Pustekuchen! Von all dem ist nicht mal die Hälfte halbwahr, und für die schamhaft verschwiegene Kehrseite dieser Medaille sind Most und viele andere die Kronzeugen.

Es stimmt, daß die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung unterm Strich eine angepaßte, reformistische und biedere ist, aber für diesen Saldo trägt die Sozialdemokratie selbst die Verantwortung. Sie hat sich genau die Arbeiterschaft herangezüchtet, die sie wollte, und daß die deutschen Proletarier 1914 lammfromm in den Krieg marschierten oder 1933 nicht gegen Hitler aufstanden, hat die klassische >Führerin der Arbeiterklasse< - so hart das klingen mag - nicht besser verdient.

Die Sozialdemokratie war von ihren Anfängen an kein homogenes[3] Gebilde. Reformer wie Revolutionäre,

3) homogen = gleichförmig; wenn eine Substanz oder eine Bewegung auch in ihrem Inneren überall aus gleichen Teilen, Substanzen, Gruppen besteht.

Deutschtümler wie Internationalisten, Professoren wie Proleten hatten hier gleichermaßen ihre Heimat. Johann Most war in dieser Bewegung kein Fremdkörper und keine Ausnahme. Er war nur besonders begabt und wurde dadurch besonders bekannt. Darum dient er in diesem Buch auch als lebendiges Beispiel für jene Tendenz, die er verkörperte, und wenn bei der Erzählung seines Werdegangs der Eindruck entstanden sein mag, alles Revolutionäre in der SPD habe an ihm oder seiner Zeitung gehangen, so ist dieser Eindruck ebenso falsch, wie etwa zu glauben, Philipp Scheidemann[4] sei der einzige Arbeiterverräter in der SPD gewesen.

Der lange Marsch zum Patriotismus, von dort über den Nationalismus und die staatstragende Kraft der Weimarer Republik bis hin zur Volkspartei der Bürger, die heute den Kapitalismus vor dem Absturz bewahrt, dieser lange Marsch begann schon lange bevor Bismarck die SPD für acht Jahre kriminalisierte.

Johann Most und die radikalen Sozialisten spielen in dieser Auseinandersetzung nicht etwa nur die Rolle des kleinen, linken Flügels.

Wenn man sich so überlegt, was der Most da getrieben hat, so erinnern seine Aktionen stark an das, was heute in anarchophilen Kreisen als *Spaßguerilla* geübt wird. Fritz Teufel könnte ein Schüler des Johann Most gewesen sein. Der Unterschied der Mostschen Spaßguerilla zu dem, was Teufel in der APO oder die Hausbesetzer in Berlin trieben, war aber, daß die Spaßguerilla anno 1870 alles andere als eine Gaudi von Randgruppen war. Es war nicht eine Minderheit, die sich daran beteiligte und lachend applaudierte, wenn die Sozis den Bourgeois eine Falle stellten, sondern die Mehrheit. In Chemnitz vereinigte Most, selbst vom Knast aus, 14000 Wählerstimmen auf sich, während es die Opposition nur auf 10000 brachte. Das hätte selbst Fritz Teufel in seiner besten Zeit nicht geschafft.

Entscheidend aber ist, daß es auf die Wählerstimmen gar nicht ankam; sie sind nur ein Indiz. Most ließ keinen Zweifel daran, daß er nur ins Parlament ging, um den ganzen Zauber zu entlarven. Im Plenarsaal war er dann wieder ganz wie Fritze Teufel... Nein, die Spaßguerilla war bei Most und Konsorten nur das vitale Beiwerk zu einer sehr ernsthaften, drängenden Aufgabe: die Befreiung der Arbeiter, die soziale Revolution.

Damals glaubten die meisten der verarmten, rechtlosen, ausgebeuteten Proleten mit glühender Begeisterung an den kommenden Sozialismus. Das war die Hoffnung, die sie davor bewahrte, auch noch hoffnungslos zu werden. Und für die meisten war klar, daß dieser Sozialismus nur über eine Revolution und nicht durch die Parlamente zu erreichen war. Was später allgemein gültiger Inhalt der Partei wurde, war am Anfang nur die Illusion von wenigen, nämlich, man könne den Sozialismus erreichen, indem man in den Parlamenten die Mehrheit und von der Obrigkeit hierzu die Erlaubnis erhielte. Und diese wenigen in der Partei waren die Professoren, Funktionäre, Parteitheoretiker. Gutsituierte Leute, die in der Partei groß geworden und in ihr gut versorgt waren. Jedenfalls nicht die Malocher. Aber: sie saßen am langen Hebel, sie kontrollierten den Apparat und mit ihm die Meinung und die Zukunft der Partei.

Man kann sich gar nicht dagegen wehren, aber hier laufen einem die Parallelen zu den >Grünen< bei Schritt und Tritt jiber den Weg. Auch sie waren eine *breite Bewegung*, deren Prinzi-

4) Philipp Scheidemann, Sozialdemokrat. Politiker, der 1918/1919 für die gewaltsame Abschaffung des Ratesystems und die Niederwerfung der Spartakusaufstände verantwortlich war, bei der die SPD Kriegswaffen und Militär gegen die Arbeiter einsetzte.

pien auf Basisdemokratie, Selbstverwaltung, Dezentralismus und Autonomie aufgebaut waren - also durchaus auf libertären Tugenden. Davon ist, seit diese Bewegung zur *Partei* wnirde, nicht mehr viel übriggeblieben, und der Prozeß der >Ver-Staatlichung< bei den Grünen beginnt zu galoppieren: Das Prinzip der Basisdemokratie verkümmerte zum absterbenden Ritual des Rotationsprinzips im Parlament, an das sich kaum noch jemand halten will. Aus der radikalen Kritik am System wurde die lauwarme Opposition als Fraktion oder gar als Koalitionspartner. Von der Vision einer neuen, ökologischen und freien Gesellschaft blieb nicht viel mehr übrig als der Blick für das >politisch Machbare< aus der Perspektive grüner Minister und Staatssekretäre... Gerade so wie die Sozialdemokraten in Bonn Dinge tun, die Christdemokraten ebenso gut hätten tun können, so machen heute Grüne eine Politik, wie sie auch Sozialdemokraten machen würden. Auch die Grünen, die im Grunde ihres Herzens antiparlamentarisch fühlen und das Parlament nur als Plattform für ihre Anklagen benutzen wollten, müssen jetzt lernen, daß man nicht >zum Spaß< in den Bundestag gehen kann. Es ist erst wenige Jahre her, als sich die Partei der >Grünen< konstituierte, und sie tat das als parlamentarischer Arm der Ökobewegung. Heute fuhrt dieser Arm ein munteres Eigenleben, die Basis wird mehr und mehr zum Erfüllungsgehilfen der Partei. Parlamentsarbeit hat eben ihre eigene Dynamik und die verändert die Menschen. Besonders dann, wenn viele sich wünschen, in diesem Sinne verändert zu werden. Macht schmeckt nach mehr...



Most als »der alte Baumert« in Hauptmanns Drama »Die Weber«

Ebenso klar, wie es für die sozialistische *Bewegung* anfänglich war, daß die Schrecken des Kapitalismus nur durch seine Abschaffung zu überwinden seien und daß es hierzu höchste Zeit sei, war es auch für die grüne *Bewegung* keine Frage, daß man die drohenden ökologischen Katastrophen nur durch radikale Veränderungen abwenden könne. In beiden Fällen wurde die systemüberwindende Kraft in dem Augenblick schrittweise zu einer systemerhaltende Kosmetik, als aus der Bewegung eine *Partei* wurde, die sich wählen ließ, die auf Reformen setzte und sich zu arrangieren trachtete.

Auch bei den Grünen gibt und gab es eine Opposition, auch bei den Grünen wird sie mit mehr oder weniger sauberen Mitteln kaltgestellt, ausgebootet, an den Rand gedrängt. Dieser Vergleich aus einer Bewegung, die wir alle hier und heute miterleben, gibt uns vielleicht den Schlüssel zum Verständnis der Rolle, die die aufrech-

tcn Sozialisten in der SPD und mit ihnen Johann Most spielten.

Nur eines ist erschreckend anders: das, wozu die Sozialdemokraten vierzig Jahre und einen Belagerungszustand brauchten, schafften die Grünen ohne Druck von außen locker in fünf Jahren...

Der Ausnahmezustand gehört zu den besonders verlogenen Mythen der Sozialdemokratie. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß das Sozialistengesetz Bismarcks für die Parteileitung im nachhinein betrachtet überaus günstig kam. Es ersparte der Partei nämlich jene Art von >Säuberungen <, wie wir sie von den kommunistischen Parteien des Ostblocks kennen. Zwischen 1882 und 1890 entledigte sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands auf überaus elegante Weise ihres radikalen, linken Flügels. Vor dem Sozialistengesetz hielten sich die reformistische und die revolutionäre Tendenz ungefähr die Waage, obwohl von der Partei offiziell nur die erstere gefördert wurde. Grob gesagt saßen die Parlamentsanbeter im Parteiapparat, die Verfechter der Revolution fand man an der Basis der Arbeiterschaft. Zwar gingen auch die fleißig wählen, aber für die Arbeiterschaft war das mehr eine Machtdemonstration. Für die Abgeordneten hingegen war es ihr Lebensinhalt. Früher oder später hätte es zu einer Entscheidung für eine der Richtungen kommen müssen oder aber zur Spaltung. Nach 1890 war es dann nur noch eine Frage von revolutionären Nachwehen, und die Partei konnte ohne viel Widerstand auf den reformistischen, parlamentarischen Kurs eingeschworen werden. Die SPD war reif, den Kapitalismus zu verwalten, statt ihn zu überwinden.

Wo war der radikale Flügel geblieben?

In der Antwort auf diese Frage liegt die >Eleganz<, mit der die Parteiführung dieses Problem löste: Man ließ den preußischen Staat die Drecksarbeit machen, und die Partei wehrte sich nicht, wenn die radikalen Parteigenossen über die Klinge sprangen. Es war ebenso im Sinne Bismarcks wie im Sinne der Parteiführung. Als der Spuk vorüber war, hatte Preußen eine SPD, mit der es leben konnte, und die SPD eine Basis, mit der sie in Preußen Staat machen konnte.



Die Spitzen der Sozialdemokratie: Most mit Marx und Lasalle, 1875 auf dem Gothaer Einigungskongress

Das alles ist keineswegs die überspannte Geschichtsinterpretation von bornierten Anarchisten, das war traurige Alltagsrealität. Die Taktiererei der Partei gegen die eigenen radikalen Genossen erschöpft sich schon bald nicht mehr im Stillhalten. Krampfhaft versucht der Vorstand in Zürich den Einfluß der Linken zurückzudrängen. Einerseits, indem der als Gegengift zur >Freiheit< gegründete Sozialdemokrat die populäre Sprache und die Schmuggelmethoden Mosts kopiert, andererseits dadurch, daß man mit allen möglichen administrativen Win-

elzügen versucht, Resolutionen, Degationen und Anträge auszumanöveren. Abstimmungen werden maniuliert, Mandate verfälscht, Resoluonen unter den Tisch gekehrt, Bechlüsse verschwinden.

Die preußische Polizei macht sich iesen Zwist rasch zunutze und unterandert die gesamte Bewegung mit pitzeln und Provokateuren. Es daurt nicht lange, da denunzieren sich nhänger beider Fraktionen gegeneitig. Sozialisten liefern Sozialisten ns Messer. Beim Studium der Zeiungen, Akten, Protokolle und Spitelberichte meint man, in einen mieen Krimi geraten zu sein.

Wer bei dieser Auseinandersetzung en kürzeren zog, kann man sich eicht denken. Die Radikalen landeten n Knast, im Exil oder in der Resignaon. Der Staat und die Sozialdemoratie hatten triumphiert; es dauerte ur noch 28 Jahre, bis beide dasselbe aren.

ei dieser Auseinandersetzung, hiner der in der Tat die entscheidende Veichenstellung für die deutsche Areiterbewegung steckt, kann den Anrchisten ein bitterer Vorwurf nicht rspart bleiben.

Most war, wie gesagt, damals kein narchist, ebensowenig fühlten sich ie Arbeiter, die Mosts Richtung aningen, als Anarchisten. Das lag aber icht so sehr daran, daß sie die Ideen es Anarchismus ablehnten als vielehr daran, daß die Ideen des Anarhismus in der Arbeiterbewegung icht zur Debatte standen. Die wenien, kaum organisierten Anarchos in eutschland jener Jahre waren überiegend mit sich selbst beschäftigt der träumten vom Tyrannenmord. ie Bewegung war nicht nur chwach, sondern überwiegend uneif. Sie war einfach nicht da, um dieem enormen Potential von durch nd durch libertären Arbeitern eine inheit zu geben. Die Illusion, inner-



Über hundert Jahre Tradition in Deutschland: Haussuchungen

halb der SPD jemals zur sozialen Umwälzung zu kommen, wurde auf diese Weise lange am Leben erhalten; so lange, bis es zu spät war. Most war in den langen Jahren, die er brauchte, um sich zum überzeugten Anarchisten zu entwickeln, mit abnehmender Tendenz selber noch in dieser Illusion gefangen. In dem Maße, wie er sich der noch schwachen anarchistischen Bewegung näherte, schwand sein Einfluß auf die Arbeiterbewegung. Es gab eine lange, zu lange Zeit des politischen Vakuums zwischen dem Niedergang des radikalen Flügels der Sozialdemokratie und der Erkenntnis bei den Anarchisten, daß man mit Attentaten die Welt nicht verändern kann und sich statt dessen auf die Arbeiterbewegung zurückbesinnen sollte. Als vor dem 1. Weltkrieg der *Anarchosyndikalismus* für die Anarchisten weltweit ein Thema wurde, war Most schon ein alter Mann, und das, was 1918 in Deutschland aus der Opposition der >Jungen< von 1890 übriggeblieben war, langte gerade noch für eine Mitgift zur Gründung der FAUD[5].

5) FAUD = Freie Arbeiter Union Deutschlands, Anarchosyndikalistische Gewerkschaft, vergleiche Kapitel 6!

In diesem Sumpf ging die Chance unter, die deutschen Arbeiter weg vom Parlamentarismus dahin zu bringen, ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen.



Johann Most in den USA

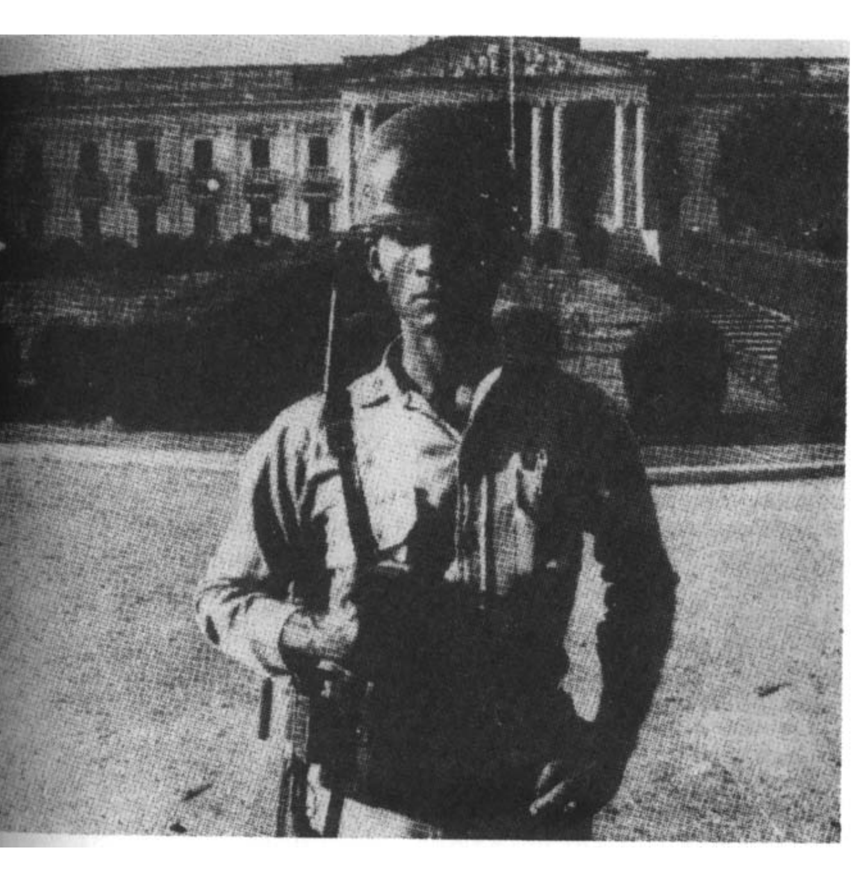
Most hat selber mit deftigen Worten das Dynamit gepriesen; seine Bombenbastel-Broschüre »Revolutionäre Kriegswissenschaft« ist ein Bestseller geworden, ebenso wie seine lästerliche Polemik »Die Gottespest«. Wenn man Most aber kritisch liest, so muß man feststellen, daß er zwar immer wortradikal daherredete und schrieb, in seinen praktischen Schritten aber stets Realist blieb. Er konnte aus dem Häuschen geraten und laut applaudieren, als die russischen Anarchisten den Zaren töteten, aber ebenso heftig das Attentat verurteilen, das der amerikanische Anarchist Alexander Berkman gegen den Industriellen Frick verübte, der auf streikende Arbeiter hatte schießen lassen. Most glaubte nicht daran, die Anarchie herbeibomben zu können und unterschied genau zwischen Gewalttaten, die ein verhaßtes System zu Fall bringen und so der Revolution eine Chance geben könnten, und individuellen Kraftakten, die nichts brachten als persönliche Befriedigung und erneute Repression. Er hat für diesen Realismus übrigens auch seinen Preis bezahlt, denn viele Anarchisten warfen ihm damals noch schlicht Feigheit vor. Als er beispielsweise das Berkman-Attentat in der >Freiheit< einen »Streich Unbesonnener« nannte, der »schädlich und dumm« sei, ohrfeigte ihn die amerikanische Anarchistin Emma Goldman auf einem Vortrag und nannte ihn vor versammelter Zuhörerschaft einen Feigling.

Johann Most war als Sozialist zu spät und als Anarchist zu früh geboren worden. Seine Ideen, die auf Volkstümlichkeit, Gewerkschaften, Militanz und Sinn für Realismus aufbauten, setzten sich bei den Anarchisten erst durch, als er schon tot war. Die Sozialdemokraten hingegen hatten schon die künftigen Ministersessel im Kopf, als Johann Most sich auf dem Plüschsessel im Roten Turm niederließ, um an Knittelversen für die soziale Revolution zu schreiben, die seine Partei schon längst verraten hatte.

Büchen:

- Johann Most, *Ein Sozialist in Deutschland,* 180 S., Hanser Verlag, München
- Johann Most, *Memoiren,* ca. 300 S., (Dieses Reprint der Originalausgaben von 1903—1907 kursieren in vielen Editionen; z.T. identisch mit dem obrigen Buch)
- John Most, *Marxereien, Eseleien und dersanfie Heinrich,* Aufsätze. 192 S., Verlag Büchse der Pandora, Wetzlar
- Rudolf Rocker, *Johann Most. Das Leben eines Rebellen,* 435 S., Verlag der Syndikalist, Berlin (div. Nachdrucke im Handel)
- Horst Karasek, *Belagerungszustand! Reformi sten und Radikale unter dem Sozialistengesetz 1878-1890,*158 S., Wagenbach-Verlag, Berlin
- Horst Karasek, *Haymarket! 1886: Die deut schen Anarchisten von Chicago,* 190 S., Verlag Wagenbach, Berlin
- Horst Karasek, *Propaganda und Tat. Drei Ab handlungen über dem militanten Anarchist unter dem Sozialistengesetz,* 54 S., Verlag Freie Gesellschaft, Frankfurt
- Ulrich Linse, *Organisierter Anarchismusim Deutschen Kaiserreich,* 410 S., Verlag Duncker & Humboldt, Berlin

4. Kinderkram



nglaublich langsam setzte sich die Vagenkolonne in Bewegung. Wie on schlechtem Gewissen geplagt chlich sie durch das abendliche Iafenviertel von Montevideo. Es varen 16 Fahrzeuge, und ihre nsassen gehörten verschiedenen inheiten an: Geheimpolizei, icherheitsabteilung des Innenmin teriums sowie Soldaten und Offiziere der Schule für Marine- nfanterie. Letztere in voller Iniform, mit Helm und Schnellfeuer ewehr. Sie fuhren in Mercedes- enz Unimogs, in der Mitte des Konvois.

Die Lastwagen kamen aus der Bundesrepublik Deutschland, die Soldaten aus der berüchtigtsten Kaserne Uruguays. Die *Fusileros Navales* waren allgemein für ihre Brutalität bekannt. Voran zwei Jeeps mit Offizieren und Zivilisten, dann eine Ambulanz. Die restlichen Wagen waren Limousinen vom Typ Ford Maverick mit Privatkennzeichen. In ihnen saßen ausschließlich Männer in Zivil. Die meisten von ihnen trugen Sonnenbrillen, obwohl die Sonne längst untergegangen war. Südamerikanische Geheim-

polizisten tragen mit Vorliebe schwarze Sonnenbrillen. Zu jeder Tageszeit. Kein Mensch weiß, warum.

Zur gleichen Zeit löschte Rubén das Holzkohlefeuer unter der *parrilla.* Man hatte viel Spaß an diesem Abend gehabt und große Mengen Fleisch gebraten. Der Anlaß zu diesem *asado* war der Besuch von vier argentinischen Genossen, die den ganzen Tag über in der Kommune gewesen waren. Man hatte über Probleme der Zusammenarbeit gesprochen und über ein Druckereiprojekt. Auch über Kindererziehung und die politische Lage.

Im Nachbarland Argentinien war im Jahr zuvor der greise Volkstribun Perón wieder an die Macht gekommen, kurz darauf gestorben und nun war seine hysterische Frau Isabel Präsidentin. Der neofaschistische Flügel der Peronisten bekämpfte sich mit dem linken Flügel bis aufs Messer. Die Militärs warteten ab. Noch. Hier in Uruguay hatten die >*milicos*< bereits die Macht übernommen und hielten sich nur der Form nach noch einen zivilen Präsidenten. In einem Feldzug gegen das eigene Volk hatten sie den Widerstand der *Tupamaros*[1] erstickt. Das politische Klima wurde immer unerträglicher.

All das ging Rubén jetzt durch den Kopf, und ihm fiel auch ein, daß es höchste Zeit war, die Weinstöcke zu beschneiden. Morgen früh wollte er sich sofort daranmachen. Es war Winter und vom Rio de la Plata wehte eine angenehm milde Brise.

Mittlerweile war der Konvoi vom Boulevard Artigas in die Avenida Roosevelt eingebogen und fuhr nun in östliche Richtung. Er kam durch das Hauptgeschäftsviertel, aber es lag wie ausgestorben. Präsident Bordaberry hatte ein Ausgehverbot verhängt, und nur, wer eine Ausnahmegenehmigung hatte, durfte sich noch auf der Straße blicken lassen. An jeder wichtigen Kreuzung stand ein Doppelposten Soldaten. Streifenwagen amerikanischer Bauart fuhren langsam, mit Abblendlicht, durch die sonst so lebendigen Straßen der uruguayischen Metropole. Uruguay, einst die Musterdemokratie, die >Schweiz Lateinamerikas<, war zu einem großen Zuchthaus geworden; es hielt den Weltrekord an politischen Gefangenen im Verhältnis zur Einwohnerzahl, und das größte Gefängnis trug den Namen *Libertad.* Ein Fünftel der Bevölkerung hatte das Land verlassen.

Unter diesen Verhältnissen kam der Konvoi gut voran. An keiner Ampel mußte er halten. In weniger als einer Stunde würde das Kommando seine Positionen eingenommen haben.

Zur gleichen Zeit wurde in der Druckerei der Kommune fleißig gearbeitet. Elena und Sergio saßen über Korrekturfahnen gebeugt und plagten sich mit Kommasetzung. Unter einer spärlichen Glühbirne standen Marianela und Susana und steckten Korrekturzeilen ins Blei. Paco gähnte an der Setzmaschine: »Ich glaub', ich werd' uns mal 'nen Kaffee kochen « Es war schon halb zwölf, aber die Arbeit würde sicher noch die ganze Nacht hindurch dauern. Die Bücher, eine neue Ausgabe der Sozialgeschichte der Republik Uruguay, sollten schon nächste Woche im Buchhandel sein. Sie wurden ungeduldig erwartet - nicht nur von den Anarchisten, auch von der Öffentlichkeit. Einige große Zeitungen hatten im Vorabdruck gute Kritiken veröffentlicht, und die ganze *Comunidad* setzte große Hoffnungen auf das Buch. Eine völlig neue Perspektive der nationalen Geschichte, aber eben auch viel Arbeit für die Druckerei...

Sergio begann wieder mit seinem Lieblingsthema: »Ehrlich, wir sollten

1) Tupamaros = Stadtguerillaorganisation, siehe weiter hinten in diesem Kapitel!



Die »Comunidad del Sur« betrieb eine der größten Druckereien

uns eine moderne Offsetmaschine anschaffen. Das müssen wir unbedingt auf der nächsten Versammlung noch mal besprechen.« »Aber nicht jetzt!« unterbrach ihn Elena gereizt. »Lies lieber weiter, Mann, es ist schon spät!«

Es war nun 11 Uhr 48, und der Konvoi teilte sich. Der größere Teil fuhr weiter in Richtung Osten, in den Vorort *Malvín,* wo die *Comunidad del Sur* im Jahre 1955 begonnen hatte zu siedeln; die kleinere Gruppe drehte ab und fuhr in das Arbeiterviertel *Palermo* am Rande des Stadtzentrums, wo sich die Druckerei befand.

An der Gabelung gab es ein kleines Durcheinander, als zwei Unimogs sich dem falschen Zug anschlossen. Ein Offizier sprang aus dem Jeep und schnauzte den Fahrer an. *»Estúpidos,* könnt ihr nicht denken?! Ihr gehört zur Gruppe >Aurora<, also müßt ihr hier abbiegen, *idiotas*! Und hört mit dem Rauchen auf, gleich wird's ernst.«

Rubén hatte inzwischen die Stühle weggeräumt und das schmutzige Geschirr in die Gemeinschaftsküche getragen. Er hatte diese Woche Spüldienst, aber der gute Mendozawein, den die Argentinier mitgebracht hatten, tat nun seine Wirkung. Rubén war müde, und er war auch nicht mehr der Jüngste. Spülen würde er morgen. Er goß sich einen Mate auf. Der grüne Tee war schon recht ausgelaugt, aber das heiße Getränk tat ihm gut. Mit der kleinen Kalebasse in der Rechten ging er noch einmal zum Kinderhaus hinüber. Das tat er fast jeden Abend, seit sie beschlossen hatten, diese Einrichtung zu wagen.

Die Kinder im Schulalter hatten ihr eigenes Haus, in dem die Erwachsenen nichts zu sagen hatten. Sie standen zwar zur Verfügung, wenn Rat und Hilfe gebraucht wurden, aber nur dann. Sonst regelten die Kinder zwischen 6 und 16 Jahren ihr Leben selbst: vom Einkaufen übers Spielen, Saubermachen, Schularbeiten, Freizeit bis hin zur Lösung ihrer Konflikte. Das Kinderhaus war ihr Reich.

Rubén spähte durch einen Fensterspalt, alles war ruhig. Er hörte den gleichmäßigen Atem der Kleinsten, die direkt unter dem Fenster schliefen. Silvia wälzte sich im Schlaf auf die andere Seite und schmatzte ein wenig dabei. Sie war gerade 14 geworden. Am Abend war sie mit zwei Gleichaltrigen und Rubens Tochter Laura aus dem Kinderhaus auch zu den Erwachsenen aufs *asado* gekommen, aber nach einer Weile fanden sie's >blöd< und >langweilig<. Immer nur über Politik zu reden... *»Qué horror!«*

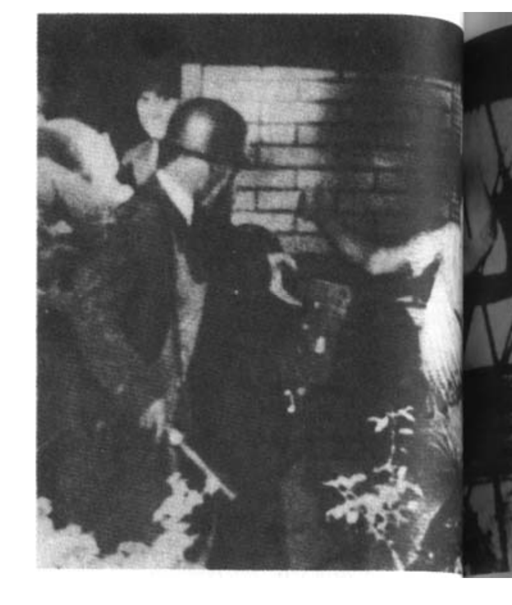


Rubén saugte den Mate durch das silberne Röhrchen und mußte schmunzeln. Eigentlich hatten die Kinder ja recht. Über >Politik< sollte man nicht reden. Man sollte sie machen. Leben. Die Kinder lebten den Erwachsenen in dieser Hinsicht schon viel vor. Ob ihnen klar war, daß auch das >Politik< war? Daraufkam es nicht an - wichtig war, wie sie fühlten und was sie taten.

Er klopfte das Mategefäß sorgfältig aus und ging ins Haupthaus zurück. Als er den Lichtschalter umdrehte und zu Bett gehen wollte, protestierte eine leise Stimme: *»Dejá la luz,* ich bin noch am lesen!« Es war Antonio, der in der Ecke am Kamintisch saß und las. Er war mit 85 Jahren der älteste Kommunarde, und sein voller Familienname lautete Lopez-Lombardero. In der *Comunidad* nannten ihn alle >Lomba<.

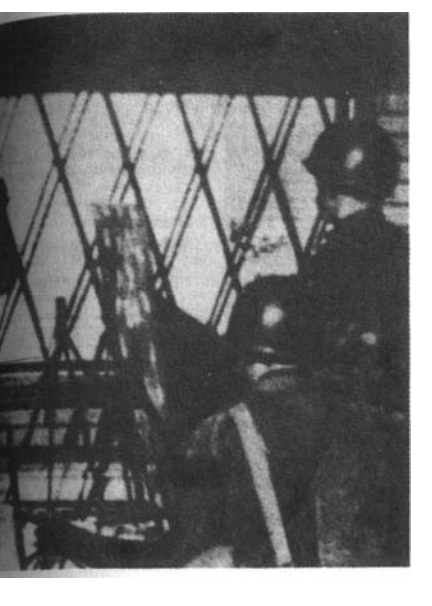
Lomba war von Anfang an dabeigewesen, und er hatte viel miterlebt. Sein Leben lang hatte er gekämpft, und das Leben in der *Comunidad* war für ihn die logische Fortsetzung dieses Kampfes, den er und seine Genossen in den unterschiedlichsten Formen betrieben hatten: mit Propaganda und Gewerkschaften, mit Kultur und Sabotage. Manchmal auch mit Gewalt, aber das war lange her, und Lomba sprach nicht gerne darüber. Nun las er Kropotkins *Ética.* Er wollte darüber einen Artikel schreiben.

»Perdonáme, querido«, entschuldigte sich Rubén und drehte das Licht wieder an. *»Buenas noches.« »Hasta mañana.«*



Die Reifen der Unimogs knirschten jetzt über Kies und losen Schotter. Die Asphaltstraße hatten sie vor zehn Minuten verlassen, das *Barrio Malvín* war ein armes Stadtviertel. Elektrizität war erst vor wenigen Jahren gelegt worden. Die Wagen fuhren nunnoch langsamer, niemand rauchte, niemand sprach ein Wort. Keiner bemerkte sie, nur ein paar Hunde kläfften. Es war ja Ausgangsverbot, und im Fernsehen wurde ein Länderspiel übertragen. Eine uruguayische Auswahlmannschaft spielte gegen *River Plate,* Buenos Aires. In der Passion für Fußball und *asado* gleichen sich Uruguayer und Argentinier aufs Haar. In den wenigen Häusern, wo noch Licht brannte, flimmerte es bläulich durch die Scheiben.

Als die Einsatzgruppen Aurora und Kolibrí gegen 1 Uhr früh ihre Positionen bezogen hatten, war es in der Kommune schon dunkel. Einzig Lomba las noch in der Ethik von Kropotkin, aber er war schwerhörig und bemerkte nicht, wie die Soldaten von ihren Bänken sprangen und mit der Waffe im Anschlag das Haus umstellten. Die *Comunidad* hielt sich auch keinen Wachhund, und so hörte niemand, wie die Kieselsteine unter den Stiefeln knirschten, wie eine Abteilung Soldaten hastig durch Rubéns Weingarten trampelte und wie der Einsatzleiter sich hinter einem starken Scheinwerfer postierte und nervös an



seinem Sprechfunkgerät hantierte:

»Atención, Atención, hier Aurora«, sprach er mit gedämpfter Stimme, »Kolibrí, bitte kommen«.

»Hier Kolibrí, hier Kolibrí, befinden uns am Einsatzort, *cambio.«*

»Hier Aurora, wie ist die Situation am Objekt, *cambio?«*

»Hier Kolibrí, die Hurensöhne sitzen in der Werkstatt und trinken Kaffee!«

»Na denn mal los!«

Jetzt lief alles in Minutenschnelle und unglaublicher Hektik ab. *»Atención*! *Atención*!*«* quäkte es durch das Megaphon, und der Scheinwerfer strahlte auf, »hier spricht die Polizei. Die Ordnungskräfte haben das Gelände umstellt. Widerstand wird mit Waffengewalt beantwortet. Kommen Sie einzeln, mit erhobenen Händen und ohne Waffen aus dem Haus!« Fahlgelb stand das Haupthaus der Kommune im Flutlicht. Ein unbeschreibliches Hundegebell erhob sich in der Nachbarschaft, selbst ein Hahn wurde rebellisch und krähte. Sonst geschah nichts. Noch einmal wiederholte der Einsatzleiter seine Aufforderung. Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, ließ er einen Soldaten eine Salve in die Luft feuern. Einen Moment herrschte Totenstille, dann setzte das Gebell wieder ein. Im Haus bewegte sich nach wie vor nichts. Endlich erschien, verängstigt und geblendet, die erste Gestalt im Eingang. Es war Rubén, der noch nicht geschlafen hatte, dicht gefolgt von Lomba, der Kropotkins Ethik noch in der Hand hielt. Ungläubig sah er sich um, ein Gewehrkolben wurde ihm in die Seite gestoßen, und ein vielleicht siebzehnjähriger Soldat brüllte ihn an: *»Manos arriba!* Los, los, die Hände hoch!« Sie wurden gestoßen und mußten sich auf den Bauch in den Dreck legen. Kropotkins Ethik flog zwischen die zertretenen Weinstöcke. Nun ging im Haupthaus endlich das Licht an, während das Kinderhaus dunkel blieb. Dort lugten die älteren vorsichtig durchs Fenster und begriffen sofort, was los war. Rascher vielleicht als die Erwachsenen, die zum Teil protestierend, zum Teil einfach sprachlos aus der Tür traten. Sie wurden gezerrt und gestoßen, zu Boden geworfen, getreten; besonders die Frauen. Die Kinder schauten dem aus der Entfernung mit großen Augen zu - gefaßt und fassungslos zugleich. Nur die kleinsten weinten leise, vor allem wohl deshalb, weil sie so brutal aus dem Schlaf gerissen wurden. Die Blicke der Kinder verfolgten mit Angst und Haß, was da draußen vor sich ging. Wie ihre Eltern, Freunde, die Erwachsenen der *Comunidad* nach Waffen durchsucht, beschimpft, geschlagen, auf die Unimogs gestoßen wurden. Die, die als besonders >verdächtig< eingestuft wurden, isolierte man im Ambulanzwagen. Das Ganze dauerte keine zehn Minuten, dann fuhren die Soldaten mit ihnen davon. Zurück blieben nur die Kinder: große Augen, angehaltener Atem. Augenblicke, die sie nie wieder vergessen würden. Zurück blieben aber auch die

Ford-Mavericks mit den Zivilisten, die die Arbeit des Kommandos >Aurora< zu Ende bringen sollten.

Das Kommando >Kolibri< war zu diesem Zeitpunkt ebenfalls schon fertig mit seiner Arbeit. Man hatte ohne viel Federlesens die Druckerei gestürmt, Setzkästen und Papierstapel umgetreten, mit den Bajonetten Manuskripte und Druckfahnen zerfetzt, Panik verbreitet. Sergio, den sie zuerst erwischten, hatten sie die Kaffeetasse aus der Hand geschlagen, der heiße Inhalt war Elena über die Beine gelaufen. Sie schrie auf, ein Soldat riß sie vom Stuhl und griff ihr beherzt von hinten zwischen die Beine. *»Bastardo!«* schrie sie und wand sich aus dem Griff, aber der Soldat war nicht so plump wie jene Nazi-Landser in den miesen Kriegsfilmen; er schnellte ihr nach und warf sie mit einer gewaltigen Ohrfeige zu Boden: *»Calláte, puta!«* Paco war von der Setzmaschine aufgesprungen und wollte ihr zu Hilfe eilen, aber er bekam einen Kolbenschlag in den Rükken und fiel der Länge nach hin, keine zwei Meter neben Elena. Für einen kurzen Moment trafen sich ihre Blicke unter dem Tisch. Schon war der Soldat wieder über Elena, packte sie am Gürtel ihres Kleides und begann, sie unter dem Tisch hervorzuzerren. Sie trat nach hinten aus und klammerte sich an Paco. Aber der Soldat war stärker und zerrte sie hervor. Ein Offizier ging endlich dazwischen und fuhr den Soldaten an: »Laß das, du Sau — sowas kannst du später machen.«.

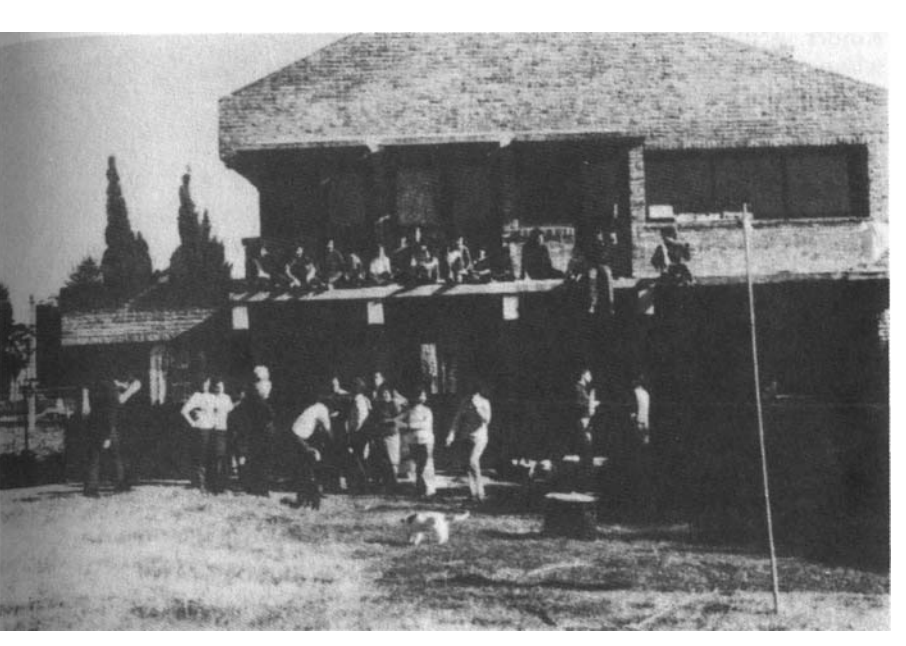
Eile war angesagt, die Aktion sollte ohne viel Aufsehen über die Bühne gehen. Schließlich hatte die *Comunidad* viele Freunde in der Nachbarschaft. Und so dauerte auch die Verwüstung der Druckerei und die Verhaftung der dort arbeitenden Kommunarden kaum länger als eine Viertelstunde. Dann war alles wieder ruhig. Zurück blieben auch hier nur die Zivilen mit den Ford Mavericks...

Alles war nach Plan verlaufen. Aurora und Kolibrí fuhren wieder in ihre Kasernen zurück. Die Gefangenen wurden auf verschiedene Orte verteilt. Einige kamen in reguläre Gefängnisse, andere in Polizeigewahrsam, wieder andere in Militärkasernen und geheime Verliese der Sicherheitspolizei. Das waren irgendwelche unscheinbare Villen mit Garten, an Ausfallstraßen oder auch mitten im Zentrum. Es waren die schlimmsten Orte, an die man gebracht werden konnte, hier waren die Folterzentren. >Büros für außerordentliche Verhöre<, wie es im offiziell-internen Sprachgebrauch hieß. Die dorthin kamen, ahnten, was sie erwartete.

Mittlerweile war es neun Uhr geworden, die Wintersonne schien fahl und friedlich vom wolkenlosen Himmel auf Malvin hernieder. Die Zivilpolizisten mit ihren Sonnenbrillen und den Revolvern unterm Jackett hatten die Nachbarn zurück in ihre Häuser gejagt. Die Ausgangssperre sei heute bis Mittag verlängert, hatten sie erklärt, niemand dürfe in dieser Straße das Haus verlassen. Die Leute murrten, zogen sich aber zurück. Die Schulkinder freuten sich und schauten hinter den Fensterläden und Jalousien neugierig zur *Comunidad* hinüber. Der alte *Dodge* vom Bäcker fuhr langsam die Straße hinauf, aber niemand kam an diesem Morgen, um Brot einzukaufen. Auch der Siphonverkäufer und die Gemüsehändlerin mit ihren zweirädrigen Karren machten an diesem Morgen keine Geschäfte. Sie wurden von den Polizisten unwirsch verjagt.

Um 9 Uhr 12 entdeckten die Polizisten das Kinderhaus. Das hatten sie bisher einfach übersehen. Es lag im hinteren Teil des Grundstückes, von den Hühnerställen weitgehend verdeckt.

»He, Alejandro, komm doch mal hier rüber! Hier ist noch'n Haus.



Vor dem selbst erbauten Speisesaal der »Comunidad«

Aber vorsichtig!«

Mit gezückter Waffe näherten sich zwei Zivile dem Kinderhaus. Die Fensterläden aus Blech waren verschlossen, man konnte nichts erkennen.

Alejandro, ein junger Polizist in tadellosem Anzug, trat die Türe ein. Die beiden Beamten stürmten in den Raum. Es war dämmrig, und obwohl sie vorher ihre Sonnenbrillen abgenommen hatten, konnten sie kaum etwas erkennen. Es dauerte mehrere Sekunden, bis sie wahrnahmen, wo sie sich befanden: in einem Halbkreis von Kindern und Jugendlichen, die sie entschlossen und trotzig musteren. In der ersten Reihe standen die Alteren, einige hatten die Fäuste energisch in die Hüften gestemmt, andere schauten ängstlich auf die Pistolen.

»Ach du Scheiße, hier ist ja ein ganzer Kindergarten. Was sollen wir denn mit denen machen?«

»Keine Ahnung«. Alejandro steckte die Waffe wieder ein, seine Finger fuhren nervös durchs Haar und ruinierten die kunstvoll gestriegelte Brillantinefrisur. »Frag mal den *sargento.«* Der Kollege verschwand, Alejandro blieb im Kinderhaus.

»Was machen Sie hier? Wo sind die Erwachsenen? Was ist hier eigentlich los?« Carlos, 13 Jahre jung, hatte sich vor dem Polizisten aufgebaut.

»Halt den Mund, und setz dich. Es ist alles in Ordnung.« Eine solche Situation war Alejandro nicht gewöhnt, seine Nervosität stieg.

Die Kinder waren von den beiden Polizisten keineswegs überrascht worden. Seit der Verhaftung hatten sie die Fenster verdunkelt, sich angezogen, gewaschen und die Kleinsten versorgt. An eine Flucht war wegen der Kleinkinder nicht zu denken - daher waren drei der älteren Jugendlichen, unter ihnen Rubens Tochter Laura, über den Zaun nach hinten abgehauen, um Freunde zu warnen und Rechtsanwälte zu benachrichtigen. Die restlichen hatten eine Versammlung begonnen und sich im Kreis auf den Fußboden gesetzt. Zwei standen an den Fenstern Wache und hatten die beiden Zivilen herankommen sehen. Sie waren mitten in die Debatte der

Kinder geplatzt, wo in einer Mischung aus Angst und Heldenmut gerade diskutiert wurde, was das Ganze wohl zu bedeuten habe und was sie unternehmen könnten.

Nun nahmen die Kinder die Debatte einfach wieder auf. Sie zogen sich in den hinteren Teil des Raumes zurück und tuschelten miteinander. Alejandro setzte die Sonnenbrille wieder auf, nahm sie wieder ab, fuhr sich abermals durchs Haar. Er war es gewohnt, daß die Menschen vor der Polizei Angst hatten und zitterten. Diese Kinder brachten ihn völlig aus der Verfassung. Außerdem hatte er noch nicht gefrühstückt, und ihm fehlte eine Tasse Kaffee.

»Ruhe dahinten, ich will kein Wort hören!«

»Beantworten Sie unsere Fragen!« Alejandro konnte nicht sehen, wer das gesagt hatte.

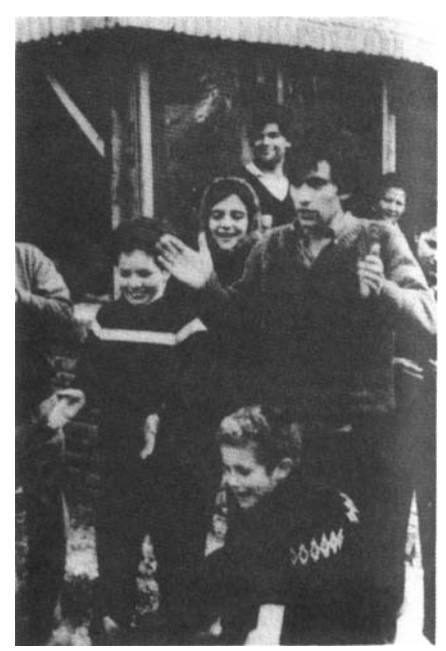
»Ruhe, hab' ich gesagt!!«

Schweigen -------

Alejandro spürte trotz des Dämmerlichtes, wie zwei Dutzend Augenpaare voller Verachtung auf ihm ruhten. Er fand das unerträglich.

Die Tür flog auf, herein traten sieben Zivilpolizisten. Einer drehte das Licht an; darauf war Alejandro noch gar nicht gekommen. Zwei andere öffneten die Fensterläden. »Mein Gott, was für eine Sauerei!« Der *sargento* war sichtlich getroffen. »Was für degenerierte Schweine! Machen Kinder wie die Kaninchen und sperren sie alle in einen Stall. Mädchen und Jungen zusammen. Das ist ja ein richtiger Sauhaufen!« Und zu seinen Männern gewandt fuhr er fort: »Da seht ihr, Männer, wie weit die Subversion schon geht. Das ist Sodom und Gomorrha, mitten in unserem Vaterland! Es wird Zeit, daß hier aufgeräumt wird. Wetten, die haben noch nie eine Kirche von innen gesehen?!«

»Sicher nicht, *mi Sargento*« warf ein dicker Kollege ein, der gerade seine Pistole wieder ins Halfter zu schieben



Als selbständige Menschen groß geworden: Kinder der »Comunidad«

versuchte, was ihm nicht gelang, »aber was machen wir bloß mit denen?« »Weiß ich auch nicht. Vielleicht bringen wir die in ein Heim oder so was. Aber daran will ich mir nicht die Finger verbrennen. Das soll der Polizeipräsident entscheiden oder meinetwegen der Innenminister. Mir ist das zu heiß. Wir werden ihm gleich Meldung erstatten. Das ist nicht unser Bier - so ein Kinderkram!« »Davon steht auch nichts im Operationsplan«, warf der Dicke wieder ein.

»Kinder, ihr bleibt hier und rührt euch nicht von der Stelle. Ihr braucht keine Angst zu haben.«

»Wir haben keine Angst. Sagen Sie uns, wo die Erwachsenen sind und was hier überhaupt los ist!«

Nun war es am *sargento,* die Fassung zu verlieren.

»Papperlapapp! Ihr habt gar nichts zu melden. Hier passiert, was wir sagen.«

»Dann sagen Sie uns, was hier passiert.«

» ----- «

»Wo sind unsere Eltern?«

»Ruhe, ihr sollt nicht so vorlaut sein! Es ist alles in Ordnung.«

Die Polizisten verließen das Haus wie eine Höhle, in der es spukt. Der *sargento* begab sich auf die Toilette. All das war ihm auf die Blase geschlagen. Als er die Tür aufriß, rempelte er gegen den Polizisten Alejandro, der sich gerade seine Frisur mit einem chromglänzenden Metallkamm wieder in Ordnung brachte und so seine innere Fassung wiederfand.

»Na, alles in Ordnung, Alejandro?«

»Sí, mi sargento«

»Woll'n mal sehen, daß wir hier so schnell wie möglich wieder wegkommen. Das ist ja das reinste Irrenhaus. Keine Waffen, kein Sprengstoff, keine subversive Literatur, nur 'n Haufen Humbug in der Bibliothek, den keiner versteht, aber ein Stall voller respektloser Kinder - die reinste Satansbrut. Das ist doch keine seriöse Arbeit für einen Polizisten!«

» Sí, mi sargento«

Am Mittag war der Spuk vorbei, kein Ford Maverick stand mehr in der Straße, die Nachbarn trauten sich wieder aus ihren Häusern und kamen zur *Comunidad* herüber. Dort trafen sie die Kinder bei der Arbeit. Die Soldaten hatten vieles zerschlagen, zertrampelt und zerstört. Die Polizisten hatten das Chaos vollendet: Auf dem Boden lagen Bücher in Tomatensoße, an der frisch gewaschenen Wäsche klebte Karamelsirup, Mülleimer und Papierkörbe waren auf dem Teppich entleert worden. Die Kinder räumten still und deprimiert auf.

Es dauerte über drei Wochen, bis die ersten Erwachsenen der *Comunidad w*ieder freikamen. So zynisch es klingt, sie hatten bei allem noch Glück. Trotz des herrschenden Militärterrors, trotz des Ausnahmezustands und trotz der allgemeinen Brutalität gab es noch eine halblegale Opposition, eine zensierte, aber wache und listige Presse, eine öffentliche Meinung und eine gewisse humanistische Tradition, auf die selbst der Präsident Rücksicht nehmen mußte. Noch. Nur ein Jahr später wäre das Leben der Kommunarden in Uruguay, aber auch in Argentinien, keinen *Peso* mehr wert gewesen. Nur ein Jahr später herrschte auch in diesen so europäisch geprägten Republiken am Rio de la Plata mit ihrer starken Arbeiterbewegung und ihrem stolzen demokratischen Bewußtsein der nackte Vandalismus. Staatsterror wie in Chile, Paraguay, Guatemala..., Staatsterror *made in USA*.

So verliefen die Operationen >Aurora< und >Kolibrí< letztendlich im Sande. Es gab keinen Prozeß, nicht einmal eine Anklage. Die Verhafteten wurden gedemütigt und geschlagen, viele gefoltert. Manche führte man zu Scheinhinrichtungen und alle wurden streng isoliert. Aber sie überlebten und kamen einer nach dem anderen wieder frei.

Bei aller Angst um das eigene Leben war für Rubén, Lomba, Elena, Sergio, Paco und all die anderen eine Angst quälender als alles andere: Was war mit ihren Kindern? Sie waren völlig auf sich allein gestellt, hatten kein Geld und keine Hilfe. Niemand wußte von ihrem Schicksal. Hatte man sie ihnen weggenommen und in ein Heim gesteckt, oder waren sie am verhungern? Hatte man sie ihrem Schicksal überlassen oder sie am Ende auch gequält? Diese Gedanken waren schrecklicher als die Folter.

Elena gehörte zu der ersten Gruppe von Frauen der *Comunidad,* die wieder freigelassen wurden. Sie liehen sich bei Freunden in der Innenstadt Geld für ein Taxi, denn im Gefängnis hatte man ihnen alles genommen. Voller Angst fuhren sie nach *Malvín,* auf das Schlimmste gefaßt. Im Haus sollten sie eine Überraschung erleben, die sie nie mehr vergessen würden.



EL DEBATE

Comuneros: persiguen a los hombres libres

LA POLICIA PERSIGUE A "COMUNIDAD DEL SUR"

EL DIARIO

Allanaron Esta Mañana Tres Fincas de Comunidad del Sur

Identifican al Asesino de

Ejército y Policia Hicieron Varias Batidas en Carrasco

Die Kommune wird verfolgt: Schlagzeilen in der Presse

Man erwartete sie bereits. Eine regelrechte Delegation von Nachbarn empfing sie mit Blumen und hieß sie mit Wein willkommen. Das Essen stand fertig auf dem Tisch. Der Gemeinschaftsraum war zu klein, um alle zu fassen. Die Kinder führten das Regiment und hatten offenbar alles fest im Griff.

Die freigelassenen Frauen weinten vor Freude, und jetzt endlich weinten auch die Kinder. Zum ersten Mal, und nicht vor Angst, sondern vor Freude. Fragen, Antworten, wieder Fragen...

Das Problem, was die Behörden mit den Kindern anfangen sollten, war in der Bürokratie und dem Kompetenzwirrwarr einfach untergegangen. Man hatte sie vergessen. Sie waren tatsächlich >ihrem Schicksal überlassen< worden, und das war was Beste, was ihnen passieren konnte. Beim Essen berichteten Silvia, Laura und die anderen Jugendlichen, was in den drei Wochen passiert war:

»Als die Polizisten weg waren, haben wir erst mal Ordnung gemacht und mit den Nachbarn gesprochen. Die konnten uns aber auch nicht helfen. Am Nachmittag kamen Laura und Alfredo aus der Stadt zurück. Sie haben einigen Genossen Bescheid gegeben und es bei zwei Anwälten versucht, die wollten aber nichts von der Sache wissen. Dann haben wir jeden Tag eine Vollversammlung gemacht und überlegt, was wir tun konnten. Wir mußten ja alles selber organisieren. Wir haben den Garten weiter bestellt und auch die Hühner versorgt. Das Gemüse und die Eier haben wir einfach verkauft. Das ging prima. Davon und von dem, was uns die Nachbarn gegeben haben, haben wir gelebt. Jede Woche haben einige von uns sich für die Versorgung der Kleinen, fürs Kochen, Einkaufen, Saubermachen, Garten, Hühner und Verkauf gemeldet. Die anderen haben sich inzwischen überlegt, was wir sonst noch tun konnten. Wir haben an die Genossen Briefe geschrieben, auch nach Argentinien und Europa, auch nach Nordamerika, damit die erfahren, was hier los ist. Hoffentlich können die auch Spanisch lesen! Na, und dann haben wir auch die Zeitungen angerufen, aber ich glaube, die hatten ganz schön Schiß. Jedenfalls haben sie hier in Montevideo nicht viel darüber geschrieben. Aber Anwälte, die haben wir schließlich doch gefunden. Das habt ihr ja wohl im Ge-

fängnis auch gemerkt? Von denen wußten wir ja auch, daß ihr heute entlassen werdet. Guckt mal, hier haben wir schon die Solidaritätsschreiben gesammelt, die wir bekommen haben, und die Zeitungsausschnitte. Aus Uruguay sind nur zwei ganz kleine Berichte dabei, aber im Ausland, hier seht mal, ist viel drüber geschrieben worden. Amnesty International hat auch gleich was unternommen, und ich glaube, der Präsident hat 'ne Menge Post bekommen. In Amerika hat's auch bei drei oder vier uruguayischen Konsulaten Demonstrationen gegeben und auch in Brasilien. So, und dann haben wir viel Besuch gehabt. Genossen aus Argentinien von der Kommune *Tierra* waren hier und haben uns geholfen. Wenn es nötig wird, haben sie gesagt, können wir erst mal zu denen rüber und verschwinden. Ach ja, und hier ist die Liste der Spenden, die wir in der Nachbarschaft bekommen haben. Aber nicht nur aus *Malvín* aus der ganzen Hauptstadt kam Hilfe und sogar aus dem Norden, aus Mercedes, Fray Bentos, aus Tacuarembó, Salto und Artigas...«

Elena hörte gebannt zu. Sie und die anderen schwiegen. Sie waren zu bewegt, um Silvias Bericht auch nur durch eine Frage zu unterbrechen. Schließlich platzte es aus ihr heraus:

»Wie habt ihr das nur alles geschafft? Wer hat euch denn gesagt, was ihr tun solltet? Das war ja die perfekte Selbstverwaltung...«

Silvia sah sie verwundert, fast ein wenig verärgert an:

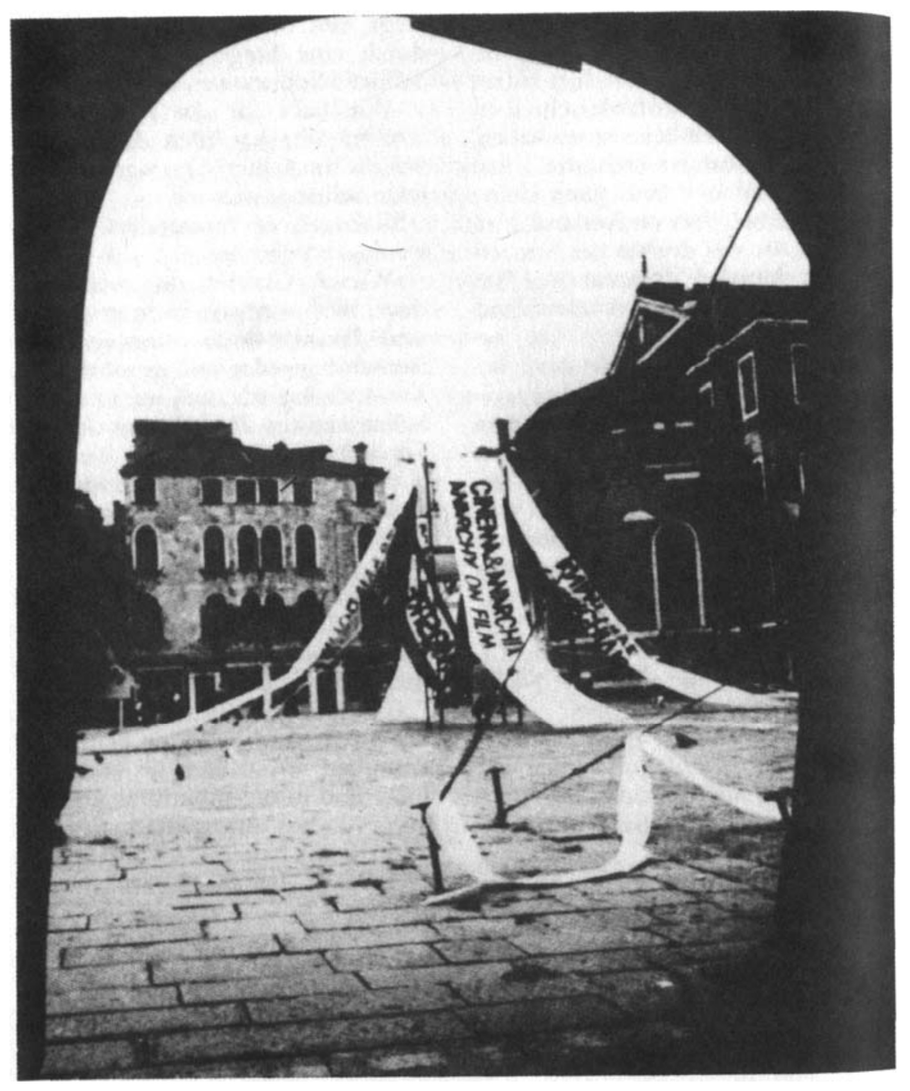
»Wieso? Glaubst du, wir wären doof, bloß weil wir nicht erwachsen sind? Ihr habt doch immer von eurer Anarchie geredet und geredet... Das war doch logisch, daß wir uns selber helfen mußten. Ihr habt uns doch das Kinderhaus gebaut, damit wir selbst klarkommen - und nun wunderst du dich, das wir das auch tatsächlich tun?«

»Ja, aber...«

»Nichts ja aber«, fuhr Laura dazwischen. »Du meinst wohl, man müßte erst Kropotkins Ethik lesen, bevor man was von Anarchie versteht?«

»Übrigens, die >Ethik< von Lomba haben wir ganz zertreten beim Wein gefunden. Wir haben sie wieder geflickt und in die Bibliothek gestellt«, sagte Alberto. Alle lachten. »Und der Wein ist in diesem Jahr gut gekommen. Wir haben die Stöcke schon geschnitten...«





GESCHICHTE

Venedig, im Herbst 1984. Anarchisten aus aller Welt haben sich in der Stadt versammelt. Es wird zwar nicht das größte, aber wahrscheinlich das wichtigste Anarchistentreffen seit dem Ende des spanischen Bürgerkrieges. Fast 50 Jahre hatte es keine solche Zusammenkunft mehr gegeben: eine offene Versammlung, ohne das Korsett bestimmter Organisationen, ohne Leistungszwang, ohne die Trennung von Politik, Kultur und Spaß. Aus allen Erdteilen reisten sie an; auch Rubén, Silvia und Laura waren dabei. Wie viele es waren, vermochte niemand zu sagen, denn in der Chaosstadt der Kanallabyrinthe waren sie nie alle zusammen an einem Platz. Das *Convegno anarchico* fand gleichzeitig an drei verschiedenen Or-

ten statt. Zwei Plätze hatte die Stadtverwaltung den Anarchisten überlassen. Einer von ihnen diente als Treffpunkt, für Essen und Trinken, Literatur und Kommunikation, Musik und Schwof; der andere war Kunst und Kultur gewidmet: in einem enormen Zirkuszelt fanden Ausstellungen und Veranstaltungen, Theater und Filmvorführungen, Debatten und Feten statt. In der Universität schließlich wurde das begonnen, was seit Jahrzehnten überfällig war: der Versuch einer theoretischen, historischen und praktischen Standortbestimmung des modernen Anarchismus. Eine Aufgabe, die derart vernachlässigt war, daß das beklemmende Gefühl, in strategischen Sackgassen zu stecken, bei den Anarchisten fast schon zu einer weltweiten Krankheit geworden war. Die bürgerliche Presse schätzte, daß zwischen 3000 und 5000 Anarchisten dem Ruf der italienischen Genossen gefolgt waren. Venedig erlebte einen anarchistischen Karneval, in dem zwischen ernster Politik und freier Lebensfreude keine Grenze mehr zu ziehen war. Sogar viele Touristen änderten ihre Pläne und erschienen täglich, statt in Museen und Kirchen, auf den Plätzen, die die Anarchisten bevölkerten. Und das nicht nur, weil der Wein - eine Spezialabfüllung! - so gut und so preiswert war...

Im überfüllten Saal der Fakultät für Architektur von Venedig saßen Rubén, Silvia und Laura auf dem Podium. Obwohl die kühle Jahreszeit schon angebrochen war, war es im Raum heiß und schwül. Über tausend Menschen, dichtgedrängt, die Luft zum Schneiden dick. Das Thema: >gelebte Anarchie<. Eines von mehreren Dutzend Themen, die auf dem Treffen beackert wurden. Von den Problemen der neuen Medien bis zur Ökonomie, von Revolutionsmodellen zur Erziehung, von Gewerkschaftsfragen zur Elektronik, von Orwell zur Kunst, vom Feminismus bis zur Strategie im Ostblock versuchte die Bewegung hier Fragen aufzuwerfen, Diskussionen zu fuhren, Positionen zu finden. Das Ganze stand unter dem Motto > 1984<, jenem unheilschwangeren Orwellschen Datum[2], zu dem Anarchisten sozusagen von Hause aus einiges zu sagen haben.

Das Thema >gelebte Anarchie< hatte großes Interesse gefunden, aber viele Zuhörer und Diskutanten im Saal waren enttäuscht: auch hier hatten zu oft die reinen Theoretiker das Sagen. Gelehrte Professoren und fleißige Bücherwürmer, die sich gerne reden hörten, ließen die Mikrophone nicht mehr los und versuchten in der begrenzten Redezeit möglichst viele ihre Thesen und Erkenntnisse loszuwerden. Das brachte nicht nur die armen Simultandolmetscher in ihren Glaskästen zum Schwitzen, sondern auch viele im Publikum zum Kochen. Bei den anderen Veranstaltungen war es schon schlimm genug gewesen mit den Intellektuellen, die man immer wieder auf den Teppich holen mußte - aber hier, bei *diesem* Thema?! Man hatte sich eigentlich mehr Handfestes, Konkretes versprochen: Wie lebten denn zum Beispiel die Herren Professoren, die hier redeten und redeten, *ihre* Art von Anarchie in *ihrem* Leben? Und warum saßen da auf dem Podium so viele Männer und so wenig Frauen?

Bescheiden und fast banal klang dann, was Silvia, Laura und Rubén berichteten. In einfachen Sätzen erzählten sie die Geschichte *ihrer* gelebten Anarchie, nämlich die der *Comunidad del Sur.* Nur gelegentlich stellten sie Thesen auf oder zogen verallgemeinernde Schlüsse. Nach einer ermüdenden Debatte über das Privateigentum bemerkte Rubén einmal la-

2) Der britische Autor George Orwell schildertt in seinem Roman >1984< die Vision einer (künftigen?) Gesellschaft, in der die staatliche Kontrolle den Menschen vollständig überwacht, manipuliert und steuert.



Silvia (links), Rubén (mit Baby) und Laura (rechts) auf dem Treffen von Venedig

konisch: »Ich weiß in diesem Moment nicht, ob der Pullover, den ich trage, meiner ist oder nicht. Wir praktizieren seit 30 Jahren Kollektiveigentum, und wir tun dies freiwillig. Ich besitze eigentlich nichts und bin trotzdem unermeßlich reich. Ich habe nie das Gefühl gehabt, das mir irgend etwas fehlte.« - Schweigen.

Rubén beendete seinen Beitrag über >gelebte Anarchie< mit der Geschichte von der Verhaftung und den Kindern der *Comunidad,* die ich in der *Story* erzählt habe. Er brauchte dazu kaum mehr als zehn Sätze und schloß mit den Worten: »Ich denke, das, was diese Kinder damals gemacht haben, war mehr gelebte Anarchie als alles, was wir heute hier zu hören bekommen.« Der Applaus wollte nicht enden.

Die Geschichte der *Comunidad del Sur* ist alles andere als typisch für den Anarchismus in Uruguay. In dem kleinen Land am Rio de la Plata hatte sich die Bewegung in ähnlichen Bahnen entwickelt wie im riesigen Argentinien, am anderen Ufer des Flusses. Natürlich weniger stürmisch, weniger spektakulär, auch weniger tragisch. Viele argentinische Anarchisten fanden in dem liberalen Land Zuflucht vor ihrer Verbannung, und nach 1939 kamen zahlreiche geschlagene Spanienkämpfer[3] ins Land. Dennoch verlor der Anarchismus auch hier während der Nachkriegszeit seine .einstige Bedeutung und fristete schließlich eher das Dasein eines Traditionsvereins als das einer kämpferischen Bewegung.

Die *Comunidad* kann durchaus als eine Antwort auf diesen >Marsch in die Sackgasse< verstanden werden. Vielleicht ist dies auch der Grund, warum die >Geschichte der *Comunidad*< auch nicht nur Geschichte ist, sondern ebenso auch Gegenwart. Sie hat alle Verfolgungen überstanden, lange Jahre des Exils, Entwurzelung und Zerstörung. Sie existiert heute, über dreißig Jahre nach ihrer Gründung so lebendig wie eh und je. Wenn jemand nach einer Personifizierung der >lachenden Verlierer< aus der Ein-

3) 1936 begannen anarchistische Milizen den Kampf gegen den Faschistengeneral Franco, der gegen die spanische Republik geputscht hatte; sie wurden 1939 geschlagen; vergleiche das folgende Kapitel!

eitung zu diesem Buch sucht, so ist es das Lächeln von Silvia, Laura und Rubén.

Seit ihrer Gründung im Jahre 1955 war die Kommune ständigen Verfolgungen ausgesetzt - mal sanft, mal brutal, mal subtil, je nach der politischen Wetterlage in Uruguay. Ihre Gründer waren auf der Suche nach neuen Auswegen aus den traditionellen Formen anarchistischer Organisation und Praxis. Ihr Ziel definierten sie kurz und bündig: »Das Experiment eines allumfassenden kooperativen Lebens.« Die >Kommune des Südens< sollte alle Bedürfnisse ihrer Mitglieder abdecken: Arbeit, Konsum, Erziehung, Freizeit, das Bedürfnis nach menschlicher Wärme, politische Wirkung nach außen, Muße, Bildung, Spaß... Dies alles nicht in Form einer abgekapselten Fabrik, in der der einzelne Mensch von der Gemeinschaft quasi zwangsweise beglückt und erdrückt wird, sondern in angenehmen, menschlichen Formen, die jedem Individuum neben seiner kollektiven Geborgenheit auch seinen notwendigen persönlichen Freiraum beläßt.

Diese Ideen waren und sind im Anarchismus nicht neu. Kommunen solcher Art - von kleinen Gruppen bis hin zu großen Siedlungsgemeinschaften und Vernetzungen — haben Anarchisten seit dem vorigen Jahrhundert immer wieder versucht und versuchen dies auch heute wieder. Keine dieser Kommunen war wie die andere. Einige waren erfolgreich, andere gingen wieder zugrunde - an inneren Widersprüchen oder durch den Druck des Staates. Die meisten dieser Kooperativgemeinschaften existierten in Nordamerika und Europa, und auch heute ist das bunte Feld solcher Experimente dort am weitesten fortgeschritten. Selbstverständlich sehen heutige Anarchokommunen anders aus als die vor hundert Jahren. Die Kommuneidee ist nie stehengeblieben, sie hat es mit erstaunlicher Phantasie immer wieder geschafft, sich neuen Gegebenheiten anzupassen, neue Erkenntnisse umzusetzen und neue Formen zu entwickeln: ein kleines Stück künftiger Anarchie hier schon heute zu leben. Der Hintergedanke dabei ist denkbar einfach; man fängt praktisch zwei Flügel mit einer Klappe: einerseits macht es das eigene Leben angenehmer, und die Kommunarden fuhren - soweit dies unsere Gesellschaften zulassen - ein glücklicheres Leben. Andererseits dürfte eine solche *vorgelebte, praktizierte Anarchie* — und sei es auch nur in Teilbereichen der Gesellschaft und scheinbar unwichtigen Alltagsdingen - wohl das überzeugendste Argument sein, um seinen Mitmenschen den Anarchismus verständlich zu machen und nahezubringen. Der beste Prediger ist immer noch der, der mit dem Beispiel predigt. Nur die allerwenigsten Leute können etwas mit gedruckter Propaganda oder mit Agitationsreden anfangen.

Die Handvoll Anarchisten, die in den fünfziger Jahren in Montevideo die *Comunidad* gründeten, hatten ähnliches im Sinn. Ihnen waren die Erfahrungen aus Europa und Nordamerika bekannt, und sie suchten eine spezifische Form für ihre südamerikanischen Gegebenheiten. Etliche von ihnen kamen aus der traditionellen anarchistischen Bewegung und hatten deren Niedergang bewußt miterlebt; sie suchten nach neuen Formen und dachten dabei nicht etwa an einen Bruch. Eine gegenseitige Belebung, der Versuch einer Verbindung zwischen den neuartigen Kommuneexperimenten und der traditionellen Bewegung, vornehmlich der Gewerkschaften, war eines ihrer Anliegen.

Schon nach wenigen Jahren war die Kommune auf über sechzig Menschen angewachsen. Etwa ein Drittel davon waren Kinder, ein Drittel

Frauen, ein Drittel Männer; zwei alte Veteranen gehörten auch dazu. Es gab auch etliche Kooperativisten, die zwar in den Werkstätten oder in der Landwirtschaft einen Arbeitsplatz gefunden hatten und auch die gemeinsamen Mahlzeiten mit einnahmen, aber nicht in der Kommune wohnten. Der Hauptsitz der *Comunidad* am Stadtrand von Montevideo lag auf einem Grundstück von zwei Hektar. In den Häusern gab es neben den Wohnräumen einen Speisesaal, eine Gemeinschaftsküche, eine Wäscherei, eine Bibliothek, Freizeit- und Sporträume und ein Kinderhaus sowie Hobbywerkstätten, ein Theater- und Kunstatelier und Räume zum Spielen. Auf dem Grundstück betrieben die Kommunarden Gemüseanbau und einen Geflügelhof. Die Haupteinnahmequelle aber war die Druckerei, eine der leistungsfähigsten des Landes, die ihre Werkstätten im Zentrum Montevideos betrieb. Die Drucker der *Comunidad* waren nicht nur als gute Handwerker, sondern auch als hervorragende Designer und Grafiker bekannt.

Alle ein bis zwei Wochen tagte die *Vollversammlung*, auf der die allgemeinen Fragen für die Wirtschaft, die Erziehung, neue Planungen, aber auch die Beziehungen zur näheren oder weiteren Nachbarschaft debattiert und gelöst wurden. Zwei größere Versammlungen im Jahr waren weitergehenden Perspektiven und Planungen gewidmet; hier wurden neue Investitionen beschlossen, Prioritäten festgelegt, Arbeitszeiten und -Einsätze besprochen, Bildungs- und Freizeitvorhaben geplant, Richtlinien erarbeitet. Darüberhinaus hatte jede Kooperative gleichzeitig seine eigene, autonome Versammlung, die die Arbeit und das Zusammenleben in jedem Produktionszweig regelten. Die Hühnerzüchter und die Handwerker, die Drucker und die Gemüseanbauer, die Hausarbeiter und die, die sich um Erziehung und Kulturarbeit kümmerten, beschlossen also jeweils für sich, wie sie ihre Arbeit und ihr Leben im Detail gestalteten. So praktizierten die Kommunarden in Uruguay für jedermann verständlich, für Nachbarn, Kunden, Anarchisten und Kinder einsehbar, das, was sie unter *Selbstverwaltung* verstanden. Und es funktionierte.

Kein Mensch hat natürlich Lust, jeden Tag auf irgendwelche Vollversammlungen zu rennen und sich in seiner Freizeit mit allen möglichen Problemen herumzuschlagen oder endlose Diskussionen zu führen. Auch hieran hatten die *cooperativistas* gedacht: damit die Selbstverwaltung nicht zu einer nervigen Plackerei wurde, gab es bestimmte *delegierte* oder auch kleinere Kommissionen, die vor allem den alltäglichen Kleinkram und die mehr technischen Probleme erledigten. Diese Funktion waren vorübergehend oder auch für längere Dauer eingerichtet, und die Grundlage der Arbeit dort war Vertrauen. Eine Entscheidungsbefugnis hatten sie nicht und konnten jederzeit von der Vollversammlung abberufen werden. Dadurch vermied man die Entstehung neuer Herrschaft und zu große Autorität einzelner Leute. Auch eine Bürokratie konnte sich unter solchen Bedingungen nicht entwickeln. So praktizierten die Frauen, Männer und Kinder der *Comunidad* das, was sie unter *libertärem Kommunismus* verstanden, und es funktionierte.

Auch sozial schwierige Situationen, die in der Gesellschaft als Probleme oder Makel angesehen werden, wie Alter, Krankheit, Invalidität, Kindheit, Mittellosigkeit, wurden innerhalb der Kommune angepackt und bewältigt. Hier wurde vor aller Augen täglich bewiesen, daß Solidarität statt Bürokratie, freie Erziehung statt Staatsschulen, Kommunedasein statt Altersheimen das Leben lebenswerter



Basis der Selbstverwaltung: wöchentliche Versammlung einer Arbeitsgruppe (1964)

und den Staat auch in seinen angeblich positiven Aufgaben überflüssig machen können.

All das war ein kleines, bescheidenes Stück gelebter Anarchie. Es war gelebte Anarchie, die jeder sehen und begreifen konnte. Es war Anarchie, in der niemand über den anderen herrschte und in der es trotzdem kein Chaos gab, Anarchie, in der man keine Chefs, Meister und Lehrlinge kannte, und in der trotzdem ernsthafte und gute Arbeit verrichtet wurde, Anarchie, in der man keine sozialen Segnungen des Staates fand und den Menschen trotzdem nichts fehlte.

Funktionierende Anarchie zum Anfassen.

Sicherlich gab es größere, vielleicht auch interessantere anarchisti – sche Kommuneprojekte in anderen Teilen der Welt, aber für Uruguay - ja, für ganz Südamerika - wurde die *Comunidad* zwischen 1965 und 1975 zu einem Mekka für Menschen, die auf der Suche nach neuen Lebensformen waren. Nicht nur Anarchisten waren es, die nach Montevideo reisten, um die Kommune zu sehen und ihre Menschen kennenzulernen. Ihre Attraktivität war in der engen Nachbarschaft, unter den Frauen am Markt oder den Kunden in den Werkstätten ebenso groß wie bei Universitätsprofessoren von Santiago bis Bogota. Erziehungstheoretiker studierten sie ebenso begeistert wie Künstler, Gewerkschafter ebenso wie die junge Generation der rebellischen Schüler und Studenten.

Der Einfluß der *Comunidad del Sur* ging dabei weit über den Umkreis ihrer konkreten Arbeitsbereiche hinaus. Sie züchteten nicht nur Hühner oder Gemüse, druckten nicht nur Broschüren und Visitenkarten — sie arbeiteten und lebten nicht nur anders als alle anderen, sie kapselten sich bei alledem auch nicht ab. Sie beeinflußten, inspirierten, wirkten auf eine ganze Generation von Menschen, und das war kein Zufall. Es war gewollt, organisiert, geplant und genörte zum Konzept. Sie druckten nicht nur Bücher für irgendwelche Kunden, sie schrieben auch selber Bestseller über brennende Themen. Sie erzogen nicht nur ihre Kinder anders, sie nahmen auch

aktiv Teil an der Debatte über Erziehung und Unterricht. Sie kritisierten nicht einfach die Lehrmittel, sie schrieben, druckten und verkauften bessere Schulbücher. Sie nörgelten nicht an der Verdummung durch Konsum, Staat und Kirche herum, sie taten etwas dagegen. Kunstausstellungen und Sportveranstaltungen, Lesungen und Wettbewerbe, Vortragsreisen und Kulturveranstaltungen, öffentliche Feste und Seminare gehörten für die Kommunarden ebenso zu ihrem Alltag wie die aktive Teilnahme an Bewegungen, Demonstrationen, Streiks und sozialen Kämpfen ihres Heimatlandes. Die *Comunidad* war kein Fremdkörper in der uruguayischen Gesellschaft, sie war ein Teil von ihr. Ein virulenter[4] Teil, der munter wuchs und auf Dauer dem Staat gefährlich werden konnte.

Dies unterscheidet die *Comunidad* angenehm von recht vielen deutschen Alternativprojekten unserer Tage, die nur allzuoft die selbstquälerische Tendenz haben, sich vor der bösen Gesellschaft mit ihren schlimmen Schrecklichkeiten und dummen Menschen in eine selbstgestrickte Idylle zu flüchten und das eigene Heil bei biodynamischem Gemüse und selbstgesponnener Wolle zu suchen. Das kann der Staat prima verkraften, das schließt die Menschen aus der Nachbarschaft fast automatisch aus und läßt im Zweifelsfall die Argumente einer Bild-Zeitung immer noch schwerer wiegen als jedes gelebte Beispiel. Anarchie ist machbar, Frau Nachbar - aber nicht im stillen Kämmerlein.

Zu dem Zeitpunkt, an dem unsere *Story* spielt, war die *Comunidad* auf dem bisherigen Höhepunkt ihrer Entwicklung. Sie, die aufflammende Studentenbewegung und die mit ihr entstandenen neuen anarchistischen Gruppen, die alte anarchistische Bewegung und die Gewerkschaften waren aber nicht die einzigen Faktoren, die bestimmten, was in Uruguays linker Landschaft außerhalb der Parteien vorging. Eine neue Kraft war ins Spiel gekommen, die >Tupamaros<.

Tupamaros — das klingt exotisch und nach Abenteuer. In der Tat war es wohl die phantasievollste, humanste und witzigste Stadtguerillaorganisation, die die Welt je gesehen hatte. Auch hierzulande war dieser Name Anfang der 70er Jahre in linken Kreisen ein Zauberwort, und in Uruguay konnten sie bis zu ihrer militärischen Zerschlagung 1972/73 auf unverhohlener Sympathie in der Bevölkerung, aber auch in den liberalen Medien zählen. Es gab eine Zeit, wo die Kinder in Montevideos Straßen nicht Räuber und Gendarm spielten, sondern Tupamaros und Polizei. Und niemand wollte gern den Polizisten machen. Daß sie so populär waren, hatte seine guten Gründe. Die Organisation war aus einer völlig legalen Zuckerrohrarbeiter-Gewerkschaft im Norden des Landes entstanden. Eine ihrer ersten Aktionen war ein spektakulärer Hungermarsch der Tagelöhner auf die Hauptstadt. Diese Bewegung war praktisch durch Verfolgung, durch Verelendung der Arbeiter und die Aussichtslosigkeit legaler Gewerkschaftskämpfe zur Stadtguerillataktik hingeprügelt worden. Diese Entwicklung wurde von der Öffentlichkeit aufmerksam verfolgt. Als das *Movimiento de Liberación Nacional* (MLN - Bewegung zur Nationalen Befreiung) schließlich die ersten aufsehenerregenden Guerillaaktionen startete, wußten die Menschen, daß es sich hier nicht um irgendwelche wildgewordenen linken Intellektuellen handelte, die sich als Avantgarde des Proletariats aufspielten, sondern um Leute wie sie selber, die versuchten, sich ihrer Haut zu wehren und den Staat mitsamt seiner Korruption, sei'ner Hungerpolitik und seiner Unter-

4) virulent = ansteckend, sich rasch ausbreitend



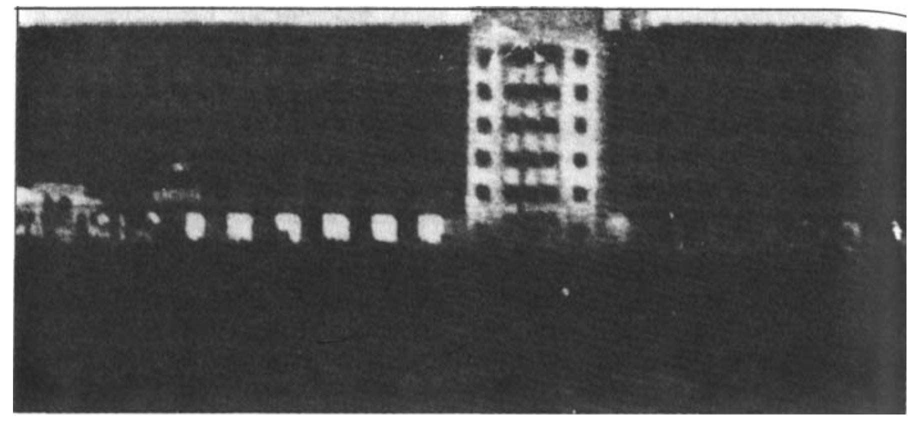
Das Symbol der Tupamaros: »T« im Stern

drückung auf andere Weise zu bekämpfen. Diesen Sympathiebonus nutzte die MLN geschickt aus. Sie gab sich den klangvollen Namen >Tupamaros< und knüpfte damit an alte Traditionen des Widerstandes an.

Der legendäre Inkaführer *Tupac Amaru* führte 1780 einen erfolgreichen Indianeraufstand gegen die spanischen Besatzer, wurde geschlagen und in Cuzco öffentlich gevierteilt. Sein Name ist Mythos. Das intelligenteste aber war die Art, w i e die Tupamaros Guerilla machten. Sie legten keine Bomben, trafen keine Unschuldigen, spielten nicht offene Feldschlacht mit dem Staat und benützten auch keine abgehobene Phraseologie. Sie machten >Guerilla des kleinen Mannes<: Aktionen, die man verstehen konnte, die politisch sinnvoll waren und über die das halbe Land lachte. Und: sie töteten keine Menschen. Erst in den letzten Monaten ihrer Existenz, nach der Eskalation der militärischen Verfolgung, gab es auf beiden Seiten Tote bei Feuergefechten mit der Polizei. Die Taktik der Tupamaros war eine Tugend, die sie aus der Not gemacht hatten. Uruguay ist ein kleines Land ohne Berge und Urwald - für die klassische Guerilla wie beispielsweise in Cuba also ungeeignet. So machte die MLN Guerilla im modernen Urwald der Großstadt. Auch hier konnte man angreifen und untertauchen. Der Bewegung kam hierbei zugute, daß sie große Sympathien und aktive Unterstützung in breiten Teilen der Bevölkerung aller Schichten fand. Ihre aktiven Kämpfer waren auch keineswegs Berufsguerillas, sondern in aller Regel normale Menschen, die tagsüber ihren seriösen Berufen nachgingen und auf die kaum ein Verdacht fiel, Tupamaro zu sein. Anfänglich mußten nur wenige Guerilleros für ganz in den Untergrund gehen, die meisten führten ein Doppelleben.

Politisch entsprachen die Tupamaros einem breiten linken Spektrum aus Gewerkschaftern, Mitgliedern der Sozialistischen Partei, Anarchisten, linken Christen, Castro- und Guevara-Anhängern[5], aber auch Dissidenten der Kommunistischen Partei, die ansonsten heftig gegen die MLN zu Felde zog. Vor allem aber waren die Tupamaros keine Guerilla, die ein abgekapseltes, militärisch-mönchisches Eigenleben führte. Selbst zu Zeiten als der militärische Kampf hart tobte, hatte die Guerilla eine legale Organisation, die >Gruppe 26. März<, die die Bewegung in der Öffentlichkeit und im Volk zu vermitteln versuchte. Die einzelnen Guerillakommandos operierten nicht auf eigene Faust oder unter einem starren Oberbefehl, sondern waren in Lokalkomitees verankert. In dem zum Klassiker gewordenen Film >Der lautlose Aufstand< hat Regisseur Costa Gavras den Tupamaros ein Denkmal gesetzt. In ihm wird der einzige politische Mord geschil-

5) Fidel Castro und Ernesto >Che< Guevara, Führer der kubanischen Revolution (1959). Besonders Guevara wurde zu einem Idol der Linken. Die kubanische Revolution galt in den 60er Jahren als das hoffnungsvolle Modell für die Befreiung in Lateinamerika. Die Revolution verkam jedoch rasch zu einer neuen, staatskommunistischen Diktatur.



Das größte Gefängnis des Landes trug den zynischen Namen »Libertad«

dert, den die Tupamaros jemals gezielt begangen haben: Bei einer Entführung war ihnen der US-Geheimdienstagent Dan Mitrione in die Hände gefallen. Er war dafür zuständig, die uruguayische Polizei in >moderner Folter< wie Elektroschocks und in Morden an politischen Gegnern auszubilden. Nachdem man ihn verhört und die Protokolle veröffentlicht hatte, wurde er der Regierung zum Tausch gegen gefangene Tupamaros angeboten. Als die Regierung ablehnte, tötete man Dan Mitrione. Diese >Hinrichtung< war das Ergebnis einer landesweiten Abstimmung aller lokaler Gruppen - legaler wie illegaler - die die Tupamaros trugen.

Ansonsten war Uruguays Stadtguerilla eher eine Spaßguerilla, allerdings eine ernste. Kein Vernichtungskrieg gegen Menschen, sondern ein phantasievoller Kampf gegen Institutionen, der neben politischer Wirkung durchaus auch Unterhaltungswert hatte. Das politische Ziel war ohne Dogma und einfach definiert: >Sozialismus<, punktum; Das war bei einer solch bunten Front auch kaum anders denkbar, und das machte die Tupamaros auch so sympathisch. Ebenso einfach war ihre Taktik: Verunsicherung und Entlarvung des Systems und seiner Institutionen und die Beschaffung von Geldern zur Finanzierung der Opposition - nicht nur der eigenen Bewegung. Der Spruch >legal - illegal - scheißegal< hätte von den Tupamaros stammen können. Die Taktik war fast immer intelligent ausgedacht und perfekt ausgeführt:

Eine der ersten Aktionen der Tupamaros war der Überfall auf eine Bank mitten in der Hauptstadt. Den mächtigen Tresor sprengte man kurzerhand in die Luft. Niemand merkte es, denn zu dem Piratenstück hatte man sich die Silvesternacht ausgesucht. Der Diebstahl wurde erst zwei Tage später bemerkt. Die Besetzung von Rundfunksendern gehörte ebenso zu ihrem Repertoire wie ein Überfall auf das Spielcasino des mondänen Badeortes *Punta del Este,* bei dem nicht nur das Bargeld, sondern auch die Klunker der Damen und die Rolex-Uhren der Herren nach Spielfilmmanier eingesackt wurden. Als Freunde des kleinen Mannes vergaßen die Tupamaros bei dieser Aktion indes nicht, den Croupiers und Angestellten am folgenden Tage die entgangenen Trinkgelder zu überweisen. Die Sympathie des ganzen Landes war auf ihrer Seite. Kaum ein reicher Geschäftsmann war noch vor ihnen sicher, ihr Begründer Raul Sendic galt als moderner Robin Hood. Kurz vor dem Weihnachtsfest 1971 fingen *los Tupas,* wie sie fast liebevoll genannt wurden, mehrere Last-

wagen mit Weihnachtsgänsen und Luxusgütern ab und verteilten diese in den Elendsvierteln. Entführte Reiche wurden nach Zahlung der Lösegelder vornehmlich in den ärmsten Slums oder auf den Müllkippen freigelassen, wo die Kinder der Armen nach Nahrung suchen müssen. Man sieht, die >Tupas< bewiesen durchaus Sinn für Symbolik.

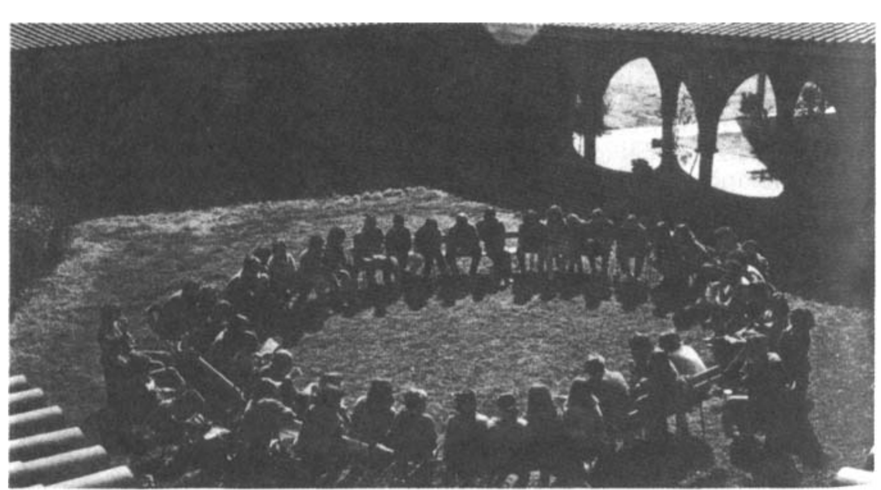
Ihre Überfälle hatten aber nicht nur die Geldbeschaffung zum Ziel. Beim Einbruch in die Finanzierungsgesellschaft *Monty* fielen ihnen Beweismittel über korrupte Geschäfte, Kapitalflucht und illegale Schmiergeldzahlungen höchster Militärs und Politiker in die Hände. Wenige Tage später fanden etliche Ermittlungsrichter die gebündelten Kopien der Akten vor ihren Haustüren — die Tupamaros lösten den größten Regierungsskandal in der Geschichte des Landes aus. Auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung trugen sie die Kämpfe mehr und mehr aufs Land und besetzten vorübergehend sogar ganze Dörfer und kleinere Städte.

Der Staat reagierte weniger lustig, von Phantasie ganz zu schweigen. Für ihn waren die Tupamaros innerhalb weniger Jahre zu einer ernsten Bedrohung geworden. Er kämpfte mit riesigem Aufwand: Polizei, Militär, amerikanische Berater und CIA-Strategie. Erst in dieser Phase wurden die Tupamaros für kurze Zeit zu einer isolierten Organisation. Die dogmatischen Maoisten nutzten diese Isolation und setzten mehr und mehr ihre fanatische Vorstellung vom > Revolutionären Volkskrieg< durch, der mehr und mehr zu einer reinen Schlacht auf militärischer Ebene verkam. Aus dem politischen Kampf wurde mehr und mehr ein Wettrüsten, und diesen ungleichen Schlagabtausch entschieden die Militärs im Sommer 1972 letztlich für sich. Die libertären und undogmatischen Kräfte versuchten erfolglos, diese Entwicklung zu stoppen und neue Strategien zu entwickeln. Eine anarchistisch inspirierte Gruppe, der >Arbeiter- und Studenten-Widerstand< (ROE), führte noch bis in die 80er Jahre hinein Widerstandsaktionen durch, aber die große Welle der Sympathie war vorüber und die Volkstümlichkeit konnte nicht wieder erlangt werden. Die überlebenden Tupamaros landeten im Knast bei Folter und Isolationshaft, die glücklicheren konnten ins Ausland fliehen.

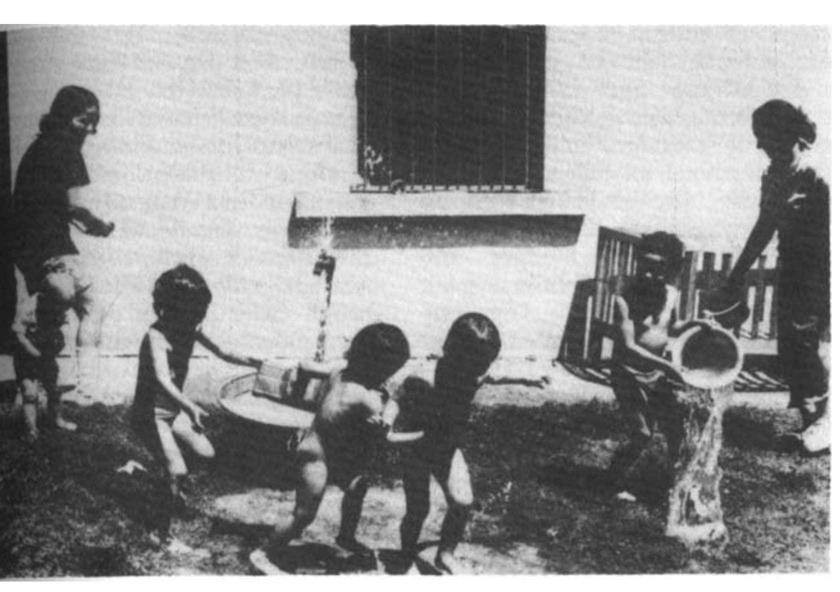
Da die USA keine halben Sachen zu machen pflegen, waren die bereits geschlagenen Tupamaros ein willkommener Vorwand, in Uruguay auf lauwarmem Wege eine Militärdiktatur zu errichten. Das ganze Land wurde militarisiert. So gründlich, daß eine ganze Generation junger Menschen ins Ausland floh. »Der letzte macht das Licht aus«, spöttelte man damals. Hand in Hand mit dem Terror wurde ein ultraliberales Wirtschaftssystem nach dem Strickmuster des amerikanischen Ökonomen Milton Friedman und seiner *Chicago-Boys* eingeführt - eine Ausplünderungswirtschaft, wie sie später auch in Chile und Argentinien mit den gleichen verheerenden Folgen angewandt wurde: die Wirtschaft trieb nach kurzer Blüte an den Rand des Ruins, die Menschen hungerten und der einzige Berufszweig, der florierte, waren die >Sicherheitskräfte<. Dieser Alptraum dauerte zwölf Jahre - bis 1985. Die bankrotten Militärs dankten ab und übergaben das marode, hochverschuldete Land wieder der Demokratie. Vermutlich wollten sie dem Schicksal ihrer argentinischen Kollegen entgehen, die sich nach dem Falklandkrieg und der Demokratisierung plötzlich auf den Anklagebänken der Gerichte wiederfanden. Während sich die Tupamaros anschicken, sich als eine legale Partei zu konstituieren, versuchen die Anarchisten heute, dort anzuknüpfen, wo sie in den 70er Jahren standen. Sie haben regen Zulauf, ste-

hen der Frage, wie's weitergehen soll, bisweilen noch ratlos gegenüber. Jedenfalls stehen sie mehr im Lager der sich neu entwickelnden Gewerkschaftsbewegung und der wieder geplanten Kommuneprojekte als dem der Parlamente.

Ohne diesen Exkurs über die Tupamaros ist das politische Klima, in das die Zerschlagung der *Comunidad del Sur* fiel, nur schwer zu verstehen. Die *Comunidad* und andere libertäre Gruppen waren ein Bindeglied zwischen traditionellem Anarchismus, neuen Formen libertärer Aktion und den zahlreichen Anarchisten, die bei den Tupamaros oder in anderen bewaffneten Widerstandsgruppen kämpften. Viele Mitglieder und Freunde der *Comunidad* haben ihren Kampf mit dem Leben bezahlt. Etliche gingen nach den Verhaftungen ins benachbarte Argentinien und kamen so vom Regen in die Traufe. Ihre Namen finden sich in den Listen der zehntausenden >Verschwundenen< des dortigen Staatsmassakers. Andere gingen nach Peru, wo sie vergeblich hofften, unter den fortschrittlichen Militärs< jener Jahre ihre Kommuneidee fortfuhren zu können. Das Gros der *Comunidad* landete schließlich verstreut in Europa, und in Stockholm bauten sie ein neues Zentrum auf. Kein provisorisches Exil - sie faßten wieder Fuß, brachten sich aktiv in die schwedische Gesellschaft ein, führten ihre Kommune fort. In kürzester Zeit hatten sie wieder eine moderne Druckerei aufgebaut, nahmen Anteil an der Kooperativen- und Gewerkschaftsbewegung, engagierten sich in Menschenrechtsfragen und gründeten eine Zeitschrift, die rasch zu einer der besten spanischsprachigen Organe der Anarchisten unserer Jahre wurde: >Comunidad<. Die Uruguayer blieben nicht unter sich; viele Schweden gehören heute ebenso zur Kommune wie Anarchisten anderer lateinamerikanischer und europäischer Länder. Es spricht für den aktiven Geist der *Comunidad,* daß ihre Zeitung heute in zwei Ausgaben erscheint: eine in Stockholm, eine andere wieder in Mondevideo. Die *Comunidad del Sur* schickt sich an, in ihre Heimat zurückzukehren. In Europa haben sie einen hoffnungsvollen Ableger zurückgelassen.



Es geht weiter: 1985 trafen sieb zum 30. Geburtstag der »Comunidad« in Montevideo alte und neue Kommunarden. Das Projekt besteht jetzt in zwei Ländern.



s Spiel ist die Grundlage der libertären Erziehung

olitik ist kein Kinderspiel -oder doch? Es kommt darauf an, was man unter Politik verstehen will. e Anarchisten haben das immer eher ker gesehen; das mit der Politik und s mit den Kindern.

Ian hat sich nachgerade daran ge- hnt, unter Politik das zu verstehen, was Regierung tut. Wahlen, Gesetze, rlament und Tagesschau. Ist d a s rklich Politik? Spiegelt Herr Novotny er Panorama u n s e r Leben wider? hl kaum. Je weiter Politik von serem Leben weg angesiedelt und gestellt wird, desto weniger haben wir mit zu tun. Und daß wir wenig damit tun haben sollen, hat Methode. rade auch in unseren Modernen mokratien. Das Zauberwort heißt elegieren<: das Abtreten von Macht. s Überlassen von Entscheidungen. ser Schicksal in die Hände von chleuten legen, die's eh' besser können. s ist ein Trick. Er beläßt den enschen die Illusion, selbst der Schmied ihres Glückes zu sein und zementiert zugleich die Form von Herrschaft, die von allen die hinterlistigste ist: die parlamentarische Demokratie, in der die Macht vom Volke a u s g e h t , aber nicht bei ihm bleibt.

Der Anarchismus ist eine einfache Idee. Ein jeder kann sie verstehen, ohne studiert zu sein. Diese Idee leuchtet sogar Kindern ein: das Beispiel der *Comunidad del Sur* zeigt dies. Für Anarchisten ist Politik nicht die Kunst des Regierens, die nur Berufspolitiker (angeblich) beherrschen, sondern die Kunst des Zusammenlebens in der Gesellschaft. Die Kunst, miteinander umzugehen und die Verschiedenheiten von Menschen und sozialen Gruppen dabei zu respektieren — solange keine auf Kosten der anderen lebt, keine andere beherrscht. Das und nichts anderes wäre Anarchie, und ein solcher Politikbegriff beginnt nicht im Plenarsaal, sondern vor der

eigenen Haustür. Besser gesagt: zunächst einmal dahinter...

Die Vorzüge einer solchen Gesellschaftsform, eines solchen Politikbegriffs liegen auf der Hand. Man muß sich nur einmal vorstellen, welche unglaubliche Aneinanderkettung von Ungerechtigkeiten, Kriegen, Massakern, Ausbeutung, Hunger und Elend die staatliche Politik uns seit Jahrhunderten zumutet. Angenommen, die Anarchisten würden in einer imaginären Diskussion ein *solches* Gesellschaftssystem vorschlagen, wie es staatlicherseits heute allüberall besteht, sie würden mit Recht ausgepfiffen werden. Der Chor ihrer Gegner würde sich überschlagen und ihnen vorhalten, ein System, in dem täglich zigtausende Menschen Hungers sterben, könne doch nicht menschlich sein und ein solcher Vorschlag sei unseriös. Recht hätten sie! Ein solches System *ist* eine einzige Katastrophe und wir leben mittendrin.

Ich sagte vorhin, Anarchismus sei einfach. Ich gehe noch weiter und sage, Anarchismus sei geradezu *naiv.* Ein schlimmes Wort, ich weiß. In diesem Zusammenhang wäre eine Rehabilitierung[6] des Begriffes >naiv< dringend überfällig. Ich will das Wort so verstehen: naiv ist eine geradlinige, unvoreingenommene Herangehensweise an Probleme, wie sie Kindern oft noch eigen ist. Noch. Es ist ja bekannt, daß uns diese Naivität später in der Schule systematisch ausgetrieben wird. Diese Art positiver Naivität ist dem Anarchismus eigen, ich würde sogar sagen, sie ist eine seiner größten Tugenden.

Daß viele Menschen mit einfachen Lösungen für schwierige Sachverhalte ihre Probleme haben, liegt ja nicht unbedingt so sehr an diesen Lösungen als vielmehr an den Menschen: Man macht sich ja sofort lächerlich, wenn man für komplizierte soziale Fragen und Probleme Lösungen vorschlägt, die nicht ebenfalls kompliziert sind. Wir sind es gewohnt, es ist uns anerzogen, in möglichst komplizierten Wegen zu denken. Je komplizierter, desto absurder je absurder, desto undurchführbarer je undurchführbarer, desto wirkungsloser sind diese Wege im allgemeinen. Wir kennen das alle aus komplizierten Eingriffen, beispielsweise in dem, was man schamlos >Abrüstungspolitik< nennt. Oder >Kampf dem Welthunger<. Oder >Abbau der Arbeitslosigkeit<. Je komplizierter uns die Zusammenhänge solcher Probleme dargestellt werden, desto weniger funktionieren die komplexen Mechanismen, die Fachleute sich zu ihrer angeblichen Bewältigung ausdenken. Sind wir nicht alle schon des öfteren fast wahnsinnig geworden, wenn wir in der Presse den Hickhack der undurchschaubaren Abrüstungsvorschläge verfolgten? Haben wir nicht alle insgeheim schon mal gesagt, da müßte man doch mit dem Hammer dreinschlagen, das wäre doch so einfach, man brauchte doch bloß...?! Nur - wir trauen uns kaum, sowas vor unseren Mitmenschen auszusprechen, geschweige denn, zu praktizieren. Wir könnten uns ja blamieren...! Jeder Mensch, der simple Lösungen vorschlägt, gibt sich tendenziell der Lächerlichkeit preis. Und wenn es dann ganz kompliziert wird, sind wir es als aufgeklärte Menschen gewohnt zu passen und den Fachleuten das Feld zu überlassen. Wir verstehen die Materie ja sowieso nicht.

Hier liegt eine der wichtigsten Wurzeln von Herrschaft verborgen: die bewußte Isolierung von Fachleuten in ordensähnlich organisierten Berufsgruppen, in Führungs- und Entscheidungseliten, die ständig *selbst* die immer komplizierter werdende gesellschaftliche Wirklichkeit produzieren, für die sie dann—natürlich als einzige — über den nötigen

6) Rehabilitieren = die Ehre, den Ruf, die sprüngliche Bedeutung wiederherstellen.

Sachverstand und Realismus verfügen, um Lösungen anzubieten. Schlau ausgedacht! Das geht durch alle gesellschaftlichen Bereiche bis hin zu erufsspezifischen Ritualen und Sprachen. Das beginnt nicht erst bei so großen Dingen wie Abrüstung oder der Welternährung; man braucht nur vor die Haustüre zu schauen: die Rechtspflege, die Verwaltung, die Finanzpolitik - Dutzende solcher Bereiche, mit denen wir täglich in Berührung kommen, produzieren die Kompliziertheit, für deren Lösung sie sich selber anbieten und - nebenbei bemerkt - bestens bezahlen lassen. Ist es nicht eine intelligent ausgedachtes Gaunerstück, daß wir zum Beispiel nach Gesetzen leben müssen, denen wir seit unserer Geburt ungefragt unterworfen sind, die wir nicht gemacht haben, die wir weder kennen noch verstehen und zu deren Bewältigung wir eine eigentlich völlig überflüssige Kaste wie die Rechtsanwälte bezahlen müssen?

Ich würde mir das wirklich einmal wünschen: wenn man Probleme wie Hunger und Überproduktion, Abrüstung oder Arbeitszeit - aber bitte mit Entscheidungsbefugnis! — in die Hände von 13-, 14jährigen Jugendlichen legen würde. Ich bin überzeugt, das wäre ausgesprochen lustig (sofern diesen Jugendlichen nicht schon von irgendwelchen Erwachsenen-Ideologien das Hirn verkleistert und ihre >Naivität< genommen wurde), und in kürzester Zeit würden für brennende Probleme, mit denen die Fachleute seit Jahrzehnten angeblich nicht zu Rande kommen, ganz einfache Lösungen gefunden. Eben naive, aber durchaus funktionierende Lösungen. Statt dessen wissen wir alle, was die Elite der Herrschenden in Politik, Wissenschaft, Militär und Verwaltung uns zumutet. Nämlich > Anarchie und Chaos< im absolut landläufigen, negativen Sinne. Da soll der Friede erreicht werden, indem man immer mehr Waffen produziert. Das sagen die Realisten. Wer zaghaft behauptet, ohne Waffen könne es per Definition gar keinen Krieg mehr geben, der ist ein Spinner. Da werden Waffensysteme hergestellt, deren ökologische Folgen katastrophal sind, deren Kosten unsere Volkswirtschaften ruinieren - und das alles mit der Versicherung, man wolle sie ja sowieso nie einsetzen. Da diese Waffen aber gefährlich sind und uns alle jederzeit auslöschen können, würde ich die naive Frage stellen: Wieso produzieren die Staaten nicht lieber Nachttöpfe aus Draht oder Fußbälle aus Edelstahl? Das wäre zwar auch sinnlos, aber man könnte sich damit genauso >kaputtrüsten< und sich seine gegenseitige Überlegenheit demonstrieren, es wäre aber nicht so gefährlich... Da müssen milliardenteure Weltraumrüstungsprojekte gestartet werden, um die technologische Entwicklung voranzutreiben und Arbeitsplätze zu schaffen. Sicher ist es naiv zu fragen, warum dann solche Forschungen nicht auch ohne Rüstung und Weltraum, hier auf der Erde und zivil, direkt zu leisten sind? Und ob den Verantwortlichen nichts Besseres zur Schaffung von Arbeitsplätzen eingefallen ist, als gerade die Vorbereitung eines neuen Krieges? War der (angebliche) Segen Teflon es wert, ein Raumfahrtprogramm anzuleiern, das teurer ist als das Bruttosozialprodukt ganz Afrikas, nur, damit unsere Spiegeleier nicht anbacken? Da vernichtet die indische Regierung in einem Landesteil den Überschuß einer Rekord-Reisernte mit dem Argument, den Reis an die Hungernden zu verschenken würde das Vertrauen in die Währung untergraben. Da werden Millionen Menschen gezwungen, nach wie vor acht Stunden täglich in ständig wachsender Hetze zu arbeiten, immer mehr in immer weniger Zeit zu produzieren, während gleichzeitig Millionen anderer Menschen überhaupt

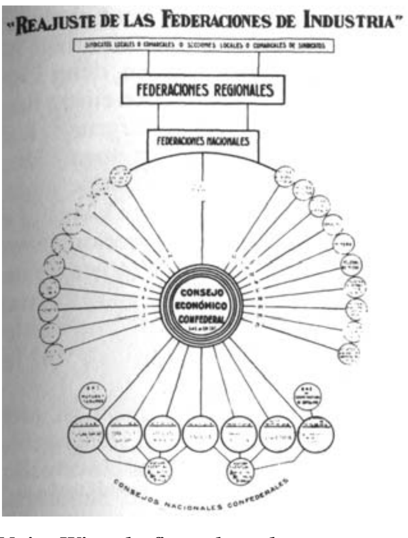
keine Arbeit haben und somit auch keine Existenzberechtigung und vom Staat nur notdürftig und künstlich versorgt werden. Dabei ist es mittlerweile eine längst bewiesene Binsenweisheit, daß beim heutigen Stand der Technik jeder Mensch nur 3-5 Stunden täglich arbeiten müßte, um bei einer konsequenten *Bedürfnisproduktion*[7] - einschließlich Luxus! - die ganze Welt versorgen zu können... Die Universitäten, die diese Zahlen errechnet haben, müssen von Naiven bevölkert sein. Trotz alledem: der Nonsens, den wir tagtäglich erleben müssen, geschieht im Namen von Vernunft, Rationalität, Sachzwängen, Realismus und Machbarkeit. Ich muß kein Teenager sein, muß mich gar nicht anstrengen, besonders naiv zu denken, um bei einem solchen Horrorpanorama nicht aus der Haut zu fahren. Oder zu resignieren. Je nachdem.

Anarchisten neigen eher dazu, angesichts solcher Zustände aus der Haut zu fahren. Oder besser: sich zu empören. Sie haben sich seit jeher für einfache Lösungen stark gemacht, für eine Entflechtung der Strukturen, für die Durchsichtigkeit von Entscheidungen, für eine Ent-komplizierung der Gesellschaft. Für Lösungen also, die in jenem positiven Sinne >naiv< sind. Das bedeutet keineswegs, daß sie dabei weltfremde Spinner seien, die Angst vor komplexen Dingen hätten. Anarchisten sind keine Besserwisser, die nur irgendwelche Stammtischrezepte vorzuschlagen hätten. Und natürlich bedeuten die provozierend naiven Fragen der Anarchisten nicht, daß sie etwa nicht wüßten, wie verlogen und kompliziert die wirklichen Zusammenhänge hier und heute sind. Kein Anarchist wird wirklich glauben, Raumfahrt habe etwas mit Teflon und Rüstung etwas mit der Bedrohung durch böse Feinde zu tun. Nur - d a ß Anarchisten die Probleme naiv angehen, sie wieder auf den Punkt bringen, bewahrt sie davor, selber Opfer der Denkweisen zu werden, die sich nur in den engen Grenzen der heute bestehenden Realitäten und Denkmodelle bewegen. Naive Fragen legen die grundlegenden Zusammenhänge wieder frei. Einfache Antworten geben uns Mut und Phantasie, Losungen nicht aus dieser, sondern einer besseren Gesellschaft zu suchen.

In der konkreten Anwendung haben die Anarchisten sehr wohl detailliert ausgearbeitete Pläne und Erfahrungen vorzuweisen. Wenn man sich beispielsweise das in Spanien erprobte System von Produktion, Verteilung und Konsum auf der Basis der Syndikate und ihrer Föderationen ansieht, so ist das durchaus ein ausgeklügelter, ja, ein komplizierter Plan. Aber die ihm zugrundeliegenden I d e e n sind einfach. Die Zielvorstellungen und Strategien der Anarchisten waren und sind stets für jeden Menschen nachvollziehbar und verständlich. Sie beinhalten genau das, was wir uns alle insgeheim wohl schon tausendmal gefragt haben, wenn wir die Zeitung lasen: »Verdammt, warum machen die Esel das denn nicht einfach so...?!«

»Seid realistisch, fordert das Unmögliche!« lautet ein alter Slogan der Anarchisten. Er läßt sich mit einem zweiten Anarchospruch kombinieren: »Diejenigen, die immer nur das Mögliche fordern, erreichen gar nichts; diejenigen, die das Unmögliche fordern, erreichen wenigstens das Mögliche.« Hier liegt der Schlüssel zu einer grundlegenden anarchistischen

7) In einer Bedürftiisproduktion bestimmen die Menschen selber, was sie herstellen und konsumieren wollen. Sie richten sich also frei nach ihren wirklichen Bedürfnissen. Im Kapitalismus hingegen schafft der angeblich freie Markt diese Bedürfhisse (meist künstlich); im Kommunismus werden die Bedürfnisse zentral von Partei und Staat festgelegt. Die meiste Kraft wird aber in Dinge gesteckt, für die kein Mensch ein Bedürfnis hat. In einer Bedürftnisproduktion würden Dinge wie Rüstung, Bürokratie, Werbung, Mode, künstlicher Verschleiß usw. wegfallen.



Naiv: Wirtschafisstruktur der spanischen Anarchosyndiktüisten während der Revolution. Es funktionierte prächtig...

Kritik: Das, was uns die Kaste der > Fachleute < als > realistisch < und >machbar< nahelegen, ist eben völlig unrealistisch, illusorisch, denn es funktioniert nicht, löst keine Probleme. Um Probleme wirklich zu lösen, muß man genau das fordern, was jene Fachleute als >naiv<, >unmöglich< und >unrealistisch< hinstellen. Und wenn es nicht beim bloßen Herumdoktern an irgendwelchen Symptomen bleiben soll, dann müssen die Forderungen bewußt hoch angesetzt werden. Eben das, was die angeblichen Realisten als >utopisch< bezeichnen.

***Utopie* ist nicht ein schöner Traum, dessen Verwirklichung leider nicht möglich ist. Utopie ist ein Traum, der n o c h n i c h t existiert. Anarchisten haben es sich zur Aufgabe gemacht, aus der Utopie eine Topie zu machen — die Träume vom Himmel auf den Teppich zu holen.**

Die Kinder der *Comunidad* waren naiv. Sie sind geradlinig und einfach an eine schwierige Situation herangegangen, wie man sie sich wohl bedrückender kaum vorstellen kann. Diese Kinder waren kein Produkt einer besonderen anarchistischen Erziehung<, sie hatten keine Gehirnwäsche durchgemacht, waren nicht auf Selbstverwaltung gedrillt worden. Sie waren ganz einfach das Produkt einer Lebensform, die ebenso im positiven Sinne >naiv< an ihre Umwelt heranging. Die Situation dieser Kinder hätte unter normalen Umständen einen ganzen Apparat von Polizisten, Juristen, Erziehern und Beamten in Bewegung gesetzt, und niemand hätte ihnen zugetraut, eine solch schwierige Situation so simpel zu meistern.

Die *Comunidad del Sur,* in der diese Kinder aufwuchsen und selbstbewußt wurden, war ein wohldurchdachtes, im Detail kompliziertes, in der Struktur aber sehr einfaches Gebilde. Ein Experiment, wie man in einer immer komplizierter werdenden Gesellschaft einfach, frei, unkompliziert leben kann. Wie die Kinder, völlig auf sich gestellt, auch dramatische Momente ganz ungezwungen lösen konnten, das ist der schönste Beweis dafür, daß eine anarchistische Lebensweise nicht etwas ist, in das der Mensch wie in ein unnatürliches Korsett gezwängt werden müßte. Genau das Gegenteil ist der Fall.

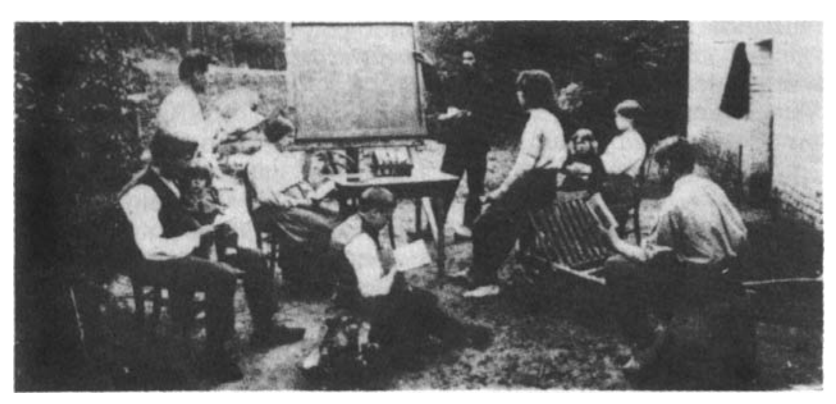
Auf dieser Erkenntnis beruht auch das, was man etwas unpassend als *anarchistische Erziehung* bezeichnet. Anarchisten haben sich, wie nicht anders zu erwarten, schon seit jeher mit Pädagogik, Schule, dem Bewußtsein der neuen Generationen beschäftigt. Zum einen stellten sie dabei wahre Rekorde an Fleiß, Elan und Konstruktivität auf. In manchen Gegenden Spaniens gab es zu Beginn dieses Jahrhunderts mehr anarchistische Schulen als staatliche. Auf der anderen Seite aber machten sich Anarchisten schon früh Gedanken darüber, ob und wie man Kinder erziehen könnte. Denn in der Erziehung, im Verhältnis von Er-

wachsenen zu Kindern, liegen verborgene Wurzeln von Autorität, Herrschaft, Haß und Aggression.

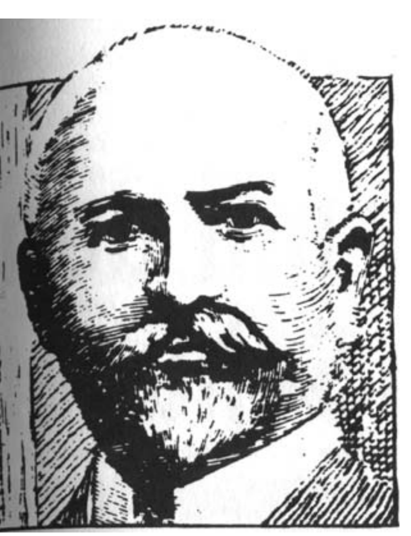
Daß anarchistische Pädagogik nicht so aussehen konnte wie staatliche, war von vornherein klar. Nicht auf das Drillen der Kinder, ihr Ausrichten auf eine Ideologie oder das Vermitteln von möglichst viel Fachwissen kam es dabei an — auch nicht darauf, aus den Kindern der Anarchos von heute die Anarchos von morgen zu züchten. Und natürlich sollte der Unterricht rationalistisch sein und frei von Religion, Rassismus und Nationalismus. Anarchisten wünschten sich vielmehr Kinder, die selbständig denken könnten, zur Freiheit fähig wären, tolerant, aber auch selbstbewußt und konsequent sein würden.

Solch grundlegende Prinzipien anarchistischer Pädagogik gehörten schon zur Jahrhundertwende zum libertären Gemeingut. Einer ihrer bedeutendsten Vorkämpfer **war** der spanische Lehrer Francisco Ferrer, der die Grundlagen der nationalistischen **>Erziehung< und der >Modernen Schule< legte. Seine sogenannten >Freien Schulen< entstanden nicht nur in Spanien, sondern auch in zahlreichen europäischen und überseeischen Ländern. Noch heute existieren >Ferrer-Schulen<, und ihre Tradition hat rund um den Globus** ganze **Generationen freier Schulen beeinflußt und** geprägt. Ferrers libertäres Schulwerk muß der spanische Staat als ernste Be. drohung aufgefaßt haben, denn 1909 wurde der Pädagoge nach einem haar sträubenden Prozeß aufgrund konstruierter Anschuldigungen zum Tode verurteilt und erschossen. Man warf ihm vor, der geistige Urheber eines wilden Streiks in Barcelona gewesen zu sein... Zu den Pionieren anarchistischer Erziehung gehörte auch der >religiöse Anarchist< Leo Tolstoi, der bereits 1859 die Schule von Jasnaja Poljana gründete.

Die libertäre Pädagogik ist nicht bei Tolstoi und Ferrer stehengeblieben. Nicht nur die **Zahl** ihrer praktischen Experimente und Schulversuche wuchs, denn überall, wo Anarchisten in der Gesellschaft Fuß fassen **konnten, versuchten sie, für ihre Kinder freie Schulen zu gründen: in den USA ebenso wie in Brasilien, in der Ukraine wie in Deutschland, Frankreich oder Italien. Auch die Inhalte und erzieherischen Konzepte wandelten sich. Das, was Ferrer - für seine Zeit umwälzend - forderte, existiert heute schon, zumindest theoretisch, in vielen Schulen staatlicher Erziehungssysteme. Vorbei sind die Zeiten, wo Kinder hierzulande zu glühenden Patrioten abgerichtet, zu gläubigen Katholiken geprügelt und zu Aufsagern von nichtverstandenem Wissen gedrillt wurden.**



Eine anarchistische »freie Schule« um die Jahrhundertwende in Belgien



Francisco Ferrer

Nachdem libertäre Erziehungs-deen Schulen wie Summerhill, Tvind oder die Pädagogik von Alice und Otto Rühle[8] geprägt hatten und hierbei wichtige Erfahrungen gesammelt wurden, steht die Diskussion heute bei der Frage, ob Erziehung überhaupt das richtige Wort, der richtige Ansatz ist. Unabhängig vom Etikett >anarchistisch< dreht sich die Debatte um Thesen wie die von Ivan Illič, João Freire oder Joel Spring, die mehr und mehr bezweifeln, ob man - auch als Anarchist und mit den besten Vorsätzen - überhaupt Menschen formen kann, darf und soll. Sind Schulen, als eigenständige Institutionen, als vom übrigen Leben getrennte Inseln, überhaupt wünschenswert? Welche Funktion hat das staatliche Schulwesen, vor allem in der Dritten Welt? In welcher Beziehung stehen Begriffe wie Bildung, Leistung, Erziehung zu Dingen wie Hierarchie, Herrschaft und Ausbeutung? Die libertäre Pädagogik ist im Umbruch, wird eher zu einer Anti-Pädagogik. >Laisser-faire<[9] oder auch die falsch verstandene, manchmal fast krampfhaft betriebene >antiautoritäre Kindererziehung< in so manchen Kinderläden der Apo-Zeit hat mit anarchistischer Pädagogik recht wenig gemein. Denk- und Zielrichtung ist heute eher die Verflechtung der Bereiche Freizeit, Arbeit, Lernen, Spielen ohne künstliche Trennungen. Wäre es nicht schön, wenn ein Mensch — Erwachsener oder Kind - sich irgendwann einmal dabei ertappt, wie er irgend etwas tut, was ihm Spaß macht und er nicht mehr in der Lage wäre zu sagen: das, was ich jetzt tue, ist Arbeit oder Vergnügen oder Lernen? Wenn es diese Trennung nicht mehr gibt, sind wir der Anarchie ein Stück näher gekommen. Die Greise, Kinder und Erwachsenen der *Comunidad* sind Menschen, die sich dorthin auf den Weg gemacht haben, und sie sind nicht die einzigen.

8) Summerhill hieß eine freie Schule, die der Pädagoge Neill in England betrieb; Tvind ist ein aus Dänemark stammender Typ einer freien Schule, die viel Wert auf Bildung durch Reisen legt; Alice und Otto Rühle praktizierten während der Weimarer Republik in Deutschland >Proletarische Kindererziehung<.

)laisser-faire (frz.) ist eine ultraliberale Philosophie, die davon ausgeht, man solle den Dingen, den Kindern, der Wirtschaft usw. ihren Lauf lassen, alles regele sich von selber.

Bücher:

Zur *Comunidad del Sur* und zum Anarchismus in Uruguay sind mir keine deutschen Veröffentlichungen bekannt. Meine Quellen sind fremdsprachige Veröffentlichungen, Briefwechsel und Gespräche mit den Betroffenen und mehrmalige Besuche in Uruguay in den 60er und 70er Jahren. Zum Thema *Tupamaros* informiert

- **Alain Labrousse, *Die Tupamaros. Stadtguerilla*** *in Uruguay,* 197 S., Carl Hanser Verlag, München

Zum Thema *kubanische Revolution:*

- **Sam Dolgoff, *Leuchtfeuer in der Karibik. Eine libertäre Betrachtung der kubanischen Revolution,*** 316 S., Libertad Verlag, Berlin

Über Literatur zur libertären Erziehung informiert das >Forum Anarchismus und Bildung< (c/o Thomas Rosenthal, Bundesstr. 60, 2000 Hamburg 13). Lesenswert sind zum Beispiel:

- Francisco Ferrer, *Revolutionäre Schule,* 115 S., Karin Kramer Verlag, Berlin
- **Ulrich Klemm, *Anarchistische Pädagogik,* 111** S., Winddruck Verlag, Siegen
- **Joel Spring, *Erziehung als Befreiung,* 148 S.,** dto.
- **John Holt, *Zum Teufel mit der Kindheit,* 225** S., Verlag Büchse der Pandora, Wetzlar

5. Der Bankräuber mit den kaputten Schuhen



STORY

Herr Azcárrate war ein gepflegter, gutgekleideter Mann Mitte Fünfzig. Er trug einen grauen Schnauzbart, dessen Enden nach dem Geschmack der Zeit in die Höhe standen, sowie einen imponierenden Bauch unter der Weste aus englischem Tuch. Er war gerade im Begriff, hinter seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, als er aus dem Schalterraum der Bank Stimmengewirr vernahm. Was war das? Das war doch nicht möglich... ein Überfall?! Hier? Um neun Uhr früh in seiner Bank?

Ignacio Azcárrate, Direktor der Zweigstelle der *Banco de Espana* in der asturianischen Stadt Gijón, macht auf dem Absatz kehrt und hastete zur Tür seines Büros. Er war kein Zauderer. »Los, die Hände hoch und keinen Mucks!« hörte er eine rauhe Stimme im Befehlston, noch bevor er die Tür erreichte. Zwei Schüsse fielen. Sie hörten sich merkwürdig matt an, nicht viel lauter als ein Sylvesterknaller. Schrill kreischte ein Mann dazwischen. Ignacio Azcárrate wunderte sich einen kurzen Augenblick *dar-*

über, daß offenbar auch Männer solch spitze Schreie ausstoßen können — aber da hatte er auch schon die Tür zum Schalterraum aufgerissen und überschaute mit einem Blick, was los war. »Aha, Anarchisten!« schoß es ihm durch den Kopf.

Vier junge Männer in Arbeiterkleidung und mit Baskenmützen standen in der Bank, jeder mit einer Pistole bewaffnet. Einer an der Tür und zwei mitten im Raum; der vierte sprang gerade mit einem gewandten Satz über den Kassenthresen. »Was geht hier vor?« stieß der Direktor hervor. Das war eine blöde Frage, und der Gangster, der ihm am nächsten stand, fuhr herum und schaute ihn ungläubig an.

»Bleiben Sie wo Sie sind«, rief die rauhe Stimme von vorhin, »oder Sie sind ein toter Mann.«

»Papperlapapp!« Der Direktor wuchtete seinen massigen Körper mit wenigen Schritten die paar Stufen von der Empore herunter und ging unerschrocken auf den Bankräuber los. »Her mit dem Ding!« rief er herrisch und langte nach der Pistole. »Idiot!« rief der andere zurück und stieß mit dem Ellenbogen in den runden Bauch vor ihm. Der Direktor torkelte; im Fallen ergab sich für nicht einmal eine Sekunde ein wild ringendes Knäuel. Der Bankräuber stieß einen Schmerzensschrei aus, sprang auf die Füße und stolperte drei, vier Schritte zurück. Auch der Direktor rappelte sich wieder auf und zog sich am Treppengeländer in die Höhe. Erneut ging er auf den verwirrten Gangster los. *»Hombre,* bleib stehen, oder ich schieße!« Wieder war der Dicke bei dem Mann mit der Pistole, streckte beide Hände aus, um dessen Schal zu ergreifen. *»Basta!«* schrie dieser und stieß den schweren Mann von sich. Ein Schuß. Direktor Azcárrate fiel wie ein Sack vornüber und blieb liegen. Blut lief ihm aus dem Hals über den tadellosen Kragen und die breite Krawatte mit dem Halbedelstein.

»Los, *chico,* wir haben die Kohle im Sack. Laß den Verrückten liegen - wir hauen ab!« Ein Komplize hatte sich dem Mann mit der rauhen Stimme genähert, der immer noch ungläubig auf den Dicken starrte, in der rechten Hand die Pistole und den kleinen Finger der linken Hand im Mund. »Los, nichts wie weg hier!«

Das Quartett bewegte sich schnell, aber ohne Hast, auf den Ausgang zu, die Gesichter den schreckensbleichen Angestellten zugewandt, beladen mit drei Brotbeuteln voller Banknoten. Zum Abschied schossen sie ein paarmal in die Decke, und jetzt kreischte auch eine Frau. Vor der Tür sprangen sie in eine schwere Bentley-Limousine, die dort mit laufendem Motor gewartet hatte, aber schon nach wenigen Metern stellte sich ihnen ein Polizist in den Weg und fuchtelte mit einem Revolver vor der Windschutzscheibe herum. Der Chauffeur wich ihm mit einem gekonnten Manöver aus und die Banditen ballerten in die Luft. Das Auto raste nun laut hupend die belebte Einkaufsstraße *Begoña* hinauf. Der Polizist kniete nieder, riß seinen Revolver hoch und zielte mit ausgestrecktem Arm. Er drückte ab. Nur ein kurzes >klick< war zu hören und dann ein ungehemmter Fluch: *»Laputa que lopario, schon wieder diese gottverdammten Scheißpatronen!!« Das Auto verschwand nun jenseits der Covadonga-Straße,* in Richtung der Provinzhauptstadt Oviedo. Wieder fluchte der Polizist, der mittlerweile von aufgeschreckten Passanten und den Bankangestellten umringt war. »Aber die haben wir bald. Ich habe das Nummernschild erkannt. Es ist die Nummer 434 aus Oviedo.« »Sorgen Sie lieber für eine Ambulanz«, rief aufgeregt der Kassierer, »das sind Anarchisten. Sie haben auf unseren Direktor geschossen, er liegt im Sterben!«

Der Bentley hatte unterdessen die letzten Häuser von Gijón erreicht: ein ärmlicher Arbeitervorort an der Nationalstraße nach Oviedo. Der Anarchist mit der rauhen Stimme wischte sich mit dem Schal den Schweiß vom Gesicht. Seine Mütze hatte er abgenommen, ungläubig starrten seine stechenden Augen unter den buschigen Brauen hervor auf den kleinen Finger seiner linken Hand.

»Der Typ muß wahnsinnig gewesen sein - er hat mich in den Finger gebissen!« Er zeigte seinen Genossen die blutende Bißwunde. »Das muß ja toll ausgesehen haben: ich, der berühmte *pistolero,* versuche diesen Irren davon abzuhalten, in seiner Bank Selbstmord zu begehen, und er schnappt nach meiner Hand...!«

»Ja, und du hast geschrien wie eine Señorita«

»Im Ernst! Aber mach dir wegen dem keine Vorwürfe, Buenaventura, der hat selber schuld. Hast du ihn denn erwischt?«

»Keine Ahnung. Ich habe ja nicht mal gezielt, ich wollte ja überhaupt nicht auf den Esel schießen!«

»Na, werden wir ja morgen in der Zeitung lesen. Sag mal, Eusebio, wieviel Geld ist es denn? Hat es sich wenigstens gelohnt?«

»Locker über 'ne halbe Million. Aber jetzt müssen wir erst mal sehen, daß die uns nach diesem Theater nicht schnappen. Niemand hinter uns her?«

»Keine Menschenseele«, brummte der Chauffeur, der ruhig und konzentriert hinter dem Steuer saß und den schweren Wagen mit hoher Geschwindigkeit durch die saftigen, grünen Hügel der Küstenregion steuerte. »So schnell kriegen die uns nicht.«

Das Gelände wurde nun zusehends bergiger, ab und zu lagen Gehöfte am Weg. Kuhweiden wechselten sich mit Aprelplantagen ab, hin und wieder fuhren sie durch Pinienwald mit dichtem Unterholz und mannshohem Farn. »So, hier ist es, Miguel.« Der Chauffeur blickte in den Rückspiegel. Weit hinter ihnen war der blaue Küstenstreifen des kantabrischen Meeres zu erkennen und der Hafen von Gijón. Niemand schien den Bankräu bern zu folgen.

Miguel lenkte den Wagen in einen Feldweg und stoppte. Sie befanden sich in einem Wäldchen namens Pintueles. Schattig war es hier und friedlich. Nur die fünf Anarchisten sorgten für Hektik. In aller Eile rafften sie ihre Sachen zusammen, ließen die Limousine stehen und stapften durch Farn und Dickicht einen Abhang hinunter. Sie waren erst wenige hundert Meter gelaufen, da stießen sie auf einen sechsten Komplizen.

»Alles glattgegangen?«

»Im Moment ist alles in Ordnung. Wo ist der Autovermieter?«

»Den hab ich laufenlassen, als ihr vorbeigefahren seid. Der braucht bestimmt ein paar Stunden, bis er in der Stadt ist und der *guardia* berichten kann.«

»Scheiße!«

»Wieso Scheiße? So hatten wir's doch abgemacht.«

»Ja, schon richtig, aber es hat Komplikationen gegeben. Wir hatten eine Schießerei, und nun sind die Bullen vielleicht schon hinter uns her. Wenn die ihn aufgabeln, wissen sie sofort wo wir stecken.«

»Au Backe! Und nun?«

»Tja, nach Llanera zum Bahnhof können wir nun nicht mehr gehen! Die überwachen sicher schon bald sämtliche Züge. Also müssen wir jetzt nach dem Notplan vorgehen: Miguel, Aurelio, ihr nehmt das Geld und schlagt euch nach Bilbao durch! Denkt dran, bleibt immer im *monte* und versteckt euch im Unterholz. Geht nicht zu hoch in die Berge oder auf den Ziegenpfaden. Wer weiß, vielleicht holen sie auch Flugzeuge, um uns zu suchen. Den Bus oder die Bahn dürft ihr erst nehmen, wenn ihr über die Provinzgrenze seid. Manuel,

Eusebio, Gregorio und ich verstecken uns dann erst mal in der Hütte von Luisa María und warten ab, bis sich der Aufruhr gelegt hat.«

»Vamos?«

»Vamos! Viel Glück, ihr beiden! Und seht zu, daß ihr rechtzeitig mit dem Geld in Eibar seid und daß die Gewehre was taugen. Ihr wißt, es ist nicht mehr viel Zeit.«

»Ja, es wird schon schiefgehen. Viel Glück, Buenaventura.«

Die Männer umarmten sich kurz, dann trennten sich ihre Wege. Miguel und Aurelio zogen, bepackt mit dem Geld, nach Osten, in Richtung Baskenland; Eusebio, Gregorio, Buenaventura und Manuel wandten sich nach Süden, in die *Sierra.* Nach fünf Stunden Fußmarsch durch Schluchten, über Steilhänge und Wildbäche hinauf gelangten sie zur Hütte von Luisa María. Wie erwartet fanden sie sie verlassen vor und richteten sich so gut ein wie es irgend ging. Es gab frisches Wasser und Decken, Proviant und ein paar Bücher. Luisa María hatte gut vorgesorgt. Sie war zuverlässig. Sie und ihr Mann Angel waren seit ewigen Zeiten in der Anarchogewerkschaft CNT. Vor zwei Jahren, bei einem wilden Streik der Minenarbeiter von La Felguera hatte man ihn abgeholt. Vier Tage und vier Nächte hatte man ihn in der Kaserne *der guardia civil* >verhört<. Dann wurde seine Leiche nach Hause gebracht mit der höhnischen Erklärung, er habe sein gottloses Leben bereut und sich selbst gerichtet. Sein ganzer Körper war von Blutergüssen bedeckt. Seitdem sie Angel begraben hatten, war Luisa María sehr schweigsam geworden. Und seither war sie nicht mehr nur Gewerkschafterin, sondern unterstützte heimlich, aber entschlossen die anarchistischen Kommandos der PAI, der *Federación Anarquista Ibérica.* Angel war Sprengmeister im Bergwerk gewesen und hatte nicht schlecht verdient. Seit seinem Tod war sie auf sich allein gestellt und lebte von den kärglichen paar Hektar Land, die sie von ihrer Familie geerbt hatte, und dem, was ihr die Genossen aus der Solidaritätskasse zukommen ließen. Ihre drei Söhne waren in alle Winde verstreut: der eine tat Dienst in der Armee und schlug sich in der glücklosen spanischen Infanterie irgendwo in Marokko mit den Rebellen von Abd El Krim herum; der zweite war in Paris als Gastarbeiter, verdiente aber kaum genug für seine eigene Familie, und der dritte saß in Barcelona im Knast. Er war des illegalen Waffenbesitzes angeklagt, auch er gehörte zu einer Gruppe der FAI.

In ihre Hütte kam sie in dieser Jahreszeit kaum. Erst in ein paar Wochen würde sie das Heu mähen kommen, die Äpfel abernten und das bißchen Mais einbringen, das sie dem kargen Boden hier oben abrang.

Ja, Luisa María hatte gut vorgesorgt. Sogar Tabak und Wein hatte sie dagelassen. Die Männer dösten, lasen ein wenig und schlugen sich die Zeit mit politischen Diskussionen und Dominospiel tot. Hier würden sie ein paar Tage bleiben und dann über die Berge ins benachbarte Leon abhauen. Von dort hatten sie eine Chance, ungehindert in die Millionenstadt Barcelona zu reisen, wo sie leicht untertauchen konnten. Dort wollten sie Miguel und Aurelio wiedertreffen, die inzwischen in Eibar unter Vermittlung eines Ingenieurs, der mit den Anarchisten sympathisierte, tausend Karabiner kaufen sollten. Tausend Karabiner! Damit konnte man schon etwas anfangen... und das war auch dringend nötig.

Spanien stand unmittelbar vor einem faschistischen Staatsstreich. Es war ein offenes Geheimnis, daß der senile König Alfons XII. den rechtsradikalen General Primo de Rivera zum Militärdiktator machen wollte. Für den Putsch gab es zwei Vorwände: das Fiasko, das die spanische Armee



FAI-Militante auf der Flucht: Francisco Ascaso, Liberto Callejas, Buenaventura Durruti undHemeterio de la Orden, 1929 in Brüssel

gerade in Marokko erlitt, und die Anarchisten. Primo de Rivera hatte versprochen, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und das bedeutete nichts anderes, als die Gewerkschaften zu liquidieren. Die CNT war zum Widerstand entschlossen und plante einen revolutionären Generalstreik. In der Armee hatte sie Sympathisanten, bis hinauf in den Offiziersrang, aber es fehlte an Waffen. Das war der Grund, warum die sechs jungen Männer vom Kommando *Los Solidarios* der FAI in Gijón die Filiale der *Banco de Espana* überfallen hatten. Und das war auch der Grund, warum ihnen das untätige Warten in der Hütte so auf die Nerven ging.

»Hör mal zu, Eusebio----- wir ver trödeln hier nur unsere Zeit und in Barcelona tagt das Komitee ohne uns. Wer weiß, Primo kann schon nächste Woche losschlagen, wenn der König aus dem Urlaub kommt.«

»Nun verlier' mal bloß nicht die Nerven. Es nützt niemandem, wenn wir jetzt durchdrehen und im nächstbesten Dorf erwischt werden. Wif müssen mindestens eine Woche warten, bis sie die Bahnhöfe nicht mehr so scharf kontrollieren.«

»Und was ist, wenn sie hierherkommen?«

»Du weißt ja, wie faul die *guardia* ist. Jetzt sitzen wir schon drei Tage hier und keine Streife hat sich hier blicken lassen. Was meinst du, Buenaventura?«

»Man kann nie wissen. Möglich ist immer noch, daß sie hier auftauchen! aber die Bahnhöfe kontrollieren sie mindestens eine Woche lang. Wir müssen hier wie dort auf der Hut sein, aber jetzt loszumarschieren, wäre Wahnsinn. Wie ist's, Gregorio, gibt's irgendwas Verdächtiges?«

Gregorio, der mit zwei Pistolen an den Hang gelehnt in der Sonne saß

und Wache schob, murmelte kaum verständlich, denn er kaute gelangweilt an einem Strohhalm: »Nö, alles ruhig hier draußen...« »Also, Leute, entspannt euch, ruht euch aus - es hat keinen Sinn, an den Fingernägeln zu knabbern«, wandte sich Buenaventura wieder an seine Genossen. »Ich für meinen Teil werde mich mal rasieren. Wenn mich die Journalisten so fotografieren könnten, würden sie sich furchtbar freuen: dann hätten sie den gefürchteten anarchistischen Terroristen, unrasiert und mit finsterem Blick...«

Er stand auf, füllte sich die Emailleschüssel mit Wasser, legte das altertümliche Rasiermesser, das einst Angel gehört hatte, auf den Tisch, nahm die Rasierseife zur Hand und begann, mit dem Pinsel den Schaum anzurühren. Luisa María hatte wirklich an alles gedacht! Man sollte sie nicht verärgern - Buenaventura überlegte kurz, stand abermals auf und holte sich ein paar alte Zeitungen, die er sorgfältig auf dem Tisch ausbreitete. Dann stellte er die Schüssel wieder vor sich auf den Tisch und begann, sich einzuseifen.

Die Zeitung, die er ausgebreitet hatte, war die *Solidaridad Obrera* vom März dieses Jahres. Klar! Bei Luisa María kamen keine bürgerlichen Blättchen ins Haus! Sie hatte Klassenbewußtsein, und manchmal schimpfte sie sogar über die *>Soli<*, daß ihr nämlich die Gewerkschaftszeitung zu zahm, zu wenig kämpferisch war. Buenaventura mußte lächeln.

Auf dem Titelbild dieser Ausgabe stand in klotzigen Lettern zu lesen, daß der General Primo de Rivera plane, seinem großen Vorbild Mussolini zu folgen und in Spanien eine Diktatur nach faschistischem Muster zu errichten. Die Arbeiterklasse wurde aufgefordert, wachsam zu sein, und die *Comites Antimilitaristas* in der Armee rief man auf, im entscheidenden Moment die Waffenkammern zu plündern. Buenaventura lächelte erneut, diesmal aber aus Skepsis. Er wußte nur zu gut, daß diese Idee illusorisch war. Es gab zwar eine Menge Anarchisten im Heer, aber die Waffen waren gut gesichert, und die meisten Offiziere sympathisierten mehr oder weniger offen mit den Faschisten. Das hatte ihm erst vor wenigen Wochen in Barcelona der Hauptmann Sancho, ein anarchistischer Gewährsmann in der Armee, nachdrücklich klargemacht. Die verdammten Gewehre mußten her und an ein oder zwei Orten klug eingesetzt werden. Vielleicht konnte man damit wirklich hier oder dort eine Kaserne stürmen, und das könnte Signalwirkung haben. Nur so konnte man verhindern, daß der Generalstreik zu einem Fiasko würde, nur so konnte man die Arbeiter mitreißen, sich gegen Primo de Rivera zu erheben. Ein Anfangserfolg war nötig, eine Bresche...

Buenaventuras Gedanken begannen zu kreisen, ihm kam nun genau wie seinen Kameraden die furchtbare Untätigkeit zum Bewußtsein, zu der sie hier verdammt waren. Ohne es zu merken, begann er, sich schneller zu rasieren. Nun hatte er sich geschnitten. *»Caramba!«*

Er legte das Messer weg und drehte die Zeitung um. Dieser Artikel hatte ihn völlig aus der Fassung gebracht! Er fuhr mit der Rasur fort, aber auch mit der Lektüre der Zeitung. Plötzlich stutzte er. Wieder sank das Rasiermesser auf den Tisch. Eilig wischte er sich den Schaum vom Mund und hob erregt seine Stimme: »Na seht mal, was ich hier gefunden habe«, wandte er sich an die anderen. »In der *Soli* wird ein Interview mit meiner Mutter zitiert! Ich les' euch das mal vor, das ist ja komisch. Paßt auf:

»Senora, Ihr Sohn wird in der Presse als der größte anarchistische Bandit aller Zeiten bezeichnet. Es wird behauptet, er habe schon zig Millionen Peseten erbeutet. Können Sie das bestätigen?«


SOLIDARIDAD OBRERA

NESTOR MACHNO

Los ecos de un reportaje de SOLIDARIDAD OBRERA

APUNTES RAPIDOS

La represión en marcha

¿Que ocurre en el penal de Sevilla?

»Arbeitersolidarität«, das populärste Blatt der spanischen Anarchisten

»Wissen Sie, ich weiß nicht, ob mein Sohn mit Millionen hantiert. Das einzige, was ich weiß, ist, daß ich ihn jedesmal, wenn er mich hier in Leon heimlich besuchen kam, von Kopf bis Fuß neu einkleiden mußte, weil er so abgerissen herumlief. Und die Rückreise habe ich ihm auch jedesmal bezahlen müssen...«

Alle mußten lachen. »Das stimmt«, meinte Buenaventura, während er das schmutzige Wasser zum Fenster hinausgoß, »das letzte Mal habe ich sie im Januar getroffen. Sie hat sich ganz fürchterlich über meine abgelatschten Schuhe aufgeregt und gefragt, was das denn für Genossen wären, für die ich Kopf und Kragen riskiere und die nicht einmal für ordentliches Schuhwerk sorgen könnten!« Wieder lachte alles durcheinander, Eusebio verschluckte sich an einer Olive und mußte ganz fürchterlich husten.

»Ruhe!«

»Was ist los? Kannst du keinen Spaß verstehen?«

»Ruhe, verdammt! Ich höre Stimmen. Da kommt jemand den Hang herauf!«

Das Lachen erstarb auf ihren Lippen, in Sekundenschnelle hatten sie ihre Waffen in der Hand und standen mit entsicherten Pistolen an den Fenstern. Tatsächlich. Man hörte gedämpfte Stimmen. Sie kamen rasch näher. Gregorio kam ins Haus geschlüpft und berichtete, eine Streife der *guardia zivil* nähere sich dem Haus mit dem Gewehr im Anschlag. Es seien mindestens zehn Soldaten.

»Wir können uns hier nicht verteidigen, wir haben nicht genug Munition. Es gibt nur eine Chance - jeder versucht, in eine andere Richtung auszubrechen und sich durchzuschlagen. Vielleicht schafft es einer von uns.«

Manuel und Eusebio sprangen durch das Fenster der Seitenfront und wurden sofort von einem Geschoßhagel empfangen. Unverwundet suchten sie hinter dem niedrigen Mäuerchen Schutz und erwiderten das Feuer. Währenddessen verließen Gregorio und Buenaventura die Hütte durch die Tür und trennten sich unmittelbar darauf. Der Feuerwechsel mit Eusebio und Manuel hatte die Aufmerksamkeit der Soldaten für einen kurzen Moment abgelenkt und ermöglichte ihnen die Flucht. Die beiden anderen krochen auf allen vieren zur Tür wieder in die Hütte zurück und verbarrikadierten sich dort. Zwei *guardias* versuchten nun, von hinten die Kate zu stürmen, aber ein gezielter Schuß streckte einen von ihnen nieder; der andere verschwand wieder im Unterholz.

»Los, Manuel, gib mir Deckung! Ich werd' mir den Karabiner von dem Toten holen. Mit den Pistolen können wir nichts ausrichten!« Behende schwang sich Eusebio über das Fenstersims und hechtete in Richtung des toten *guardias.* Er stand nicht mehr auf. Ein Schuß hatte ihn mitten in die Stirn getroffen, und er blieb, gräßlich verrenkt und mit offenen Augen, keine zwei Meter neben dem Soldaten im Staub liegen.

Es dauerte noch mehrere Stunden, bis die Soldaten endlich zum Sturm auf das Haus ansetzte. Manuel hatte seine letzte Kugel verschossen, und unter den Kolbenhieben der Mauser-Karabiner sank er bewußtlos zu Boden.

Der tote und der verwundete Anarchist wurden in die Kaserne der *guardia zivil* gebracht, wo man Manuel mehrere Stunden lang derart mißhandelte, daß er in kritischem Zustand ins Gefängnis von Oviedo eingeliefert wurde.

»Legt ihn in ein Einzelzimmer«, sagte der diensttuende Sanitäter im Krankenrevier, »das ist ein gefährlicher Anarchist. Dem ist alles zuzutrauen.« »Keine Angst«, erwiderte der kleine, stämmige *sargento,* »der kommt hier nicht lebendig wieder raus. Und vor der Tür bleiben ständig zwei Soldaten zur Bewachung. Verstanden!« »Natürlich. Mit solchem Pack kann man nicht vorsichtig genug sein«, pflichtete der Sanitäter bei. Dann schloß er die Tür von innen, holte Jod und Verbandszeug und widmete sich dem stöhnenden Manuel.

»Dich haben sie ja übel zugerichtet... Hör zu, und sag jetzt kein Wort«, flüsterte er ihm zu. »Ich bin hier der Pfleger vom Dienst. Mein Name tut nichts zur Sache, aber ich bin auch in der CNT, im *sindicato de salud pública,* aber illegal, verstehst du? Ich denke, wir können dich hier herausholen, und zwar, wenn du verlegt wirst. Der Untersuchungsrichter aus Zaragoza hat schon überall herumtelefoniert und ganz aufgeregt beantragt, daß du nach dort überstellt wirst. Die hier sind froh, wenn sie dich wieder loswerden. Bis dahin mußt du also soweit auf den Beinen sein, daß du die Flucht überstehen kannst, hast du mich verstanden?«

»Ich weiß nicht ----- ich weiß nicht, ob ich das hier überlebe...« stöhnte Manuel. »Du sollst nicht sprechen. Wir werden dich schon wieder hin-

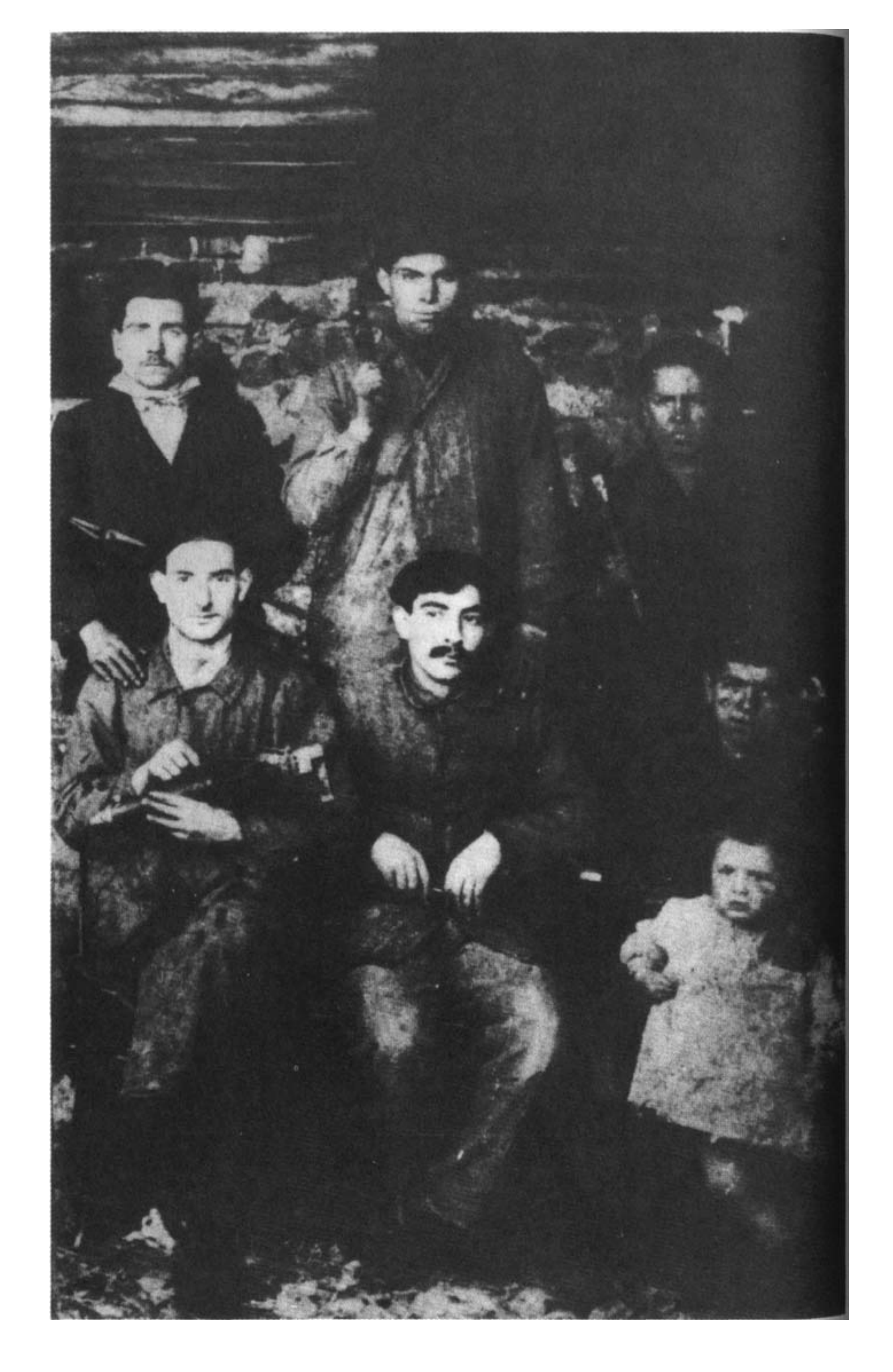


Die »Guardia Civil, eine speziell für ländliche Gebiete aufgestellte Polizeitruppe, war der Feind Nr. 1 der Anarchisten, ebenso wie der der Landbevölkerung. Ein andalusischer Tagelöhner wird gefilzt (oben).

kriegen. Du darfst dich jetzt vor allem nicht anstrengen, ist das klar?« Manuel seufzte. Mühsam hob er den Kopf und sah zu dem Sanitäter hinüber, der eine Spritze aufzog. »Sag' mal, Genosse«, hauchte er in gequältem, fast geflüstertem Ton, »weißt du, was mit dem Bankdirektor ist? Der von Gijón, du weißt schon.«

»Ach, der dicke Azcárrate? Der läuft schon wieder herum. Vorgestern schrieben die Zeitungen noch, er habe sein Testament gemacht und kämpfe mit dem Tod, aber heute berichten sie, er würde am Montag wieder seinen Dienst antreten. Der hat nur einen Streifschuß am Hals abgekriegt, aber überall ist er jetzt der große Held.«

»Na, wenigstens ist er nicht tot. Das wird Buenaventura freuen.



Der Mann mit der rauhen Stimme, dem stechenden Blick und dem blutenden Finger war Buenaventura Durruti. Sein Name ist noch heute in Spanien Legende. Als er am 23. November 1936 in Barcelona zu Grabe getragen wurde, erwies das gesamte diplomatische Korps dem anarchistischen Banditen die letzte Ehre. Der Botschafter der USA stand ebenso mit Trauermine am Sarg wie der der UdSSR, und die Fahnen ihrer Länder wehten auf Halbmast. Ein ironischer und wohl auch einmaliger Vorgang in der Geschichte.

Aufrichtiger war da schon die Trauer von über einer halben Million Menschen, die den toten Anarchisten zur letzten Ruhe geleiteten. >Ihr Durruti< war tot, sie konnten es nicht fassen.

Auch in Deutschland, wo Buenaventura Durruti 1928 vorübergehend Unterschlupf fand, gelangte er zu einer gewissen Berühmtheit, allerdings erst 50 Jahre später. Hans Magnus Enzensberger nahm sich die Figur Durrutis zum Thema für einen Fernsehfilm und einen Roman, der zu einem Bestseller der Linken wurde.

All dies machte Buenaventura Durniti zu einem Mythos. Zu einem Helden, einem Idol, hinter dem der Mensch verschwand.

Dabei war Durruti, trotz aller Glorifizierung die man ihm angetan hat, im Grunde eine bescheidene Gestalt. 1896 war er in der verschlafenen spanischen Provinzstadt Leon geboren worden. Zusammen mit sieben Geschwistern wuchs er in einer ärmlichen Arbeiterfamilie auf und absolvierte eine Lehre als Metallarbeiter und Mechaniker. Sein Vater und sein Onkel waren Mitbegründer der ersten Arbeiterassoziation am Ort, und so wurde Buenaventura schon als Junge Mitglied der örtlichen Gewerkschaft.

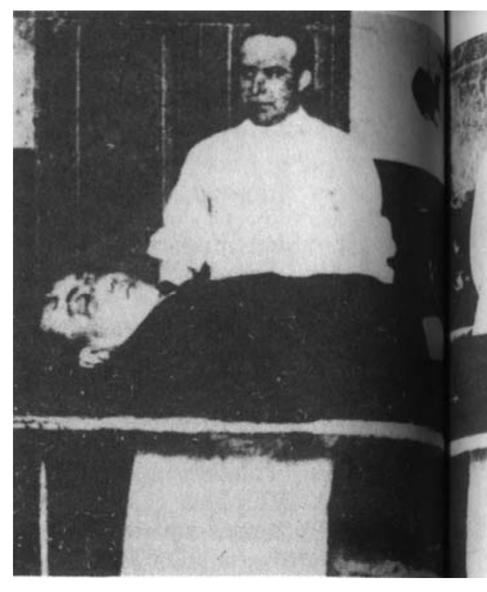
Es sind die ersten kämpferischen Streiks und ihre brutale Unterdrükkung, die den jungen Durruti dazu bringen, über andere, militantere Aktionsformen nachzudenken. In der Bergbauregion von Asturien und Leon, wo er als Facharbeiter für den Aufbau von Erzwaschstraßen verantwortlich ist, erlebt er die Wirksamkeit der direkten Aktion: nur durch seine Weigerung, eine wichtige Anlage zu reparieren, erzielt er den entscheidenden Durchbruch bei einem Bergarbeiterstreik. Sein Name ist zum ersten Male in aller Munde, er ist fortan der Held der Provinz.

Der junge Mechaniker erlebt aber auch, wie brutal der Staat zurückschlägt. Nicht nur, daß Durruti und seine anarchistischen Freunde immer wieder ihre Arbeit verlieren - im Generalstreik von 1917 beherrschen die Maschinengewehre das Straßenbild in ganz Asturien. Dem haben die Arbeiter nichts weiter als Steine und ihre Wut entgegenzusetzen. Durruti und seine Gruppe, die sich jetzt *Los Justicieros* nennen, begeben sich Schritt für Schritt auf den Weg zum direkten Widerstand: Sabotage an Eisenbahnen, auf Förderbändern und in den Büros der Minengesellschaften. Die Gruppe wird verfolgt, illegalisiert, muß sich absetzen. Die Einberufung zum Militär gibt für Durruti den Ausschlag: Er flieht nach Frankreich, wo er sich zum ersten Mal intensiv mit anarchistischen Gedanken auseinandersetzt. Er

stellt, wenig überrascht, fest, daß die Anarchisten genau das denken und tun, was auch er schon immer gedacht und getan hat. Buenaventura wird Anarchist.

Durch den Wirtschaftsboom, den der Erste Weltkrieg Spanien brachte, war auch das Industrieproletariat zu einer bedeutenden Kraft geworden. Die anarchistischen Gewerkschaften erlebten einen steilen Aufschwung und drängten selbst dort, wo sie nicht ohnehin schon in der Mehrheit waren, die zahmen Reformisten der Gewerkschaft UGT[1] in die Defensive.

Die Kehrseite der Medaille war, daß die Bourgeoisie durchdrehte. In Panik und unter dem Schock der russischen Revolution versuchten sie vergeblich, sogenannte >gelbe Gewerkschaften< aufzubauen, die den Arbeitgebern hörig waren. Sie gründeten eine Organisation von bezahlten Killern und *pistoleros,* die die führenden Anarchosyndikalisten liquidieren und die Arbeiter einschüchtern sollten. Diese Profis schlugen gezielt zu, die Arbeiterschaft war wie gelähmt. Innerhalb kurzer Zeit (Monate) starben Hunderte anarchistischer Wortführer. Sie wurden vor den Werkstoren erschossen, in finsteren Gassen überfallen, man lauerte ihnen nach Versammlungen auf. Selbst ihre Familien wurden bedroht. Die jungen, kämpferischen Anarchisten vom Schlage Durrutis sahen dem nicht lange tatenlos zu. Sie organisierten sich in kleinen Gruppen und schlugen zurück. Aus den Verfolgern wurden Verfolgte. Aber man hielt sich nicht so sehr an die *pistoleros* selber, sondern machte sich auf, die wahren Schuldigen zu bestrafen. Die Drahtzieher des >Unternehmerterrorismus< saßen in hohen Positionen der Regierung, des Militärs und der Kirche. Gegen einen von ihnen, den erzreaktionären Kardinal Soldevila von Zaragoza, richtete sich das erste Attentat von Durrutis Gruppe. Er wurde am 4. Juni 1923 in



Salvador Segui, Generalsekretär der katalonischen den »Pistoleros« der Unternehmer am 10.März 192

seinem Automobil erschossen. Ein ungleicher Kampf hatte begonnen, ein Signal war gesetzt. Die Arbeiter, bisher nur gewohnt, zu streiken, zu demonstrieren und sich zusammenschießen zu lassen, sahen, daß man sich wehren konnte. In ihren Reihen gab es Entschlossene, die mit gleicher Münze heimzahlten. Das Attentat auf den Kardinal Soldevila war zugleich der Anfang vom Ende der *pistoleros;* der Terrorismus der Unternehmer ebbte in den folgenden Jahren ab. Durruti und seine Freunde aber waren nun vollends in der Illegalität. Es war indes nicht ihre Absicht, zu Berufsrevolutionären zu werden oder zu Leuten, für die die Gewalt Selbstzweck war. Im Gegenteil. Trotz aller

1) UGT = Union General de Trabajadores [Allgemeine Arbeiter-Vereinigung]; ursprüng - lich sozialistische, heute sozialdemokratisch! Gewerkschaftt CNT = Confederaci´n Nacional del Trabajo [Nationale Konföderation der Arbeit]; anarchistische Gewerkschaft. Das Wort >national< bedeutet lediglich, daß es sich um den landesweiten Zusammenschluß der ansonsten föderalistisch organisierten, freien V«erbände handelt.



n CNT, bei der Autopsie. Er wurde von
3 erschossen.

Verfolgungen hielten sie engsten Kontakt zu ihren Gewerkschaften, und in den langen, bewegten Jahren, in denen sich Kampf, Gefangenschaft und Exil abwechselten, suchten sie sich immer wieder als einfache Arbeiter einen Job, sooft ihnen dies möglich war.

"Ihnen war die Gefahr durchaus bewußt, sich als >Berufsguerilleros< zu isolieren. Nur zu leicht kann man am Töten, an Überfällen Gefallen finden. Das war nie ihre Absicht gewesen, und sie haben es erfolgreich vermieden. Ihr Ziel war es, neben den Gewerkschaften eine schlagkräftige, ideologisch beispielhafte politische Organisation aufzubauen. Dieses Netz, das Durruti und seine beiden Intimfreunde Ascaso und Jover mit Tausenden gleichgesinnter junger Anarchisten Anfang der zwanziger Jahre knüpften, war die *Federación Anarquisto Ibérica,* die iberische anarchistische Föderation. Das Kürzel »FAI« wurde für die folgenden 15 Jahre ein bestimmendes Symbol in den sozialen kämpfen Spaniens.

Die FAI war indes keine Armee, keine Terrorgruppe, kein >bewaffneter Arm< der Gewerkschaften, sondern schlicht eine politische Gruppe, für die Illegalität und gewalttätige Aktionen keinesfalls zur politischen Philosophie gehörten, sondern allenfalls zur sozialen Notwendigkeit. Sie hat sich nur nicht gescheut, beides konsequent anzuwenden, wenn sie dazu gezwungen war. Die FAI verstand sich nicht als eine Avantgarde[2] im Sinne einer leninschen Partei. Die meisten ihrer Mitglieder waren und blieben einfache Arbeiter und gleichzeitig Mitglied der CNT. Attentate waren die seltenen Ausnahmen in ihrer Strategie. Statt dessen versuchten sie überall da, wo durch Streiks, Unterdrückung, Geldmangel und Not die Kollegen in Bedrängnis waren, mit dem Mittel der >direkten Aktion< einzugreifen. Sie ermutigten die Arbeiter, sich für zu erwartende Konflikte zu bewaffnen, sie praktizierten Sabotage bei Streiks, sie überfielen Banken und finanzierten damit Schulen, Bibliotheken und Druckereien, halfen bei Streiks oder unterstützten in Not geratene Proletarierfamilien. Sie befreiten Genossen aus dem Gefängnis, und — was ebenso wichtig war — sie beeinflußten nachhaltig die politische Diskussion und damit den Kurs des anarchistischen Gewerkschaftsverbandes, der mittlerweile weit über eine Million Mitglieder zählte und zur stärksten Kraft der spanischen Arbeiterbewegung geworden war. Die FAI wurde zur Vordenkerin der CNT.

So wurde eine T a k t i k geboren, die später unter dem Namen >Stadtguerilla< bekannt wurde. Die FAI übernahm aber nie die S t r a t e g i e der Stadtguerilla. Sie war und blieb Teil der revolutionären Gewerk-

2) Avantgarde = Vorhut, Vorreiter. Im politischen Sinne: Menschen, die der Entwicklung vorauseilen, die neue Entwicklungen in Gang setzen. Lenin hat in seiner Theorie der Partei die Rolle der Avantgarde zugeschrieben und daraus deren Herrschaftsanspruch abgeleitet.

schaftsbcwegung, von der allein sie sich den Aufbau einer anarchistischen Gesellschaft in großem Maßstab erhoffte und von der sie auch nicht klar zu trennen war.

Der Banküberfall aus unserer >Story< fand am 1. September 1923 statt. Die sechs jungen Leute waren Miguel Garcia Vivancos, der den Wagen steuerte, und zusammen mit Aurelio Fernandez das erbeutete Geld nach Bilbao schaffen sollte, Buenaventura Durruti und Gregorio Suberviela, denen die Flucht aus der belagerten Hütte gelang, Eusebio Brau, der von *der guardia civil* erschossen wurde und Manuel Torres Escartin, der im Gefängnis von Oviedo landete. Zwei Versuche, ihn zu befreien, scheiterten; er kam erst Jahre später frei. Aurelio und Miguel gelangten tatsächlich nach Bilbao und kauften in Eibar die Gewehre, aber es war zu spät.

Der General Primo de Rivera wurde vom König an die Macht gebracht und verfolgte in einer sieben Jahre dauernden Militärdiktatur die Anarchisten mit allen Mitteln. Den Krieg in Marokko konnte er zwar beenden, an der Arbeiterbewegung biß er sich jedoch die Zähne aus. 1930 mußte er unter dem wachsenden öffentlichen Druck aufgeben. Zigtausende Gefangene wurden entlassen, die Gewerkschaften konnten aus der Illegalität wieder an die Öffentlichkeit treten.

Durruti war in dieser Zeit bereits zur Legende geworden. Immer wieder wurde er verhaftet, angeklagt, mußte ins Ausland fliehen, wurde interniert. Nachzuweisen war ihm nichts. In Kuba, Mexiko, Chile und Argentinien, wohin sich das Trio Durruti/ Ascaso/Jover vorübergehend abgesetzt hatte, hinterließ es eine unverkennbare Spur von geplünderten Kassen und unversehends zu Geld gekommenen anarchistischen Schulen, Gruppen und Gewerkschaften. Zu-



Ein Plakat der FAI Kataloniens, 1936

rück in Paris wurden die drei unter dem Vorwand, ein Attentat auf den spanischen König geplant zu haben, verhaftet. Die argentinische Regierung, die sie in Abwesenheit zum Tode verurteilt hatte, forderte ihre Auslieferung. Als im Juli 1927 ein argentinisches Kriegsschiff Kurs auf Frankreich nahm, um die drei Anarchisten zur Hinrichtung abzuholen, ging eine derart überwältigende Welle von Solidarität durch die Öffentlichkeit, daß Durruti, Ascaso und Jover nach einer langen politischen Kampagne freikamen. Zur gleichen Zeit bewegte noch eine andere große Kampagne die Welt: die beiden italo-amerikanischen Anarchisten Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti wurden in den USA trotz erwiesener Unschuld auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet.

Unter der zweiten spanischen Republik, die dem Sturz Primo de Riveras folgte, war ein anderes Talent Durrutis mehr gefragt: das des ungemein populären Redners und zielstrebigen politischen Organisators. Er war nämlich mehr als ein Bankräuber Er war ein geradlinig denkender, poli-

tisch sensibler Kämpfer, der auch als Theoretiker mehr und mehr an Bedeutung gewann. Aus dem Rebellen wurde der Aktivist. Dabei war er weniger ein Mann von Papier und Bürokratie, und wenn er als >Theoretiker< erwähnt wird, so weniger aufgrund geschriebener Werke als durch das gesprochene Wort und die beispielhafte Tat, die die CNT in Praxis und Theorie nachhaltig prägten. In Spanien war er durch neue Gesetze amnestiert und konnte wieder öffentlich auftreten. Er und seine Freunde zogen nach Barcelona, wo sie sich umgehend Arbeit suchten. Als Propagandist reiste er durchs ganze Land und sprach auf anarchistischen Massenkundgebungen. Die CNT und die FAI wurden von Grund auf reorganisiert, und die Beschlüsse, die auf den folgenden Kongressen gefaßt wurden, trugen deutlich den Stempel der FAI, die Handschrift Durrutis.

Für ihn war es klar, daß der *socialismo libertario* nicht vom Himmel fallen würde und daß er nur zu leicht durch die immer vorhandene Tendenz zum Reformismus verwässert werden könnte. Genaue Programme für eine anarchistische Wirtschaft wurden ausgearbeitet, Pläne dafür, wie die Arbeiter die Industrie und die Bauern die Landwirtschaft übernehmen könnten - nach der Revolution. Die Revolution, so die überwiegende Überzeugung in der CNT, könne aber nicht allein durch Streiks und Agitation erreicht werden. In dem Augenblick, wo sich den Anarchisten in bestimmten politischen Situationen die Machtfrage stellen würde, müßten sie auch in der Lage sein, eine Antwort zu geben. Das Proletariat müsse bewaffnet sein, vor allem, solange die Gefahr des Faschismus nicht gebannt war. Durrutis Position zur Gewaltfrage war knapp und klar: Er war kein Freund von Mord und Totschlag, machte sich aber auch keine Illusionen darüber, daß die herrschenden Klassen ohne Widerstand abtreten würden. »Banditentum nein, kollektive Enteignung ja!« hieß seine Devise.



Durruti als Redner, Leon 1935

Der Augenblick der Machtfrage sollte bald kommen. Am 19. Juli 1936 putschten die Truppen des faschistischen Generals Franco gegen die junge Republik. Mit der Unterstützung von Hitler und Mussolini brach im ganzen Land eine Militärrevolte los. Die Regierung, der Staatsapparat, die Parteien und die reformistischen Gewerkschaften waren wie gelähmt. Einzig die Anarchisten waren vorbereitet. Sie schlugen zurück. Auf Anhieb gelang es den schlecht bewaffneten Arbeitern, den Aufstand in den meisten Orten des Landes niederzuschlagen. In Barcelona stürmten sie die Kasernen und griffen Maschinengewehrstellungen und Kanonen mit Steinen und bloßen Händen an. Sie siegten. Wo sie den Kampf verloren, wurden sie von den Militärs in unsäglichen Massakern zu Tausenden erschossen.

Das war der Beginn des spanischen Bürgerkrieges, der drei Jahre dauern sollte und das war die große Stunde für Durruti. Für den Rebellen, den Organisator, den Anarchisten Durruti - Durruti, den Revolutionär.

Die Lage des republikanischen Spaniens war bedrohlich. Die Militärs hatten zahlreiche Brückenköpfe und wurden massiv von deutschen und ita-



Alltagsleben im »anarchistischen Barcelona«: auch das gesamte Verkehrswesen -Busse, U-Bahnen, Zugverkehr und Taxis - wurden von der CNT betrieben.

lienischen Einheiten unterstützt. Die verfügten über modernste Flugzeuge und Panzer; für Hermann Göring war Spanien der Testplatz seiner neuen Luftwaffe für den kommenden Weltkrieg.

Mit dem Ausbruch des Bürgerkrieges brach aber auch eine Revolution aus, eine anarchistische. Man beschränkte sich nicht darauf, die Militärs zu schlagen und die alte Gesellschaft wieder aufzurichten. Jetzt war die Stunde gekommen, einen uralten Traum zu verwirklichen, den Traum von der Anarchie. Frei, gleich, ohne Chefs, Staat und Kirche, brüderlich und gerecht sollte sie sein, die neue Ordnung. Epidemieartig breitete sich der *comunismo libertario* in fast allen befreiten Gebieten aus. Die Bauern kollektivierten Vieh und Felder, benutzten die Geräte gemeinsam und von der Kneipe bis zum Gesundheitsdienst war alles gratis. In jedem Dorf, in jeder Region wurden unterschiedliche Formen ausprobiert. Manche schafften das Geld ab, andere stellten Arbeitsbons aus. In manchen Dörfern schlossen sich alle den Kollektiven an, anderswo zogen es einige Bauern vor, für sich selbst zu wirtschaften. Diese *colectivización* war, im Gegensatz zu der Kollektivierung in Rußland, von den Menschen gewünscht und freiwillig. In den Städten übernahmen die Arbeiter innerhalb weniger Tage fast alle Industrien und Dienstleistungsunternehmen. Krankenhäuser U-Bahnen, Textilfabriken, Werften, Gießereien und Schulen waren ebenso kollektiviert wie Kinos, Cafés und die Museen. Aus dem feinsten Hotel Barcelonas wurde eine Volksküche und das > Zentralkomitee der antifaschistischen Milizen< zog in ein Bankgebäude ein. Selbst in der Miliz ging es anarchistisch zu: es gab keinen Kadavergehorsam, keine Offiziere, keine Rangabzeichen. Vor dem Kampf wählte man zwar Führer, aber die Einsätze wurden ebenso von allen



Anarchistische Milizen der Kolonne Durruti ziehen mit einem improvisierten Panzerwagen an die Front nach Aragón.

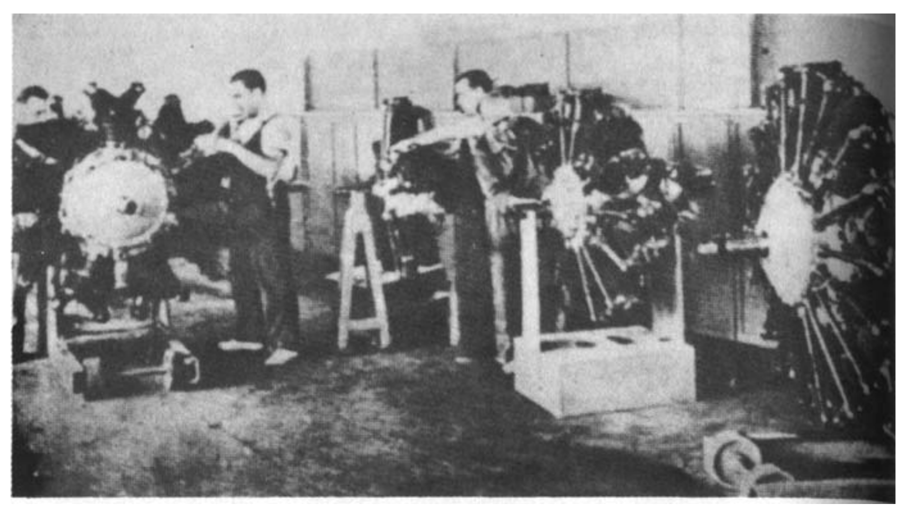
diskutiert und beschlossen wie die politischen Entscheidungen.

Verbindendes und ordnendes Element in dieser neuen Gesellschaft waren die Strukturen der CNT - eine Gewerkschaft, die sich seit Jahrzehnten konsequent auf diese Aufgabe vorbereitet hatte.

Der Miliz kam nun eine immer wichtigere Aufgabe zu. Es galt nicht nur, die befreiten Gebiete zu halten, sondern auch die von den Putschgeneralen besetzten Gebiete zu befreien. Dort konnten sich sonst die Faschisten in aller Ruhe für ihren Feldzug rüsten, dort verblutete unterdessen das Proletariat. Durruti war einer der ersten, der dies erkannte, und der FAI fiel die Schlüsselrolle in der Aufstellung und Ausbildung der *milicias* zu. Ebenso schnell und reibungslos, wie die Industrie >anarchisiert< wurde, wurden die Truppen aufgestellt. Schon nach wenigen Tagen zogen die ersten >Kolonnen<, schlecht ausgerüstet, doch mit grenzenloser Begeisterung, an die Front. Durruti ging nach Norden. In Zaragoza, der Hauptstadt von Aragón, hatten sich die Militärs halten können und Tausende von Arbeitern erschossen.

Der Vormarsch geht zunächst rasch vonstatten. Die bunt zusammengewürfelten Haufen haben zwar wenig Disziplin und nur alte Knarren, dafür aber um so mehr Mut und Begeisterung. Immer weiter drängen sie die Faschisten zurück, bis sie die Türme von Zaragoza sehen. Dann kommt der Vormarsch ins Stocken, ein Stellungskrieg beginnt.

Dies sind die letzten Monate im Leben von Buenaventura Durruti. Sie sind gekennzeichnet von fieberhafter Aktivität. Anarchisten, die in Straßenschlachten und illegaler Gewerkschaftsarbeit erprobt sind, sind keine guten Soldaten: Taktik und Disziplin müssen ebenso gelernt werden wie Nachrichtentechnik und Waffenkunde. An vielen Stellen kommt es zu



Kollekivierte Industrie: ein Werk für Flugzeugmotoren

spontanen Ausschreitungen der Dorfbewohner gegen Geistliche und Unternehmer. Das ist zwar durchaus verständlich, aber nicht anarchistisch. Durruti wirkt an allen Ecken und Enden zugleich als Truppenausbilder, Militärstratege, anarchistischer Agitator, als Organisator und Lehrer in Sachen Anarchismus und Disziplin. Es gelingt den >alten Kämpfern< der FAI tatsächlich, innerhalb weniger Wochen, die Milizen zu ordnen und die Übergriffe zu beenden. Die anarchistischen Einheiten genossen bald den Ruf einer schlagkräftigen, disziplinierten und von hohen Idealen geleiteten Truppe. Eine der wohlwollendsten Beurteilungen Durrutis aus jenen Tagen stammt übrigens aus der Feder des Dorfpfarrers Moisen Arnal, den Durruti davor rettete, von den aufgebrachten Bauern gelyncht zu werden. Die meisten Geistlichen sympathisierten nicht nur offen mit Franco - in zahlreichen Kirchen entdeckte man wahre Waffenarsenale der Faschisten. Jener Pfarrer wurde eine Art Sekretär in Durrutis Stab und bescheinigte den Anarchisten Jahre später, daß sie alles andere waren als blutrünstige Rächer.

Als Madrid bedroht wird, eilt die >Kolonne Durruti< der Hauptstadt zu Hilfe. Die Regierung hatte das sinkende Schiff schon verlassen und war nach Valencia geflüchtet, während die Stadt noch von Republikanern und Internationalen Brigaden verteidigt wird. Die Ankunft der legendären Durruti-Miliz erfüllt die *madrilenos* mit neuer Hoffnung, gibt ihnen neuen Kampfgeist. Tatsächlich wird der Angriff der Faschisten abgeschlagen, Madrid gerettet. Aber der Preis dafür ist hoch, besonders bei den Anarchisten: 4/5 der Kämpfer der Kolonne Durruti finden den Tod, unter ihnen ihr legendäres Vorbild.

Durruti fällt am 20. November 1936 in der vordersten Linie der Front, im Universitätsviertel Madrids. Die Umstände seines Todes sind nie geklärt worden. War es die verirrte Kugel eines faschistischen Heckenschützen? Wurde er aus politischen Gründen ermordet? Die schlimmsten Gerüchte ranken sich um den tödlichen Schuß. Die wahrscheinlichste Theorie indes ist banal und tragisch: vermutlich hat er sich selbst getötet, als sich versehentlich ein Schuß aus seinem mangelhaften Gewehr löste...

Durrutis Tod war wie ein Symbol:

für viele war er gleichbedeutend mit dem Ende der spanischen Revolution. Zwar dauerte es noch zwei Jahre, bis Francos, Hitlers und Mussolinis Truppen triumphierend durch die Straßen Barcelonas zogen, aber die Anarchisten standen mehr und mehr auf verlorenem Posten. Die europäischen Demokratien spielten das verlogene Spiel der >Nichteinmischung<, lieferten also der bedrohten Republik keine Waffen. Waffen kamen nur aus Mexiko, das aus verständlichen Gründen nicht viel helfen konnte, sowie aus der UdSSR. Stalin aber hatte keinerlei Interesse an einer libertären Revolution. Er ließ einen Zweifrontenkrieg führen. Während kommunistische Internationale Brigaden und anarchistische Milizen an der Front gemeinsam gegen Franco kämpften, begannen Stalins Agenten im Hinterland bereits mit ihren >Säuberungen<. Zunächst gegen Trotzkisten und in den Gegenden, in denen die CNT schwach war, mehr und mehr aber auch in solch anarchistischen Hochburgen wie Katalonien,



*Der **tote Durruti***

Aragón, Levante, Valencia und Andalusien. Der Anarchismus sollte ausgerottet werden. Die bis dahin völlig unbedeutende Kommunistische Partei erlangte aufgrund ihrer Verfügungsgewalt über die russischen Waffen eine ungeheure Macht. Revolution stand nicht auf ihrem Programm, sondern >Sieg im Bürgerkrieg< und >demokratische Reformen<. Stück für Stück versuchte man, die libertären Errungenschaften rückgängig zu machen. Die Milizen wurden der regulären Armee — und damit überwiegend kommunistischer Führung — unterstellt, die Kollektive per Gesetz reglementiert oder abgeschafft.

Natürlich nahmen die Menschen das nicht widerspruchslos hin: es kam zu Auseinandersetzungen, zu regelrechten Kämpfen. Im Mai 1937 tobte in Barcelona innerhalb des republikanischen Lagers ein Bruderkampf zwischen Kommunisten und Anarchisten. Auch nach dem anschließenden Waffenstillstand war die Lage keineswegs geklärt, die Gegensätze nur notdürftig gekittet. Die reguläre Armee verlor gegen Franco Schlacht um Schlacht und auch der von den Milizen erkämpfte Boden ging wieder verloren. Schließlich ging es nur noch ums nackte Überleben. Die Moral der Republikaner war gebrochen, von ihrer militärischen Kraft ganz zu schweigen.

Im Februar 1939 endet der spanische Bürgerkrieg und mit ihm die spanische Revolution, das bisher größte und erfolgreichste anarchistische Experiment in der Geschichte. Ein Experiment, in dem einfache Menschen der staunenden Welt bewiesen haben, daß Anarchismus keine Utopie ist, sondern eine Art zu leben und sich selbst zu organisieren - und das hervorragend funktionieren kann, selbst unter derart ungünstigen Umständen.

Buenaventura Durruti war Symbolfigur dieser Revolution.



Durruti mit Tochter und »compañera«

Das Schisma[3], das der Bürgerkrieg in die spanische Gesellschaft riß, konnte nicht tiefer sein. Der Riß ging quer durch Städte und Dörfer, durch Klassen und sogar durch Familien. Es kam vor, daß sich in den Schützengräben Brüder oder Vettern gegenüberlagen und aufeinander schossen. Was den einen heilig war, war den anderen verhaßt. Jemand hat den spanischen Bürgerkrieg den Friedhof der Ideale genannt.

Dieses Schisma läßt sich am >Helden Durruti< genauestens nachvollziehen. Während der langen Jahrzehnte der Franco-Diktatur legten unbekannte Hände regelmäßig Blumen aufsein Grab. Noch heute findet man sein Bild auf Feuerzeugen, Schlüsselanhängern und anderen anarchistischen Devotionalien, die die CNT vertreibt, und in vielen Debatten wiegt sein Name mehr als so manches Argument. Anderen Spaniern ist der Name Durruti der Inbegriff alles Bösen. Während des spanischen Bürgerkrieges kursierten über den Milizenfuhrer die haarsträubendsten Geschichten, in denen besonders seine Grausamkeit herausgestellt wurde Die berüchtigten *moros,* marokkanische Söldnertruppen im Dienste Francos, die sich durch besonderen Sadismus auszeichneten, hatten nur vor einem Angst — vor dem bloßen Namen jenes Durruti. Faschisten machten Schießübungen auf sein Bild.

Durruti war zweifellos ein Mann aus dem Stoff, aus dem man Mythen webt.

In seltsamem Kontrast dazu stehen die Schilderungen, die seine Zeitgenossen von ihm gaben — Menschen, die ihn von nah kannten und erlebt hatten. Da bleibt von den meisten angeblich unglaublichen Eigenschaften nicht viel übrig - außer einem Mann, der besonders tatkräftig, vielleicht auch besonders mutig war und der eine klare Auffassungsgabe besaß. Nur - das hatten und haben sicher viele Tausende anderer Anarchisten mit ihm gemeinsam. Warum wurde gerade er zum Idol?

Man kann diese Frage nicht eindeutig beantworten. Es gibt keine Eigenschaft Durrutis, die andere nicht auch gehabt hätten. Vergessen wir nicht, daß auch damals schon die Medien die Helden machten. Durruti wurde, lange bevor sein Name in der CNT allgemein anerkannt war, von den reaktionären Zeitungen als anarchistischer Bösewicht aufgebaut. Kaum eine Gewalttat, die ihm nicht zugeschrieben wurde! Der Schuß ging allerdings nach hinten los, denn je ö*fter* der Name des »schrecklichen anarchistischen Terroristen« erwähnt wurde, desto populärer wurde er. Schließlich war er zu einer Art anarchistischen *>Zorro<* geworden, und dieses *Image* war die beste Propaganda, die sich die Anarchisten nur wünschen konnten.

Daß es zu diesem Ruf kommen konnte, lag aber mit Sicherheit daran,

3) Schisma = Spaltung (früher: innerhalb der Kirche), tiefer Riß.

daß Buenaventura Durruti in der Tat Tugenden hatte:

Daß er sich nie an der Beute seiner Überfälle bereicherte, legte sicher das Fundament zu seinem Ruf. Im April 1925 war der Kindernarr Durruti in Mexiko zu Gast bei einer >Freien Schule<, die die Genossen der Ölarbeiter-Gewerkschaft unter großen persönlichen Entbehrungen aufgebaut hatten. Durruti war begeistert.

»Was haltet ihr davon, wenn ihr in Mexiko ein paar Hundert solcher Schulen einrichten könntet?«

»Das ist ein schöner Traum«, antwortete ihm sein Gegenüber, »dafür brauchten wir aber Zigtausende von Pesos.«

»Nun, das muß ja kein Traum bleiben. Vielleicht kann ich eurer Föderation schon bald hunderttausend Pesos übergeben.«

Zwei Tage später brachte Durruti den Genossen eine Tasche voll Geld mit den Worten: »Diese Pesos habe ich von der Bourgeoisie genommen... Ihr könnt euch ja denken, daß sie sie mir nicht freiwillig überlassen haben.« Am folgenden Tag berichteten die Tageszeitungen in großen Schlagzeilen vom Überfall auf die Kasse einer Textilfabrik. Die in den Artikeln erwähnte Beute stimmte auf den *centavo* genau mit der Summe überein, die Durruti der Schule gestiftet hatte.

So was sprach sich natürlich herum und brachte Sympathie auch bei Leuten, denen der Anarchismus sonst eher gleichgültig war. Die Anarchisten taten ein übriges, und gelegentlich kursierten sogar regelrechte Abrechnungen aus den Beutezügen der anarchistischen >Expropriateure<.

Nach allem was man weiß, war Durruti nicht von Skrupeln geplagt, was die Enteignungen anging. Er war ein einfacher Mann, seine moralischen Maßstäbe waren gerade und schlicht. Er fühlte sich im Recht und handelte danach: »Es ist kein Verbrechen, wenn man denen etwas stiehlt, die davon leben, uns zu bestehlen.« Das war ebenso simpel wie richtig und konnte von jedermann verstanden werden. Meist wurden Überfälle für ein bestimmtes Ziel durchgeführt. So verdankt die berühmte >Anarchistische Enzyklopädie<, ein von Sebastien Faure herausgegebenes klassisches Werk, ihr Entstehen ebenso den Geldern aus Durruti-Coups wie der gesamte Verlag, in dem sie erschien. Noch heute drucken in einem kleinen Vorort von Paris alte CNT-Veteranen eine Wochenzeitung auf Druckmaschinen, die einst Durruti finanzierte.



1925 in Mexiko: Durruti mit Genossen

Problematischer war für ihn schon die Frage nach der Gewalt gegen Menschen. Wie alle, die sich in ihrem Leben je entschlossen haben, andere Menschen zu töten oder ihren Tod in Kauf zu nehmen, fand auch Durruti hierauf keine moralisch einwandfreie Antwort. Er mag sich damit getröstet haben, daß er sich gezwungen sah, in einer moralisch nicht einwandfreien Gesellschaft einen moralisch nicht einwandfreien Kampf gegen einen moralisch nicht einwand-

freien Gegner zu fuhren. Sicher ist, daß er den Tod von Menschen nie auf die leichte Schulter genommen hat. Weder als er Banken überfiel, noch als er an der Spitze einer Armee stand. Sein Mitgefühl gegenüber dem durchgedrehten Bankdirektor war ebensowenig gespielt wie das gegenüber dem vom Tode bedrohten Priester, den er rettete. Ein alter spanischer Genosse sagte mir einmal: »Durruti hätte ein guter Pazifist werden können. Leider hatte er dazu keine Chance mehr. Aber dafür hat er gekämpft: daß die Gewalt in einer freien Gesellschaft einmal ein Ende haben könnte.«

Dieser Standpunkt wird Leuten nicht gefallen, die Wert auf saubere, widerspruchsfreie Lösungen legen. Aber solche Leute wären für Durruti wohl weltfremde Spinner gewesen. Spinner, die er vielleicht bewundert, die er aber nicht ernst genommen hätte. Denn Durruti war Realist. So etwas wie ein >Handwerker der Revolution<. Während seine Genossen noch darüber stritten, ob sie Gewehre einsetzen sollten, könnten und dürften, kümmerte er sich darum, wo er welche herbekommen könnte und wie man sie handhabte. Sein Leben war in einem streng moralischen Sinne nicht sauber und widerspruchsfrei, aber das bewahrte ihn vielleicht davor, ein weltfremder Spinner zu werden. Davon gibt es in der anarchistischen Bewegung nämlich relativ viele; an soliden >Handwerkern< vom Schlage Durrutis hat es indes stets gemangelt. Statt dessen wurde er ein praktischer Realist, der nie seine Phantasie vergaß und seine Skrupel nicht über Bord warf. Zwei berühmtgewordene Zitate von ihm machen das klar:

»Anarchisten bekämpfen keine Menschen, sondern Institutionen«, wurde er nicht müde, den aufgebrachten Massen zu predigen, die ihren seit Jahrhunderten angestauten Haß an Priestern, Beamten und Unternehmern auslassen wollten. Und als ihm, auf dem Höhepunkt des Bürgerkrieges und seines persönlichen Ruhms ein amerikanischer Korrespondent sagte: »Wenn ihr den Krieg gewonnen habt, werdet ihr auf einem Haufen Ruinen sitzen«, antwortete Durruti, ohne zu zögern: »Wir sind es, die diese Städte und Paläste - hier in Spanien und Amerika und überall – gebaut haben. Wir Arbeiter können andere Städte und Paläste an ihre Stelle bauen und sogar bessere. Wir haben keine Angst vor den Ruinen, denn wir werden die Erben dieser Erde sein... Hier, in unseren Herzen, tragen wir eine neue Welt. Jetzt, in diesem Augenblick, reift diese Welt heran.«

Es wäre verlockend, den Abschnitt »Moral« mit diesen Worten zu beenden, aber sie würden das Idol Durruti nur zurück auf seinen Sockel stellen.

Zur Beantwortung der Frage, wie dieser Mann überhaupt auf den Sockel kam, sind noch zwei, drei Eigenschaften zu erwähnen. Zunächst seine Bescheidenheit, die alle, die ihn kannten - Freunde wie Gegner - einmütig hervorheben. Durruti hätte es sicher leicht gehabt, sich auch politisch zu einem >Führer< emporzuschwingen. Unter dem politischen Druck der Kommunisten und um die real schon gar nicht mehr existierende Einheitsfront gegen Franco nicht zu gefährden, traten am 4. November 1936 Anarchisten in die Regierung ein. Dies war die Bedingung dafür, daß Anarchisten überhaupt russische Waffen erhalten konnten. Garcia Oliver, enger Kampfgefährte Durrutis, wurde beispielsweise Justizminister von Katalonien... Diese Beteiligung führte zu heftigen Spannungen in der CNT, zu Kritik und Spaltung. Viele sahen hierin den ersten Schritt zur Aufgabe des Anarchismus, zur Preisgabe der Revolution.

Durruti, zu diesem Zeitpunkt schon ein toter Mann, wurde in der



Anarchisten als Minister

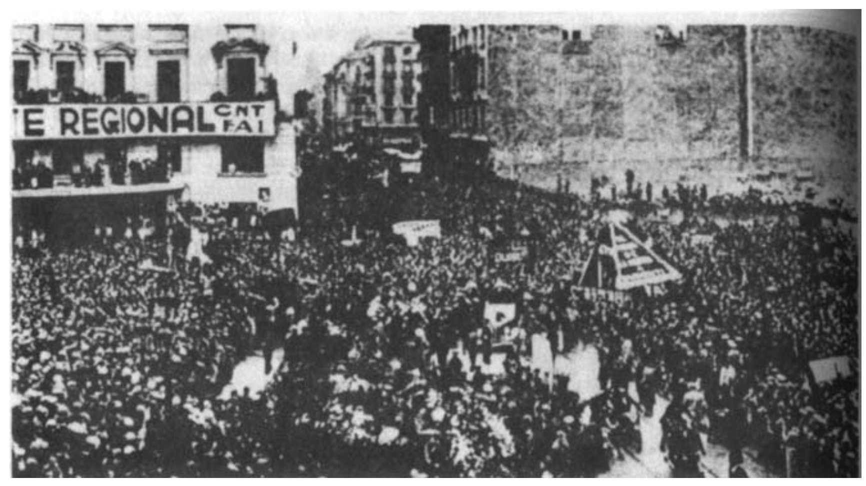
Polemik kräftig strapaziert. Eine Gruppierung mit dem vielsagenden Namen *Los Amigos de Durruti*[4] machte gegen die Regierungsbeteiligung Front und argumentierte, Durruti hätte so etwas nie gutgeheißen. Es ist müßig, darüber zu streiten, ob die spanischen Anarchisten damals eine andere Wahl hatten und ob dieser Schritt richtig war. Federica Montseny, damals Gesundheitsministerin, übte Jahre später bittere Selbstkritik. Eines aber gilt als sicher: Durruti hätte sich selbst an der Regierung nicht beteiligt. Dies nicht so sehr, weil man mit Bestimmtheit sagen könnte, er hätte diesen Schritt grundsätzlich abgelehnt, als vielmehr darum, weil man mit Gewißheit sagen kann, daß er nie einen politischen Posten angenommen hätte. Dazu hätten sich ihm in den Jahren zuvor viele Gelegenheiten geboten, aber er bestand stets darauf, ein >einfacher Genosse< zu bleiben. Auch das machte ihn zweifellos zu einer sehr populären Figur.

Diese Bescheidenheit zeigte sich auch sehr angenehm in seinem Verhalten bei politischen Debatten. Er war kein Vielredner, hielt sich lieber im Hintergrund und hörte zu. Nicht, weil er etwa ein gewiefter Taktiker gewesen wäre, der hinter dem Rücken anderer die Fäden zog. Er war offen und manchmal verletzend direkt. Er hörte tatsächlich zu, um etwas zu lernen, um den Standpunkt der anderen zu verstehen; eine seltene Tugend, auch bei Anarchisten. Wenn er aber seine Meinung sagte, dann tat er das offen heraus, kurz, knapp, ohne Umschweife. Das war ganz außergewöhnlich, denn Anarchisten pflegten damals einen unglaublich blumigen, langatmigen Stil zu sprechen und zu schreiben. Durruti sprach, wie seine Kollegen sprachen, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Er konnte es auch nicht anders. Bei alldem war er immer geneigt, eher eine Einigung herbeizuführen, als seinen Kopf durchzusetzen.

Erstaunlich, wenngleich wohl kaum so populär, war eine weitere Eigenschaft: Durruti war trotz seines Rufes als unerschrockener Kämpfer kein >Macho-Typ<[5]. Seine Lebensgefährtin Emilienne Morin, mit der er ein Töchterchen namens Colette hatte, stellte ihm ein gutes Zeugnis aus. Nicht, weil Emilienne kritiklos gewesen wäre, denn an so manchen anderen >großen Anarchisten< läßt sie in ihren Erinnerungen kein gutes Haar: »Sie machten die >große Politik<, während ihre Frauen daheim blieben und ihnen die Hemden bügelten.« Deren Anarchismus, so sagt sie, war zwar sehr radikal, aber eben auch sehr spanisch... Als eines Tages Mitglieder eines anarchistischen Komitees Durruti zu einer Besprechung abholen wollten, trafen sie ihn in Hemdsärmeln, mit umgebundener Schürze, bei der Hausarbeit an. Etwas spöttisch fragten sie ihn, was das zu bedeuten habe. Durruti erteilte ihnen eine barsche Abfuhr und entgegnete

4) *Los Amigos de Durruti* = >Die Freunde Durrutis<.

5) Als *macho* [männlich] bezeichnet man in Spanien einen Männertyp, der frauenverachtend auftritt und maskuline Posen, Sprüche und Taten liebt. Früher wurde der Ausdruck durchaus positiv verwendet, heute wird er zunehmend lächerlich bis negativ verstanden.



1936 in Barcelona: Durruti wird zu Grabe getragen

nur, er habe eine Frau und eine Tochter, und Anarchie begänne für ihn in den eigenen vier Wänden.

Buenaventura Durruti - also doch rundherum ein Ideal? Vielleicht. Die Faszination, die diese Gestalt ausübt, ist zugegebenermaßen überwältigend. Die Frage aber, die sich stellt, ist nicht so sehr: war Durruti eine Idealfigur, sondern: braucht die Anarchie Idole?

Im Idealfall sicher nicht. Aber wenn wir aus dem Leben Durrutis etwas mit Sicherheit lernen können, dann dies: das wirkliche Leben richtet sich nicht nach Idealen, auch nicht nach anarchistischen. Wir dürfen ihm sicher glauben, daß es nicht sein Ideal war, Banken zu überfallen, Menschen zu töten, Krieg zu fuhren. Durruti war ein pragmatischer Anarchist mit Blick für das Machbare.

Daß aber der pragmatische Anarchist Durruti sich vom Pragmatismus nicht überrollen ließ, daß sein Ideal nicht auf der Strecke blieb und daß er seine Träume bei allem Realismus nie verlor - daß also zwischen Ideal und Wirklichkeit Brücken bestehen, Räume, in denen vieles und Erfolgreiches erreicht werden kann—das ist das eigentlich Hoffnungsvolle an dem anarchistischen Idol Buenaventura Durruti.

Bücher:

Über die Spanische Revolution gibt es mittlerweile auch in deutscher Sprache umfangreiche Literatur; in Fremdsprachen eine wahre Flut von Veröffentlichungen. Das hervorragende **Buch *Durruti, el pueblo armado* [Durruti, das** Volk in Waffen] von Abel Paz (bisher in span., engl. u. frz.) ist im Commune-Verlag, Stuttgart, in deutscher Übersetzung angekündigt. I Ansonsten sehr empfehlenswert:

- Augustin Souchy, *Nacht über Spanien,* 270 S., Trotzdem-Verlag, Grafenau
- Augustin Souchy, *Vorsicht Anarchist!,* 286 S., Trotzdem-Verlag, Grafenau
- Pierre Broué/ Emile Témime, *Revolution und Krieg in Spanien,* 2 Bde., 721 S., Suhrkamp **Ver**lag, Frankfurt
- Clara und Paul Thalmann, *Revolution für die Freiheit,* 398 S., Verlag Assoziation, Hamburg (Neuauflage bei Trotzdem-Vlg. geplant).
- Erich Gerlach/Augustin Souchy, *Die soziale* ***Revolution in Spanien,*** **236 S., Karin-Kramer** Verlag, Berlin
- George Orwell, *Mein Katalonien,* 287 S., Diogenes Verlag, Zürich
- **Gaston Leval, *Das libertäre Spanien,* 352 *S.,*** Verlag Assoziation, Hamburg
- Diego Abad de Santillán/Juan Peiró, *Ökonomie und Revolution,* 221 S., Verlag Monte Verità, Wien
- Hans Magnus Enzensberger, *Der Kurze* ***Sommer der Anarchie. Buenaventura Durrutis Leben*** *und Tod,* 231 S., Surkamp-Verlag, Frankfurt

6. Sechs Stunden Arbeit



die Empfindung gehabt, • •daß die Opposition nicht Einigkeit der Organisation fördern , sondern darauf ausgeht, eine rsplitterung hineinzutragen...« -Runter mit dem Kerl!« »Die Taktik des Vorstandes, vor allem des meraden Sachse, konnte Während des Krieges gar keine andere sein, sie war durch die Verhältnisse gegeben. Die Stellung des Vorstandes war gegeben durch den Kriegszustand und die Zensur. Wir alle sind dem Zentralverband zu Dank verpflichtet, wir sollten, statt ihm unser Mißtrauen auszusprechen, auf den Knien danken! Aber einem Teil der Opposition ist es ja nur darum zu tun, die Organisation zu zersplittern und zu zertrümmern und auf den Trümmern eine neue zu erbauen, von der es

die Frage ist, ob sie besser sein wird...«

»...Genau das wird sie sein!« »Ich bitte um Ruhe, Kameraden! Das Wort hat immer noch der Kamerad Hochfeld!«

»...Also, wie gesagt, das Hilfsdienstgesetz[1] wurde nicht aus den Vorschlägen der gewerkschaftlichen Organisation heraus geboren, sondern von der Regierung der Arbeiterschaft oktroyiert. Wenn die Vorstände der Gewerkschaftsorganisation dieses Gesetz verbessert haben, so haben sie nach meiner Überzeugung getan, was sie tun mußten, und sie haben es wesentlich verbessert, so daß es nicht mehr unbedingt als Knebelgesetz für uns zu betrachten war. Da, wo ein sattelfester Ausschuß war, gelang es den Kameraden, auf Grunses Gesetzes, Vorteile herauszuschlagen, nur da nicht, wo keine gute Organisation war...«

»Wir wollen keine Vorteile aus irgendwelchen Gesetzen mehr herausschlagen, Genosse Vorstand! Der Krieg ist vorbei, wir wollen wieder als Menschen leben!« - »Sehr richtig!!«

»...Eure Ungeduld, Kameraden von der Opposition, wird noch den ganzen Verband zugrunde richten! Unsere Regierung tut, was sie kann. Wir müssen jetzt Augenmaß behalten. Wir dürfen der Reichsregierung jetzt nicht in den Rücken fallen...«

»Das klingt ja wie beim Kaiser. Hat sich denn nichts geändert?! Wir malochen noch unter den gleichen Bedingungen wie im Krieg. Wenn die SPD die Rolle des Kapitals spielt, müssen wir uns eben selbst befreien...!«

»...Ich erkläre...«

»Ich bitte um Ruhe, damit der Kamerad Hochfeld mit seinen Ausführungen fortfahren kann! Ruhe bitte!!«

»Danke. Also, ich erkläre, daß durch die Inszenierung der letzten Streiks ein Verbrechen nicht allein an der Bergarbeiterschaft, sondern der ganzen Arbeiterschaft Deutschlands begangen worden ist. Die dadurch erzielten wirtschaftlichen Vorteile hatten sich mit der Zeit auch auf legalem Wege erzielen lassen...«

»Jetzt langt's aber, runter mit dem Kerl!«

»Licht aus, Messer raus...! Licht aus, Messer raus!«

»Kameraden, Ruhe bitte!! Ruhe! Ich bitte um Ruhe!!! - Mir als Vorsitzendem liegen mehrere neu eingegangene Anträge zur Geschäftsordnung vor, unter anderem einer, der besagt: »Die Generalversammlung möge beschließen, daß, wenn die Arbeiterschaft die Diskussionsredner fortwährend durch Zwischenrufe stört, dieselben von der Generalversammlung zu entfernen sind<...«

»Das ist ja die Höhe!«

»Eine Betriebsversammlung ohne Arbeiter, soweit ist es schon gekommen!!«

»Runter mit den Arbeiterverrätern!«

»Jetzt ist aber Schluß mit dem Theater!!!«

Der Tumult, der nun den verräucherten, hoffnungsvoll überfüllten Saal erfaßte, war perfekt. Der Kamerad Hochfeld vom Vorstand der Gewerkschaft der Bergarbeiter bekam es mit der Angst. Er ließ sein Redemanuskript achtlos fallen, nestelte an der Krawatte herum und trat ein paar Schritte zurück, als die aufgebrachten Kumpel sich wild schimpfend und gestikulierend auf die Rednertribüne zu bewegten. Das hätte er besser nicht tun sollen, denn unmittelbar hinter ihm war die Wand, und er stieß sich heftig an den Heizungsrohren. Er stolperte, und im Fallen riß er die Traditionsfahne der Gewerkschaft des Steinkohlebergwerks >Admiral< mit

1) Das Hilfsdienstgesetz verpflichtete während des 1. Weltkrieges die Arbeiter zu Mehrarbeit, Überstunden und Sonderanstrengungen. Es drohte mit härtesten Strafen für den Fall von Streiks, Sabotage usw.

sich hinunter. Sie begrub den feinen Mann im schwarzen Bratenrock völlig unter sich, und es dauerte lange, bis er ich zappelnd unter dem schweren, roten Tuch wieder an die stickige Luft hervorgewühlt hatte. Noch während Hochfeld mit der Fahne kämpfte und der halbe Saal angesichts dieses Schauspiels in Gelächter ausbrach, war ein schlecht rasierter, stämmiger Bergmann an das Podium getreten und hatte dessen Platz eingenommen.

»...Kameraden«, begann er, aber Versammlungsleiter Husemann erhob sich von seinem Platz und schnitt ihm das Wort ab:

»So geht das aber nicht...!«

»Doch, Kamerad, genauso geht das!« sagte eine tiefe Stimme hinter ihm und drückte ihn wieder auf den Sitz zurück. »Der Genosse Sander soll reden.«

»Also, Kameraden«, setzte der Bergmann Sander wieder an, »jetzt stimmen wir erst mal über den Mißtrauensantrag gegen den Vorstand ab, über den hier schon seit fast zwei Stunden geredet wird. Wer für den Antrag ist, hebe bitte die Hand - aber, damit wir uns richtig verstehen: tut eure wahre Meinung kund! Niemand braucht etwas zu befürchten, der sich für den Vorstand ausspricht. Wir wollen keinen Terror, sondern klare Verhältnisse. Klar?«

412 schmutzige Hände gingen in die Höhe.

»Und nun die Gegenprobe. Wer lehnt den Antrag ab?«

Erwin Sander zählte genau: es waren 114 Hände, etwa die Hälfte davon sauber und gepflegt.

»Das wäre also nun klargestellt«, ergriff der Mann am Pult wieder das Wort. »Ich stelle hiermit fest, daß die sogenannte Opposition nicht mehr die Opposition ist, sondern die Mehrheit der Kollegen repräsentiert.«

Applaus.

»Was soll nun weiter geschehen? ich bitte um Vorschläge.«

»Schmeißt den Vorstand raus!« »Weg mit den Verrätern!« Eine ruhige Stimme kam aus dem hinteren Teil des Saales; auf einer Bierkiste, halb von einer der häßlichen Säulen verdeckt, stand ein hochaufgeschossener Bergmann und versuchte, sich in dem Durcheinander Gehör zu verschaffen:

»Kameraden...«

»Eine Tracht Prügel wäre das richtige für die!«

»Kameraden...! Kameraden, so hört doch zu! Das wäre' das Dümmste, was wir machen können. Dann haben wir in einer halben Stunde die Gendarmen hier, und wir landen alle in Sicherheitsverwahrung. Wenigstens die, die hier den Mund aufgemacht haben.«

»Meinst du, unser eigener Vorstand würde uns bei der Polizei anschwärzen?!«

»Das ist nicht mehr unser Vorstand. Ich denke außerdem, der Kamerad Hochfeld würde keine Sekunde zögern, nicht wahr?«

»Worauf ihr Gift nehmen könnt!!« Der würdige Sekretär hatte jede Haltung verloren. »Wißt ihr, was ihr seid? Unruhestifter! Strauchdiebe! Ihr seid die Schande des ganzen Reviers...«

In einem Chor von Gegröhle und Gelächter gingen seine Worte unter. Die Tür zum Schankraum öffnete sich, und herein trat ein junger Mann mit viel Pomade im Haar und einer nicht mehr ganz weißen Wickelschürze. Das war der Büffetier Koch:

»Noch Bier gewünscht? Bouletten...?« er stockte und sah sich erstaunt um. Nach kurzem Schweigen, sichtlich irritiert: »Irgendwas nicht in Ordnung?«

»Dochdoch, Otto, hier ist alles klar. Wenn wir noch Bier brauchen, rufen wir dich wieder rein, Kumpel.«

Doch Otto blieb unschlüssig in der Tür stehen. Das hatte er noch nicht erlebt, daß auf einer Gewerkschaftsversammlung kein Bier nachbestellt

wurde. Ein blonder Jüngling schob sich unauffällig an dem Kellner vorbei und wollte gerade den Raum verlassen. Zwei Fäuste packten zu, eine am Kragen, eine am Arm.

»Heda, Freund, wohin so eilig?« Der Mann begann zu hüsteln. Er trug Gamaschen, wie sie gerade in Mode waren und einen hellen, schon etwas abgetragenen Anzug. »Ich... ich wollte austreten.« »Das Klo ist aber da drüben. Zeig mal her, was haben wir denn da?« Zum Vorschein kam ein kleines Notizbüchlein, mit Blaustift eng beschrieben.

»Aha, da haben wir also den Herrn Spitzel zu fassen gekriegt------ und was hat er so alles aufgeschrieben?« Einer der Arbeiter las in den Notizen, während der andere den kreidebleichen Mann fest im Griff behielt. Der Büffetier verdrückte sich in diesem Moment unauffällig aus dem Saal. Ur-

Plötzlich brach der, der das Notizbuch hielt, in lautes Lachen aus.

»Hört euch das an, Kameraden, was hier steht. Der letzte Satz lautet: >Redner konnte nur sehr schwierig sein Referat beenden<. «

Wieder brach der ganze Saal in Gelächter aus.

»Hör mal, Schnüffler, hast du nicht bemerkt, daß der Redner sein Referat überhaupt nicht beendet hat? Diese Eintragung ist unkorrekt. Dein Chef wird dich tadeln!«

Abermals Gelächter.

Da ließ sich erneut der Mann auf der Bierkiste vernehmen. Er stand noch genauso da wie vor einer Minute. Aus seiner Rocktasche schaute eine zusammengefaltete Zeitung hervor. Vom Titel konnte man nur *»...yndikalist«* lesen.

»Kameraden, wir müssen den Hokuspokus hier beenden und zu ernsteren Dingen kommen. Wir können uns nicht mit Spitzeln und anderen Wichten aufhalten. Bringt den Menschen ins Nebenzimmer oder meinetwegen auf die Toilette, aber paßt auf, daß er uns nicht entwischt, bevor die Versammlung zu Ende ist. Und daß ihm kein Haar gekrümmt wird.«

Der da sprach, war Carl Butterweg sechsunddreißig Jahre alt und Hauer in der Zeche >Admiral< von Dortmund-Hoerde. Er war einer der ältesten und besonnensten von denen, die man noch fünf Minuten vorher die >Opposition< in der Gewerkschaft genannt hatte. Jedermann wußte, daß Carl Butterweg, Vater von vier Kindern, Anarchist war. Und Gewerkschafter. Er und seinesgleichen nannten diese Kombination >Anarchosyndikalist< - ein kompliziertes Wort, aber man verstand, was damit gemeint war. Carl war ein anerkannter Kollege, ernst und hilfsbereit, sein Wort fand Gehör:

»Ich schlage vor, der Genosse Sander fährt da fort, wo er eben unterbrochen wurde.«

Es regte sich kein Widerspruch, alle schauten gespannt auf Erwin Sander, der noch immer am Rednerpult stand. »Ja, richtig, Kollegen. Was ich noch sagen wollte... Ich bin kein großer Redner wie unsere Kameraden vom Vorstand - will sagen, vom alten Vorstand...«

Wieder gab es Gelächter im Saal. Hochfeld warf eiskalte Blicke in die Menge, sagte aber kein Wort.

»Nun, ihr alle wißt ebensogut wie ich, was hier los ist. Der Zentralverband gleicht immer mehr einer alten Maschine. Er ist längst Teil von dem geworden, was wir hier alle bekämpfen und abschaffen wollen, Teil von Kapital, Bourgeoisie und Obrigkeit. Wenn wir die Knechtschaft abschütteln wollen und wir eine Erneuerung erhoffen, dann wird sie nicht vorn Vorstand kommen, dann müssen wir, die Arbeiter, diese selbst in die Hand nehmen. Das Kapital ist mit der Abdankung des Kaisers nicht verflogen, wir haben nur andere Herren bekommen. Wenn wir uns aus dem Würge-



griff des Kapitals befreien wollen, dann muß der Streik und dann müssen die Aktionen aus der Masse kommen. Von uns, Kameraden. Keine Partei und keine Reichstagsregierung wird uns dabei helfen. Seht sie euch doch an, was aus all ihnen geworden ist: die Kameraden, die vor zehn Jahren noch mit uns in die Grube eingefahren sind und die dann Posten bekommen haben. Posten, mit denen sie unsere Befreiung erreichen sollten. Herren sind sie allesamt geworden, feine Pinkel! Sie sitzen am reich gedeckten Tisch zusammen mit den feinen Herrschaften, denen die Zechen gehören. Und wir? Kameraden, Ihr wißt es alle: unsere Kinder hungern, und wenn wir unsere Wohnungen warm kriegen wollen, müssen wir die Kohle klauen. Es ist eine Schande, wir Bergleute können uns keine Kohle zum Heizen kaufen! Das ist... das ist...« Erwin Sander suchte nach einem passenden Vergleich. »Ja, Kameraden, das ist wie auf der Titanic: die Reichen wurden gerettet, die Armen sind ersoffen!«

Das saß, der Beifall tobte. Viele klatschten, weil der Redner ihnen aus dem Herzen gesprochen hatte, viele aber auch, weil ihr Kollege Erwin eine so schöne Rede gehalten hatte. Aus dem Stegreif! Es war seine erste.

Ein dicker, älterer Kollege war zum Pult getreten und bat um das Wort.

Willi Schleckendiecker, Schriftführer der >Freien Vereinigung der Bergarbeiter< hatte wie selbstverständlich neben dem beleidigten Husemann Platz genommen und machte jetzt den Versammlungsleiter.

»Das Wort hat der Kamerad Busse.«

Der dicke Busse trat noch einen Schritt vor und drehte verlegen seine Mütze in den Händen.

»Also, Kameraden, ich wollte nur, sozusagen, einen bescheidenen Vorschlag machen. Ich hab' da im Syndikalist gelesen, in Pommern, da sind auch viele Kameraden. Ich meine, Kameraden, die auch in der Freien Vereinigung sind, also, ich meine, in der Freien Arbeiterunion.« Er räusperte sich und machte eine lange Pause.

»Ja, wat denn nu, Busse?«

»Ja, was ich also sagen wollte, ist dies: Die Genossen da haben also Kartoffeln. Und Schweine. Speck, Schmalz, alles, wat ihr euch nur vorstellen könnt.« Jetzt lag die ungeteilte Aufmerksamkeit bei ihm. »Nun ja, ich denke mir einfach: Warum sollten wir mit denen nicht tauschen? Die haben nämlich keine Kohlen.« Nun war es heraus. Adolf Busse holte tief Luft, trat vom Pult zurück und wischte sich über die Stirn. »Jetz brauch' ich aber 'n Bier!«

»Dat is gut! Willi, schreib dat auf. Dat können wir versuchen«, rief eine Stimme.

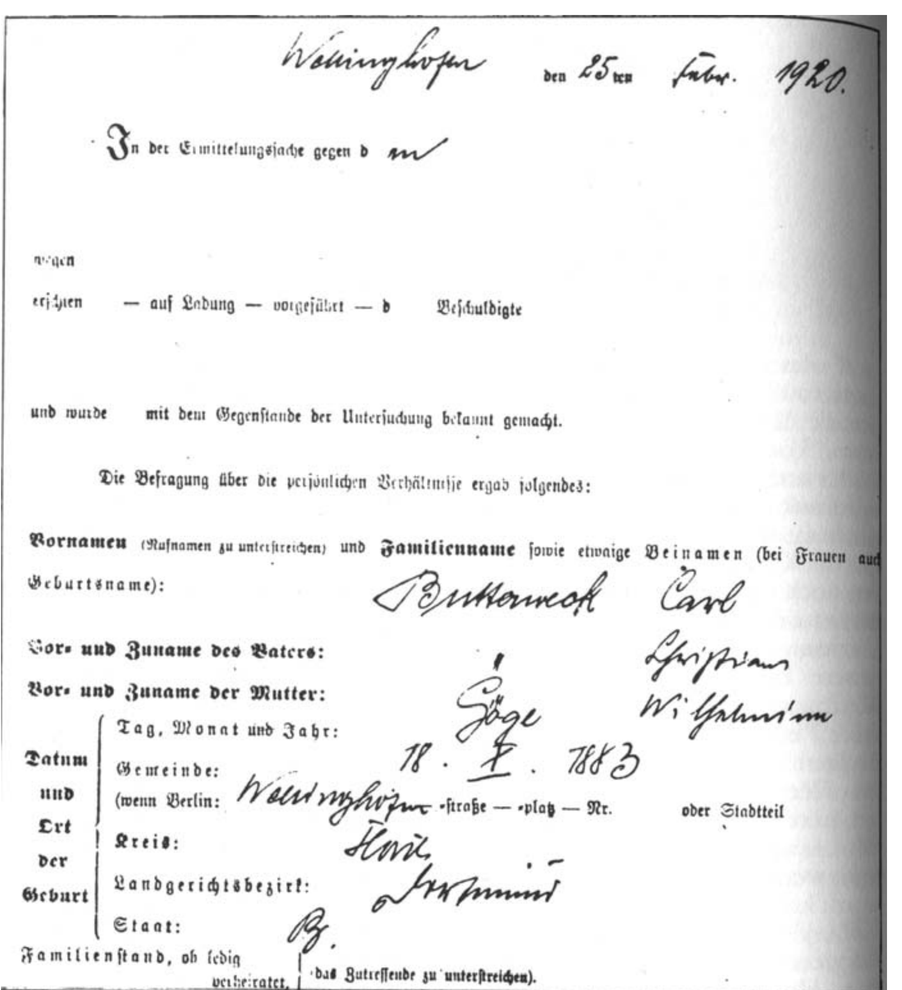
»Wir haben aber doch selber keine Kohlen!« rief ein anderer.

»Genau das ist ja das Problem!« Das war wieder die Stimme Butterwegs. Er kletterte nun von der Bierkiste herunter und ging auf die Tribüne zu. Bereitwillig machten ihm die Männer Platz. Als er am Pult stand, sah er Schleckendiecker erwartungsvoll an.

»Wat is, Willi, erteilst du mir das Wort?«

»Ach so, ja... Das Wort hat der Genosse Butterweg. Man zu, Carl!«

»Danke. Kameraden, natürlich haben wir Kohle. In Hülle und Fülle. Wir besitzen sie nur nicht. Was soll ich



Wellinghofen den 25ten Febr. 1920.

In der Ermittelungssache gegen den

wegen

erschien — auf Ladung — vorgeführt — d Beschuldigte

und wurde mit dem Gegenstande der Untersuchung bekannt gemacht.

Die Befragung über die persönlichen Verhältnisse ergab folgendes:

Vornamen (Rufnamen zu unterstreichen) und Familienname sowie etwaige Beinamen (bei Frauen auch Geburtsname): Butterweck Carl

Vor- und Zuname des Vaters: Christian

Vor- und Zuname der Mutter: Göge Wilhelmine

Datum und Ort der Geburt:
Tag, Monat und Jahr: 18. X. 1883
Gemeinde: (wenn Berlin: -straße — -platz — Nr. oder Stadtteil) Wellinghofen
Kreis: Hörde
Landgerichtsbezirk: Dortmund
Staat: Pr.

Familienstand, ob ledig verheiratet, (das Zutreffende zu unterstreichen).

Personenbeschreibung aus den Polizeiakten über Carl Butterweg (hier irrtümlich Butterweck). Ein Foto existiert nicht.

euch groß erzählen? Ihr seid alle aufrechte Sozialisten und wißt, was der Kapitalismus ist. Ihr wißt auch alle, was aufrechte Sozialisten wollen: die Beendigung des Kapitalismus. Die freie Gesellschaft, in der allen alles gehört. Ihr wißt auch, daß das in den Büchern steht, die ihr zu Hause rumliegen habt. Ihr wißt aber auch, daß die Parteisozialisten das alles verraten haben. Die Sozialdemokraten sind auf dem Holzweg. Sie kriechen dem Kapitalismus ganz einfach in den Arsch und glauben, so den Sozialismus zu erreichen. Wahrscheinlich glauben sie das selbst nicht mal mehr. Ich bin auch Sozialist, weil ich den Sozialismus will. Aber ich weiß, daß wir ihn nie erreichen werden, wenn wir den Vorstand und die Partei machen lassen. Darum bin ich auch Anarchist...«

Ein Murmeln ging durch den Saal.

»Ja, Kameraden, darum bin ich Anarchist, weil ich meine, nur durch die eigene, direkte Aktion, durch unser aller Wollen und Wirken können wir den Sozialismus erreichen...«

»Carl, das ist gut und schön. Aber das wissen wir doch alle. Aber was solle n wir denn jetzt bloß tun?«

Dieser Zwischenruf brachte den Anarchisten etwas aus dem Konzept, denn er hatte sich auf eine lange Ansprache vorbereitet. Einen Moment lang schwieg er verlegen, da half ihm Willi, der Schriftführer, aus der Klemme:

»Das Wort hat der Kamerad Flieth aus Lütgendortmund.«

»Ich will euch sagen, Genossen, was wir tun können. Verkürzung der Arbeitszeit! Das muß die Losung für die deutschen Bergarbeiter werden. Je kürzer die Arbeitszeit, desto mehr werden wir als Menschen leben können, desto mehr können wir uns körperlich und geistig reif machen für die Aufgaben der sozialen Revolution!«

Man merkte an der Sprache, daß Hermann Flieth ein eifriger Leser anarchistischer Zeitungen war; er hielt sich deren gleich vier: >Der Freie Arbeiter<, >Alarm<, >Der Syndikalist und >Die Freiheit< aus Mühlheim an der Ruhr... Ein anderer Kollege griff den Gedanken auf:

»Nich nur dat, Hermann. Überleg doch mal. Wenn wir statt drei Schichten vier fahren, dann können wir 'ne Menge Arbeitslose unterbringen, und wir placken uns nich zu Tode. Da ham doch alle wat von. Wat wir heute noch zu fressen kriegen, da kann man ja nich von arbeiten gehen...«

»Sehr richtig, Kamerad.« Carl Butterweg hatte sich wieder gefangen und griff erneut in die Debatte ein. »Ich bin der Überzeugung, daß alle drei Vorschläge nicht nur für uns, sondern für alle Arbeiter von Nutzen sein werden, ja, sogar för die gesamte Volkswirtschaft. Der Bergbau ist eine Schlüsselindustrie, Genossen. Wenn wir nicht fördern, ruht die ganze Industrie. Das bedeutet: wir haben ein Machtmittel in der Hand, wir können es auch einsetzen...« »Richtig! Dann is nemmich der Ofen aus...« rief glucksend ein Kollege dazwischen, der nicht mehr ganz nüchtern zu sein schien.

»Stimmt genau!« Carl war nun in seinem Element. »Wir können der ganzen Arbeiterklasse ein Beispiel geben, wie man sich selbst organisiert, sich selbst verwaltet, wie man das Schicksal in die Hände nimmt. Wir sind die Arbeiter, die alle Werte schaffen, nicht die Zechenbosse. Also: wir tun ab morgen einfach das, was wir bis jetzt immer nur gefordert haben!«

»Aber Carl, wir sind doch einfache Arbeiter, wir versteh'n doch nix von Verwaltung und Organisieren. Im Schacht weiß ich wohl Bescheid, aber im Kontor kenn' ich mich nich aus...«

»Nur Mut, Rudi, alles kann man lernen. Ganz einfach: wir fahren ab morgen vier Schichten und arbeiten nur noch sechs Stunden. Wir bestimmen, wer die Kohlen kriegt, und wir werden dafür sorgen, daß die Proletarierfamilien nicht mehr hungern. Und den Vorschlag vom Kameraden Busse greifen wir auf. Wir verhandeln mit den Kameraden in Pommern, aber auch mit den Bauern hier im Pütt und in Westfalen. Wir wissen besser als die Spekulanten, wozu Brot und Kohle gut sind. Wir werden ihnen zeigen, daß wir selbst denken und handeln können.«

Die Tür ging abermals auf, und Hermann Vogel, der Wirt, trat ein. Hinter ihm stand verschüchtert Otto Koch, der Büffetier. »Also Herrschaften, was geht hier eigentlich vor?«

»Wir haben einen neuen Vorstand gewählt. Das ging ein bißchen hoch her, aber sonst ist alles in Ordnung.« Das war Schleckendiecker, der gewichtig tat und mit seinen Papieren hantierte. Zwei Kumpel hatten sich bedrohlich vor Hochfeld aufgebaut, der nicht wagte, den Mund aufzutun.

»Aber nix bestellen, Herrschaften, das gibt's bei mir nicht! Und macht mir bloß keinen Ärger. Erst vor zwei Wochen waren die >Unabhängigen<

bei mir, und es gab einen Riesenkrawall. Der Polizeirat hat mir wörtlich gesagt, >Wir werden Ihnen das oben sehr ankreiden, Herr Vogel!<. Ich will keinen Ärger -------- also, wer will noch ein Bier?«

Diese Unterbrechung kam nun gerade recht, denn Butterwegs kühne Vorschläge hatten vielen das Mütchen gekühlt und so manche Zunge trokken werden lassen. Otto schlängelte sich, gewandt durch den Saal und nahm die Bestellungen auf. Kurz darauf ging die Versammlung weiter.

»Kameraden, ich will zum Ende kommen. Ich schlage der Versammlung folgendes vor und bitte, nach erfolgter Debatte darüber abzustimmen. Die Einzelheiten können wir nachher in Ausschüssen beraten und der Versammlung zur Entscheidung vorlegen. Ich schlage also vor, daß wir einen Plan ausarbeiten, in vier Schichten zu fahren. Fernerhin schaffen wir alle Überstunden ab und stellen statt dessen neue Bergleute ein. Aus dem Krieg sind ja viele zurückgekehrt und liegen auf der Straße. Wir bilden eine Kommission, die den Tausch von Kohle gegen Lebensmittel und andere Dinge organisiert, die wir sonst noch brauchen. Weiterhin bilden wir eine Kommission, die die Zeche bewacht, für Waffen sorgt und eine Verteidigung vorbereitet, wenn das nötig wird. Eine andere Kommission wird Verbindung mit den Kameraden bei der Eisenbahn aufnehmen und die Transportfragen regeln. Das alles ist aber nur möglich, wenn wir entschlossen sind, zu handeln, und wenn wir die Zeche übernehmen. Das wird nicht einfach sein, vielleicht müssen wir uns wehren, vielleicht können wir aber auch verhandeln. Vor allem aber müssen wir mit den anderen Gruben Verbindung aufnehmen, daß sie unserem Beispiel folgen! Vergeßt nicht: Wir haben keine große Hoffnung, uns lange gegen die Reichswehr zu verteidigen oder gegen die Freikorps.

Der Syndikalist

Organ der Freien Arbeiter-Unionen Deutschlands

Kämpft um euer Streikrecht!

Wir haben kaum Waffen, und auf einen offenen Kampf können wir uns nicht einlassen. Wir haben nur eine gute Waffe, und das ist der Streik!«

Es dauerte einige Sekunden, bis die Kollegen begriffen, daß Carl Butterweg fertig war mit seiner Rede. Diese Sekunden waren für den Redner unerträglich lang; er zweifelte, ob er die Kumpels in letzter Konsequenz hatte überzeugen können. Endlich zeigte ihm der losbrechende Applaus, daß die Belegschaft sich entschieden hatte. Hochrufe wurden laut. »Es lebe die Freie Vereinigung!« - »Schluß mit dem Elend!« - »Hoch der Sechsstundentag!«

Die Diskussion, die nun folgte, dauerte fast eine weitere Stunde. Für und Wider wurde abgewogen, Vorschläge wurden laut, Detailprobleme angesprochen. Aber die Entscheidung für die Übernahme der Zeche wurde nicht mehr in Frage gestellt.

Dann setzten sich die Kommissionen zusammen. Spät in der Nacht, ziemlich genau sechs Stunden, nachdem der Funktionär Husemann die Versammlung eröffnet hatte, waren sie fertig. Stolz trat Willi Schlecken-

diecker **ans Pult und las den müden, aber zufriedenen Kollegen den Artikel vor, den sie sofort an die Arbeiterpresse geben wollten:**

»Steinkohlebergwerk >Admiral<, Wellinghofen, bei Hörde in Westfalen, den 18. Januar 1919.

Die revolutionäre Arbeiterschaft will von der >sozialistischem< Regierung ganze Arbeit sehen. Sie hat allenthalben anerkannt, daß die jetzige Regierung dazu nicht fähig ist. Die Bergarbeiter verschaffen sich selbst mehr Freiheit und ein einigermaßen erträgliches Dasein. Sie führen den 6-Stunden-Tag ein. Heute fand in der o.g. Hütte im Dortmunder Revier eine Belegschaftsversammlung statt, in welcher folgende Resolution angenommen wurde:

Resolution!

Die heutige Belegschaftsversammlung beschließt die sofortige Einführung des 6-Stunden-Arbeitstages für alle Belegschaftsmitglieder unter Tage. Die Seilfahrt findet wie folgt statt: Morgenschicht: Anfahrt 1/2 6 bis 6 Uhr, Ausfahrt: 1/2 12 bis 12 Uhr. Nachmittagsschicht: Anfahrt: 1/2 12 bis 12 Uhr, Anfahrt: 1/2 6 bis 6 Uhr. Abendschicht: Anfahrt: 1/2 6 bis 6 Uhr, Ausfahrt: 1/2 12 bis 12 Uhr, Nachtschicht: Anfahrt: 1/2 12 bis 12 Uhr, Ausfahrt: 1/2 6 bis 6 Uhr.

Die Reparaturschicht kann auf Abend oder Nachtschicht verlegt werden. In Hinsicht auf die schwierige Arbeit der Bergarbeiter unter Tage sowie der schlechten Ernährung, die einen völligen Zusammenbruch der Kameraden herbeiführen muß, halten wir die Einführung der verkürzten Arbeitszeit für unbedingt notwendig. Durch Belegung der vieten Arbeitsschicht bietet sich Gelegenheit, die große Zahl der Arbeitslosen unterzubringen, wodurch wiederum die Induktion erhöht und so die Einführung der 6-Stunden-Schicht von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung ist. Die Belegschaft verlangt weiter die Sozialisierung des Bergbaus im Sinne der Enteignung des privaten Kapitals, der Übernahme der Kohlenschätze und der Produktionsmittel in den Besitz der Gesamtheit und der Verwaltung des Bergbaues durch die Bergarbeiter.«


Die Einigkeit
Organ der Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften

Die Anwesenden waren von ihrem eigenen Ergebnis überwältigt. Das klang gut! Würden die Kollegen alle zusammenstehen? Würde die 6-Stunden-Schicht morgen wirklich gefahren? Was ist, wenn die Verwaltung die Reichswehr ruft? Viele bange Fragen wurden laut, die an diesem Abend nicht zum ersten Mal gestellt wurden. Der unermüdliche Butterweg ergriff noch einmal das Wort. Diesmal trat er nicht ans Pult, sondern blieb, erschöpft wie er war, auf dem Stuhl sitzen.

»Wir sind alle müde, Freunde. Morgen ist ein wichtiger Tag, da kommt es auf jeden an! Geht jetzt nach Hause und schlaft. Wer morgen früh Freischicht hat, soll zu den anderen Zechen rüber und die Resolutionen anschlagen und mit den Kameraden reden. Morgen müssen wir alle gute Agitatoren sein. Ihr wißt ja: wenn die anderen nicht mitmachen, stehen wir



Brennholzklau: ***niemand hatte Kohlen***

auf verlorenem Posten. Erwin und ich fahren mit dem Rad noch in die Redaktion und tippen die Resolutionen ab. Morgen früh haben wir genug davon für alle.«

Die Kumpels verließen nach und nach den Raum, einige umarmten sich. Auch Husemann und Hochfeld durften jetzt gehen, letzterer baute sich vor Butterweg auf und zischte ihn an: »Wißt ihr, was ihr seid? Kleine, unreife Kinder. So macht man keine Revolution! Das wird euch noch teuer zu stehen kommen, denkt an meine Worte!« Dann verschwand auch er.

Vor dem Lokal, auf der regennassen Münsterer Straße, schauten sich Schleckendiecker und Butterweg kurz ins Gesicht, als sie auf ihre Fahrräder stiegen.

»Was meinst du, Carl - war das richtig, was wir heute gemacht haben?«

»Ich weiß nicht, Willi, ob es nicht zu früh war. Richtig war's auf jeden Fall.«

Die Befürchtungen der Kumpels von der Zeche >Admiral< trafen nicht ein. Die unerhörten Beschlüsse, die Carl Butterweg in seiner Rocktasche spät nachts durch Dortmund fuhr, schlugen anderntags wie eine Bombe ein: Streiks, Sechsstundentag und Betriebsbesetzungen griffen um sich wie ein Lauffeuer.

Es war nicht ganz einfach gewesen, denn die Betriebsleitung hatte nach Ablauf der sechs Stunden die Schächte versperrt und die Förderbänder abgeschaltet. Als die Förderkörbe nicht erschienen, begannen die Bergarbeiter aber, die Verkleidung zu den Kohle- und Fahrschächten wegzureißen und die Fahrklappe gewaltsam zu öffnen. So gelangten sie nach oben, und da gab es dann Zoff. Aus einem Spitzelbericht:

»In der Waschkaute agitierte sodann der Bergmann Carl Butterweg, Höchsten 98 I, in erregter Weise gegen das Verfahren von Oberschichten. Er erklärte, die Bergarbeiter seien durch den Militarismus früher zum Verfahren von Überschichten gezwungen worden, sie seien jetzt aber freie Bergleute und müssten das Verfahren von Oberschichten ablehnen. Der Betriebsrat bestände aus Verrätern.

Um die Belegschaft zu beruhigen, hatte vor Beginn der Mittagsschicht die Verwaltung die beiliegende Bekanntmachung an die Belegschaft zur Kenntnis der letzteren gebracht in dem Glauben, daß dieser nochmalige Appell an die Arbeiter seine Wirkung nicht verfehlen würde. Der Erfolg blieb jedoch aus, denn von der Gesamtbelegschaft der Mittagschicht von 295 Mann, die erst 1 Stunde nach Beginn der Seilfahrt einfuhren,



Frauenarbeit in der ***Waschkaute*** *eines* ***Bergwerks***

erfuhren nur 124 Mann die Ober-chicht, während in der Morgenschicht on 336 Mann nur 83 Mann die 1 1/2 tündige Schicht verfuhren. Der Misser-olg ist in erster Linie auf die äußerst ege agitatorische Tätigkeit des Berg-nanns Butterweg zurückzuführen.«

Dieser Bericht wurde, wie unzählige andere, von den Spitzeln der Zechen-leitung frei Haus an den zuständigen Amtmann geliefert. Damit war nun Schluß. Innerhalb weniger Tage machte das Beispiel Schule: Die alten Betriebsräte wurden abgesetzt, die Verwaltung von Arbeitern kontrol-iert, Spitzel hatten keine Chance mehr. Noch heute findet man bei der Quellensuche beredte Spuren davon n den Archiven der Polizei: die regel-mäßigen Spizelberichte bleiben ur-plötzlich aus...

Am 20. Januar besetzen die Arbei-ter die Zeche >Minister Achenbach<, bilden einen Zechenrat und sozialisie-ren den Betrieb. Am 23. Januar folgen die Zechen >Scharnhorst<, >Gneise-nau<, >Massen< und > Adolf von Huse-mann<. Am 7. Februar werden die Zechen >Viktoria< III und IV, sowie >Ik-kern< I und II von bewaffneten Arbeitern besetzt, die die Bonzen vertreiben und unverzüglich einen neuen Betriebsrat wählen.

In wenigen Wochen breitet sich die Welle von Betriebsbesetzungen, Sechsstundenschichten und Selbstver-waltung über das ganze Revier aus. Die neue Arbeitszeit wird in fast allen Bergwerken zur Regel; an die vierzig Zechen sind dem Aufruf gefolgt und machen Nägel mit Köpfen. Das ist die Mehrzahl der Betriebe im Kohlebergbau, das ist das Herz der deutschen Schwerindustrie.

Kaum zu glauben, aber wahr: die durch Revolution und Spartakusauf-stand verunsicherte Polizei traut sich nicht einzugreifen, die Betriebsleitungen wagen es nicht, den Staat zu Hilfe zu rufen, das Militär ist durch den ver-lorenen Krieg und die Soldatenräte geschwächt; unschlüssig wartet es ab. Außerdem darf die Reichswehr im Ruhrgebiet ohne Zustimmung der Alliierten sowieso nichts unterneh-

mcn. Unschlüssig ist auch die sozialdemokratische Reichsregierung. Und jene, die bisher immer sehr nützlich bei der Abwiegelung waren, die sozialdemokratischen Gewerkschaften, haben vollends ihr Gesicht verloren. Niemand hört mehr auf ihre verlogenen Parolen[2].

Die katholische Dortmunder Zeitung >Tremonia< weiß am 25. März von der Reaktion einer Bergwerksgesellschaft auf die Sozialisierung ihres Betriebes folgendes zu berichten: »Die Zechenverwaltung, die damit einfach vor die nackte Tatsache gestellt wurde, berief den Ausschuß zu einer Sitzung, in der daraufhingewiesen wurde, daß es wohl angebracht gewesen wäre, wenn der Zechenleitung vorher von dem Beschluß Mitteilung gemacht worden wäre. Sie nehme daher jetzt unter Protest Kenntnis davon. Ein Teil der Ausschußmitglieder mußte bekennen, daß er von dem Ereignis selbst überrascht sei. Im übrigen machte die Zechenverwaltung gute Miene zum bösen Spiel und fand sich mit der neuen Sachlage ab.«

Die Bonzen, der Staat, die SPD und ihre Gewerkschaften — einig wie selten zuvor - machten gemeinsame Sache: sie setzten auf Zeitgewinn.

Ihre Taktik hieß Zuckerbrot und Peitsche. In den folgenden Wochen schwärmten Funktionäre und Stadtverordnete aus, drohten, das Militär würde eingreifen, wenn die Arbeiter nicht »zur Besinnung kommen« wollten. Gleichzeitig versprachen sie, man könne über eine 7 1/2-Stunden-Schicht verhandeln, und jeder, der mit dem Unsinn aufhöre, bekäme eine Extra-Schmalzration. Das zog aber nicht so, wie man gehofft hatte.

Inzwischen war die Sechsstundentag-Bewegung auch auf andere Wirtschaftszweige übergeschwappt: Maurer, Kaminkehrer, Fliesenleger, ja, sogar die Berufsmusiker forderten nun die neue Arbeitszeit, setzten sie einfach durch oder traten dafür in den Streik. In den meisten Berufen wurde noch zehn Stunden täglich gearbeitet der Achtstundentag war die Ausnahme, und manche mußten Zwangsüberstunden leisten und rackerten sich täglich zwölf Stunden ab.

Auch bei den Metallern von Hoesch gärte es, aber hier saßen die Sozialdemokraten noch einigermaßen gut im Sattel; so gelang es ihnen, die Belegschaft zu spalten und eindeutige Entscheidungen zu verhindern. Die verantwortungslosen Aktionen der Bergleute, so die SPD, mache die Wirtschaft des Landes kaputt, und darunter hätten dann die Proletarier am meisten zu leiden. Wenn bei Hoesch die Kohle ausginge, gäb's keine Arbeit mehr...

Unterdessen übten sich die Kumpel in der schwierigen Kunst der Selbstverwaltung. Sie waren in den Besitz der Bergwerke gekommen wie die Jungfrau zum Kinde. Sie betraten Neuland. Zwar gab es auch einige Intellektuelle, Angestellte und Arbeiter mit entsprechender Vorbildung, aber ganz überwiegend mußten sie sich darauf beschränken, die Verwaltung, Wirtschaft und Bürokratie der Zechen zu kontrollieren. Die Selbstverwaltung tatsächlich zu übernehmen, waren sie nicht in der Lage. Darauf waren sie nicht vorbereitet. Wann hätten sie dies, in den langen Kriegsjahren vorher, auch lernen sollen?

Aber sie machten Ernst mit ihrer Vision von der Sozialisierung. Sie

2) Zur Jahreswende 1918/19 versuchte der >Spartakusbund<, in dem die kämpferischen, linksradikalen Kräfte einschließlich der rebellierenden Matrosen und der radikalen Arbeiter- und Soldatenräte größtenteils organisiert waren, das Rätesystem zu retten und die Einfuhrung des Parlamentarismus zu verhindern. Sie besetzten z.T. gewaltsam Industrien, Kasernen und Zeitungsredaktionen. Der >Spartakusaufstand< wurde von Seiten der SPD-Regierung unter Friedrich Ebert mit militärischen Mitteln niedergeworfen. Hierbei setzte die Reichswehr sogar Artillerie, Minenwerfer und Flugzeuge gegen Arbeiterviertel in Berlin ein.


Die Schöpfung

Zum Verbot der Schöpfung.

Der Verfall der bürgerlichen Gesellschaft.

Die einzige anarchistische Tageszeitung Deutschlands: Die Schaffung, Düsseldorf

zwangen die Verwaltung, neue Arbeitskräfte einzustellen, verteilten die Kohle, organisierten die Versorgung der Bevölkerung, schmissen besonders verhaßte Steiger[3] aus dem Betrieb und machten, wie sie es ihn ihrem Manifest beschlossen hatten, »das Dasein der Arbeiter erträglicher«. Vor allem aber versuchten sie das nachzuholen, was bisher nicht geleistet werden konnte: fehlendes Wissen und fehlendes Bewußtsein zu erlangen.

Die Anarchisten, seit über vierzig Jahren stets im Schatten der Sozialdemokratie, waren im Revier sozusagen über Nacht zur dominierenden Kraft geworden. Die Mitglieder liefen ihnen beinahe unkontrolliert zu, und wer kein Mitgliedsbuch der FAUD in der Tasche trug, war nicht auf der Höhe der Zeit. Auf allen Zechen, in allen Stadtteilen und Betrieben wurden nun Orts- und Betriebsgruppen gegründet, deren Mitgliederzahlen nach Tausenden zählten. In Vierteln wie Mengede oder Lütgendortmund mußten, damit man einen Überblick behalten konnte, 1, 2, 3 Ortsgruppen eingerichtet werden. Verläßliche Zahlen sind selten, aber einige Daten geben einen Eindruck dieses sprunghaften Wachstums wieder: In den Stahlwerken Phönix, Union und bei Hoesch rechnen im Juni 1919 über 2300 Arbeiter ihre Beiträge zur FAUD ab. In allen Bergbaubetrieben stellen Anarchosyndikalisten die absolute Mehrheit. Im Sommer 1919 werden bei einem Genossen Rabe 2500 Zeitungen einer Ausgabe des >Syndikalist beschlagnahmt, die ausnahmslos für das Werk in Dorstfeld bestimmt sind. Und aus der Delegiertenliste zum 13. Kongress der FAUD im November 1919 geht hervor, daß die Organisation 12000 zahlende Mitglieder für den Raum Groß-Dortmund abgerechnet hat. Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung im Jahre 1921 dürften hier 20 000 Arbeiter mit dem Mitgliedsbuch der anarchistischen Gewerkschaft herumgelaufen sein.

Den Anarchisten kam es indes nicht so sehr auf Quantität an als auf Qualität. Darum standen Schulung, Bewußtseinsbildung und Propaganda für sie auch ziemlich obenan. Der >Syndikalist< predigte, es sei dringend


Nachweisung über einen Streik

Sogar die Musiker streikten für den Sechsstundentag

3) Aufsichtsbeamter im Bergbau

notwendig, die Einfuhrung des Sechsstunden-Tages auch dazu zu nutzen, »körperlich und geistig reif für die soziale Revolution« zu werden. Auch mußte die übrige Bevölkerung für die neuen Ideen gewonnen werden. Die Dortmunder Syndikalisten suchten das Bündnis und fanden es auch beim Spartakus und der USPD. Gemeinsam organisierte man riesige Demonstrationen durch die Stadt und hielt Massenkundgebungen ab. Auf unzähligen Versammlungen kam rüber, was Sache war: man wollte Taten sehen. Man wollte soziale Verbesserungen. Man wollte die Übernahme der Produktionsmittel durch »die Gesamtheit« - das Wort »Staat« fiel nicht. Verstaatlichung war für die Arbeiter des Jahres 1919 kein Thema.

Mit den Bündnissen suchte man nicht nur, die Forderungen populärer zu machen, sondern auch, Druck auf die Reichsregierung auszuüben. Man war sich im Ruhrgebiet durchaus darüber im klaren, daß die Bewegung nur dann erfolgreich sein könnte, wenn sie auf ganz Deutschland übergriff und der öffentliche Druck stark genug wäre, das Eingreifen des Staates zu verhindern, aufzuschieben oder entscheidend zu schwächen. Die Bergleute wußten: sie waren Vorreiter, und sie durften den Massen nicht davongaloppieren.

Die Reichsregierung indes hatte anderes im Sinn. Als sie sich das Treiben ein paar Wochen angesehen hatte und sah, daß ihre Zermürbungstaktik nicht in dem gewünschten Maße fruchtete, ermächtigte sie die Landesregierung am 2. April, den Belagerungszustand zu verhängen. Der Anlaß hierzu war leicht gefunden: Wenige Tage zuvor hatten Angehörige der Freikorps[4] in Witten das Feuer gegen eine Demonstration eröffnet und mehrere Arbeiter erschossen. Im ganzen Ruhrgebiet kam es daraufhin zu spontanen Streiks, die sich im Bergbau rasch zu einem Generalstreik ausweiteten. Im Raum Dortmund, Witten und Bochum ruhte die Arbeit in sämtlichen Zechen.



Ofen aus: Haupteingang bei Hoesch

Mit dem Belagerungszustand galt automatisch das Kriegsrecht, überall rückte die Reichswehr mit zuverlässigen Einheiten ein. Die vollziehende Gewalt ging an den kommandierenden Generalleutnant des 6. Wehrkreises, Freiherr von Watter, über, der die führenden Agitatoren in Schutzhaft nahm, Sperrstunde ab 21 Uhr verhängte, Zeitungen und Plakate verbot sowie alle Versammlungen der FAUD, der Freien Vereinigung der Bergarbeiter, des Anarchistischen Freibundes, der KPD und der USPD. Ein Freikorps rückte in Dortmund

4) Viele kaisertreue, reaktionäre Offiziere und Soldaten organisierten sich nach dem Sturz des Kaiserreiches in Deutschland in sogenannten >Freikorps<, umherziehenden militärischen Banden, die sich verschiedenen politischen Strömungen zur Verfügung stellten. Die Reichsregierung hat sie wiederholt zur Niederschlagung von Arbeiteraufständen eingesetzt. Aus ihnen entstanden einerseits die neue Führungsschicht der späteren Reichswehr und andererseits die Kampfverbände der Nazis (SA, SS).



ein. Die SPD durfte sich weiterhin ungestört versammeln, ihre Zeitungen erschienen nach wie vor. Taktisch klug übernahmen nun deren Zentralgewerkschaften die Forderung nach dem Sechsstundentag und nach kurzen Verhandlungen verkündete die SPD stolz den errungenen Sieg: Siebeneinhalb Stunden und Schmalzstullen!

Der erste große Bergarbeiterkampf des Ruhrgebietes stand plötzlich ohne Kopf da. Schon vorher war die Führung schwach genug gewesen, aber nun saßen die wenigen, die durchblickten und die Massen zusammenhielten, im Knast von Münster oder wurden in irgendwelchen Kasernen mißhandelt.

Dennoch hielt die Streikfront stand, der Generalstreik nahm sogar an Heftigkeit noch zu. In etlichen bestreikten Betrieben verhinderten die Arbeiter nun auch sogenannte >Notschichten<, die die Anlagen vor größeren Schäden bewahren sollten. Bei Hoesch ließ man einen Hochofen in aller Ruhe ausglühen, die Schamotte im Inneren fiel zusammen. Die Anlage würde für mindestens ein Jahr ausfallen. Die Unternehmer waren entsetzt - so was hatten >ihre Arbeiten< noch nie getan.

Noch vierzig Tage hielt der Widerstand der Arbeiter gegen das Kriegsrecht, erst dann begann die Streikfront zu bröckeln. Die SPD propagierte Vernunft und stellte die »Behandlung der Sozialisierungsfrage im Reichstag« in Aussicht. Die erste Schlacht war verloren, aber man hatte viel gelernt. Von einigen Zechen ist belegt, daß noch bis März 1920 die Sechsstundenschicht gefahren wurde.

Der Moment, aus diesen Lehren Konsequenzen zu ziehen, sollte schon bald kommen: Am 13. März 1920 putscht der rechtsradikale Politiker Wolfgang Kapp gegen die Reichsregierung in Berlin. Unterstützt wird er von dem Reichswehrgeneral von Lüttwitz und der Marinebrigade Ehrhardt. Dieses Freikorps ist das erste, das Hakenkreuze an den Stahlhelmen trägt.

Die Regierung flieht aus Berlin, die Faschisten marschieren auf die Hauptstadt und aufs Ruhrgebiet. Die Reichswehr spaltet sich: ein Teil schließt sich Kapp an, ein Teil zögert und stellt sich später auf die Seite der Regierung.



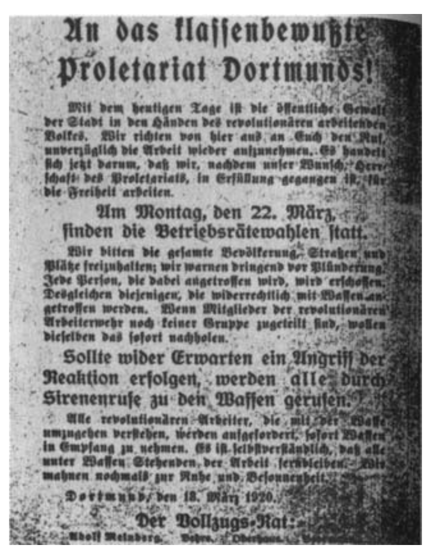
Generalleutnant Freiherr von Watter

Wer nicht zögert, sind die Proleten, besonders im Ruhrgebiet. Im ganzen Reich wird der Generalstreik ausgerufen und fast vollständig befolgt. Die Kumpels im Pütt aber gehen noch weiter. Sie haben nicht vergessen, was erst ein Jahr vorher geschehen war: sie bewaffnen sich, bilden die >Rote Ruhr Armee< und begegnen dem Putsch auf eigene Faust. Es kommt zu einem regelrechten Kleinkrieg. In allen Orten gibt es Anwerbebüros, Abschnittskommandeure, Kompanien, Meldeeinheiten und Verteidigungsstellungen. Waffen werden beschlagnahmt, gestohlen oder aus ihren Verstecken geholt. Es entsteht eine regelrechte Front quer durchs Ruhrgebiet und ins Münsterland hinein.

Der militärische Kampf war kurz. Nach nur fünf Tagen brach der Putsch zusammen. Kapp und seine Drahtzieher flohen. Generalstreik, Reichswehr und Rote Ruhrarmee hatten den faschistischen Spuk verjagt. Nach Meinung der Reicnsregierung war nun alles wieder normal. Den Arbeitern wurde artig gedankt, und sie sollten doch, bitte schön, nun die Waffen abliefern und wieder arbeiten gehen.

Die Arbeiter dachten aber nicht daran. Nun hielten sie die Macht in Händen. Warum sollten sie diese Errungenschaft wieder aufgeben? Die Lehren vom Frühjahr 1919 waren noch frisch, und die alten Forderungen keineswegs erfüllt. Während der Kämpfe gegen Kapp hatte sich nämlich auch im >Hinterland< einiges getan.

Als erstes hatte man die Gefängnisse gestürmt und die Genossen befreit. In jeder Stadt und Gemeinde bildeten sich sogenannte >Vollzugsausschüsse<, in denen meist Vertreter aller revolutionären Organisationen saßen. Deren Aufgabe bestand nicht in der militärischen Verteidigung, sondern darin, das Leben zu organisieren. Die bisherigen staatlichen Institutionen, die sich als handlungsunfä-



An das klassenbewußte Proletariat Dortmunds!

Mit dem heutigen Tage ist die öffentliche Gewalt der Stadt in den Händen des revolutionären arbeitenden Volkes. Wir richten von hier aus an Euch den Ruf, unverzüglich die Arbeit wieder aufzunehmen. Es handelt sich jetzt darum, daß wir, nachdem unser Wunsch, Herrschaft des Proletariats, in Erfüllung gegangen ist, für die Freiheit arbeiten.

Am Montag, den 22. März, finden die Betriebsrätewahlen statt.

Wir bitten die gesamte Bevölkerung, Straßen und Plätze freizuhalten; wir warnen dringend vor Plünderung. Jede Person, die dabei angetroffen wird, wird erschossen. Desgleichen diejenigen, die widerrechtlich mit Waffen angetroffen werden. Wenn Mitglieder der revolutionären Arbeiterwehr noch keiner Gruppe zugeteilt sind, wollen dieselben das sofort nachholen.

Sollte wider Erwarten ein Angriff der Reaktion erfolgen, werden alle durch Sirenenrufe zu den Waffen gerufen.

Alle revolutionären Arbeiter, die mit der Waffe umzugehen verstehen, werden aufgefordert, sofort Waffen in Empfang zu nehmen. Es ist selbstverständlich, daß alle unter Waffen Stehenden der Arbeit fernbleiben. Wir mahnen nochmals zur Ruhe und Besonnenheit.

Dortmund, den 18. März 1920.

Der Vollzugs-Rat:

Adolf Meinberg. Bohre. Oberhaus. [illegible]

Die Macht in den Händen der Arbeiter

hig erwiesen hatten, wurden einfach ignoriert. Eine neue Struktur entstand, die darauf ausgerichtet war, die tausend Fragen des Zusammenlebens und -arbeitens zu regeln. Und zwar auf Dauer.

Was sich in den folgenden Tagen in der Bergbaumetropole abspielt, könnte man ohne Übertreibung >die Commune von Dortmund< nennen. Niemand hat ihr diesen Namen gegeben, aber doch hat sie existiert. Daß es diesen Namen nicht gibt, hat viel mit Geschichtsschreibung und Parteilich keit zu tun.

Kommunisten haben natürlich ebensowenig wie Sozialdemokraten ein Interesse daran, anarchistische Experimente zu würdigen. In der sozialdemokratischen Geschichtsschreibung ist der Kapp-Putsch ein Aufstand, der von der Regierung und der Reichswehr niedergeschlagen wurde, wobei der Generalstreik eine große Rolle spielte und die Kommunisten die Situation mittels der Roten Ruhr Armee zum bolschewistischen Staatsstreich ausnutzen wollten. Bei den Kommunisten wiederum ist die Rote



Waffeninstruktion bei der Roten Ruhr Armee

Ruhr Armee die heldenhafte Front gegen den Faschismus und die verräterischen Sozialdemokraten und ein Fanal der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Die Wahrheit - sofern es überhaupt geschichtliche Wahrheiten gibt - liegt irgendwo dazwischen. Hinzu kommt etwas, was von allen Teilen peinlichst verschwiegen wird: daß das Gros der Kämpfer und Aktivisten der Roten Ruhr Armee Anarchosyndikalisten waren. Für die >Commune von Dortmunds die kurze 18 Tage existierte, läßt sich das eingehend belegen. Und zwar aus den allgemein zugänglichen Quellen, die auch schon Legionen von Studenten, Historikern und Parteiautoren durchgeforstet haben: Polizeiakten, Protokolle, Stadt- und Landesarchive, zeitgenössische Zeitungen. Alle haben dieselben Quellen benutzt. Alle müssen gelesen haben, welchen Organisationen die Aktivisten angehört haben, wer die Betriebsräte stellte, welche Zeitungen die Polizei beschlagnahmte... Immer wieder tauchen die Namen FAUD, der Freien Vereinigung, des Anarchistischen Freibundes, ihrer verschiedenen Blätter und ihrer Aktivisten auf. Auf diesem Auge müssen aber all die früheren Autoren sehr getrübt sein: in vielen Werken über die Ruhrkämpfe tauchen die Anarchosyndikalisten nicht mal als Fußnote auf. Sie hat es einfach nicht gegeben.

Diese pflichtgemäße Blindheit ist nicht das Thema dieses Buches, und verwundern sollte sie schon gar nicht - für den Anarchismus ist das der Normalzustand. Es ist auch nicht die Absicht, einer spontanen, widersprüchlichen, ideologisch gemischten Bewegung wie der Roten Ruhr Armee das Etikett >anarchistisch< aufzukleben und es als leuchtendes Beispiel zu feiern. Es geht vielmehr um eine Korrektur des Bildes, und die beginnt zwangsläufig bei der gegenwärtigen Blindheit der Historiker. Nur sie erklärt nämlich die erstaunliche Tatsache, daß selbst unter Anarchisten heute die Commune von Kronstadt, die Commune von Paris, der Aufstand von Barcelona oder die Guerilla in der Ukraine geläufige Größen sind, während man diese historische Situation, in der überwiegend anarchistisch eingestellte Arbeiter für fast



Verkehrspatrouillen der Roten Ruhr Armee in Dortmund

drei Wochen ein Machtvakuum ausfüllen und die Geschicke einer großen Stadt, ja, einer ganzen Region, in Händen halten, nicht einmal dem Namen nach kennt. Über die Münchner Räterepublik, bei der die Anarchisten eher eine Nebenrolle spielten, gibt es inzwischen zahlreiche Studien. Über die >Commune von Dortmund< muß man sich die Mosaiksteinchen historischer Daten mühsam unter dem Schutt ideologischer Geschichtsklitterung hervorsuchen.[5]

Welch ein Glück, daß es damals schon Soziologen gab. Emsige Buchhalter gesellschaftlicher Prozesse. Einer von ihnen ist damals kreuz und quer durch das Aufstandsgebiet gereist und hat Kämpfer, Demonstranten, die Komitees und Vollzugsausschüsse über alles mögliche befragt - natürlich auch über ihre politischen Ansichten und Organisationen.

In den Orten rings um Dortmund, den Vorstädten, Dörfern und Siedlungen waren 60 Prozent der Aktiven in der FAUD. Auch die Reihen der Roten Ruhr Armee bestanden nicht überwiegend aus Parteigenossen der KPD, sondern aus Anhängern der FAUD[6]. In der sogenannten >Eisernen Kompanie< einer Art Miliz, die die Sicherheit und Ordnung im Hinterland gewährleisten sollte, stellten die Syndikalisten sogar nahezu 100 Prozent - eine etwas erstaunliche Tatsache angesichts der traditionellen Abneigung von Anarchisten gegen Polizei und Bevormundung.

Daß besonders der Dortmunder Raum stark von anarchistischen Kräften geprägt war, zeigt sich auch daran, daß noch während der Kämpfe gegen Kapp unverzüglich die Frage der

5) Ein besonderes Verdienst fällt hierbei Andreas Müller von der > Geschichtswerkstatt Dortmund< zu, der sich in hervorragender Weise um die Aufarbeitung dieses Kapitels verdient gemacht hat. Die Veröffentlichung seiner Arbeit als Buch ist geplant.

6) Der Vorsitzende des Dortmunder Vollzugsausschusses, Adolf Meinberg, gehörte zwar der zahlenmäßig noch sehr kleinen KPD an, hatte aber bereits 1919 einen Aufnahmeantrag in die FAUD gestellt, der aber abgelehnt wurde.

Selbstverwaltung auf den Tisch kam: in den Betrieben hielt man Wahlen ab, und all das, was der Staat seit April 1919 schrittweise abgeschafft hatte, wurde nun wieder eingeführt. Diesmal ging man aber noch weiter. Die gesamte Versorgung der Bevölkerung lag nun in den Händen des Vollzugsausschusses: der Austausch mit den Bauern wurde organisiert, Preise wurden festgesetzt, Transport und Verteilung geregelt. Aus den wenigen Dokumenten, die uns über die konstruktiven Taten während der Dortmunder Commune< erhalten blieben, geben die Protokolle des Vollzugsrates in Dortmund-Hörde Auskunft darüber, daß man sich auch solchen Fragen widmete wie der Einschränkung des Kuchenbackens, weil dafür zuviel Fett und Zucker verbraucht wurde, der Regelung von Festlichkeiten und des Alkoholkonsums oder der Schlichtung von Streitigkeiten unter Nachbarn, Kollegen oder erbosten Ladenbesitzern, bei denen man Waren für die Armee requiriert hatte. Erste, embryonale Formen einer beginnenden Selbstverwaltung, die durchaus ein Gespür für die Wichtigkeit der Details zeigte.

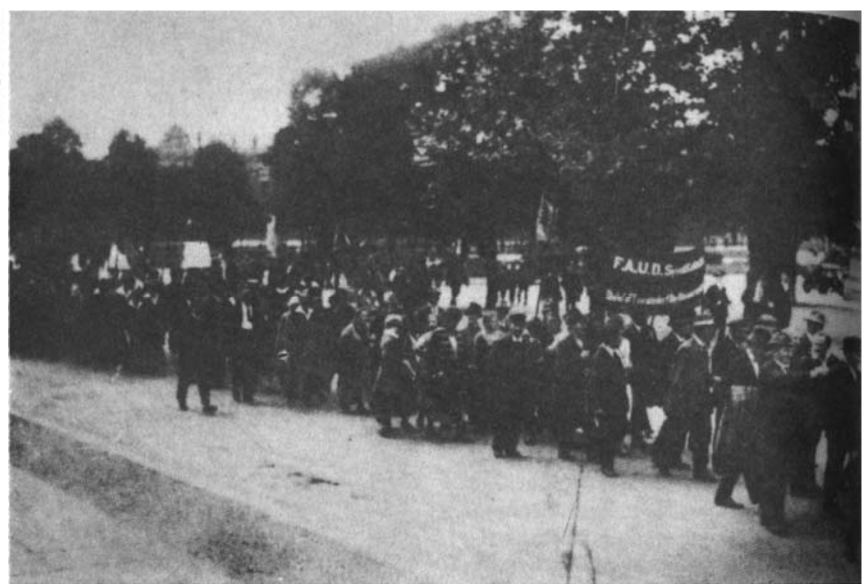
Wie sehr sich die politischen Kämpfe in jenen 18 Tagen an die Erfahrungen anlehnten, die man im Jahr zuvor gemacht hatte, zeigt die Resolution, die man schon bei der Ausrufung des Generalstreiks vom 1. April 1919 gefaßt hatte. In ihr wurde unter anderem gefordert, die Sechsstundenschicht generell einzuführen, den Lohn um 25 Prozent anzuheben, das Rätesystem allgemein anzuerkennen, alle politischen Gefangenen freizulassen, eine revolutionäre Arbeiterwehr zu bilden, die Freikorps aufzulösen und die Polizei im Industrierevier zu entwaffnen. Alle diese Forderungen, zum Teil 1919 schon experimentiert, wurden nun, ein Jahr später, sofort wieder versucht, in die Tat umzusetzen.



Erobert: der Markt von Essen, 19.3.1920

Daß die Rote Ruhr Armee nicht siegte, daß die >Commune von Dortmund< nicht triumphierte, ist bekannt - sonst hätten wir vielleicht heute andere Verhältnisse. Der Frontverlauf der Arbeiter gegen Kapp, quer durch's Ruhrgebiet bis ins Münsterland hinein, wurde nach dessen Niederlage am 17. März automatisch zur Front der Reichswehr gegen die Arbeiter. Der Krieg ging weiter. Die sozialdemokratische Regierung, die alte Arbeiterpartei, ließ ihre Armee gegen die Arbeiter vorrücken. Der revolutionäre Funke war nicht auf andere Gebiete übergesprungen, die Proleten an der Ruhr hatten keine Chance. .

Achtzehn Tage nach Beginn des Aufstandes schließt das Gros der Roten Ruhr Armee mit der Reichswehr einen Friedensvertrag. Das Bielefelder Abkommen< wird von der Reichswehr jedoch kaum eingehalten. Massenweise sterben die hervorragendsten Kämpfer unter den Kugeln der Truppen. Der Traum von Selbstverwaltung und Rätedemokratie wird zertrampelt; die Generale räumen auf.



Da haben also die Bergarbeiter unsere Utopien von morgen schon gestern umgesetzt?! Die Bundesrepublik der achtziger Jahre erlebt aufwendig organisierte Kämpfe um die Fünfunddreißig-Stundenwoche. Millionen Arbeiter werden mobilisiert, Millionen Mark verstreikt und heraus kommen achtunddreißigeinhalb Stunden... Die Kameraden von Carl Butterweg haben nur sechs Stunden gebraucht und beherztes Auftreten — und in großen Teilen des Ruhrgebietes wurde der Sechsstundentag Realität, mit Nachwehen an manchen Orten bis ins Frühjahr 1920 hinein... Sechs Stunden Arbeit für den Sechsstundentag. Eine Zauberformel? Wohl eher ein Lehrstück.

Revolutionen fallen nicht vom Himmel, Erfolg ist keine Frage von Hokuspokus, und es wäre borniert anzunehmen, Anarchisten wüßten, könnten, machten alles besser. Die Dortmunder Anarchisten 1919/20 hatten, was die äußeren Umstände anging, sicher eine ganze Menge >Glück<. Der Staat in allen seinen tragenden Säulen - Verwaltung, Polizei, Armee, Bürgertum, Staatsidee und Sozialdemokratie - war geschwächt und verunsichert. Es wäre zu schön, zu simpel, wollte man heute fordern: So wie die damals, so müßte man das heute einfach wieder machen...

Eigentlich hatten die Protagonisten[7] von damals sogar z u v i e l >Glück<: der Augenblick, an dem die Revolution praktisch auf der Tage Ordnung stand, kam plötzlich, heftig und gründlich. Das war zuviel des Guten, daraufwar man gar nicht gefaßt. Weder auf die konkreten Aufgaben, noch auf den enormen Zulauf.

Besonders aus diesem Grunde kann >Dortmund< ein Lehrstück sein. Vor

7) Vorkämpfer, Hauptakteure.

allem für die Anarchisten selbst, die nur allzuoft und allzuleicht glauben, es gäbe jene goldenen Regeln, die stets zum Erfolg führten, jene Geheimrezepturen, nach denen man Revolutionen >machen< und wiederholen könne.

Diese Lehren, für die Dortmund nur ein Beispiel von ungezählten anderen ist, sind leicht benannt:

Situationen, in denen ein Machtvakuum entsteht, können unerwartet eintreten. In diesen Situationen ergibt sich keinesfalls automatisch eine Hinwendung der Menschen zu libertären Modellen; ebensogut kann das Gegenteil eintreten. In solchen Momenten zählen entschlossenes Handeln und das mitreißende Beispiel oft mehr als Taktieren und langfristige Spekulation. Menschen werden nur sehr selten aus theoretischer Überzeugung zu Anarchisten. Vielmehr schließen sie sich anarchistischen Beispielen eher dann an, wenn diese für sie einsehbare, verständliche, gangbare Wege in konkreten Situationen sind. Damit anarchistische Vorschläge auch angenommen werden, müssen die, die diese Vorschläge machen, selbst betroffen sein. Anarchisten müssen zunächst als Menschen, Nachbarn oder Kollegen anerkannt sein, damit ihr Wort überhaupt gehört und ihr Beispiel vielleicht angenommen wird. Dies alles führt aber günstigenfalls zu einem zeitweiligen, großen Zulauf und zu einer vorübergehenden Bewegung. > Action< allein dauert weder ewig, noch schafft sie die neue libertäre Gesellschaft, noch löst sie die Alltagsprobleme. Eine gründliche Vorbereitung auf all das, was auf diejenigen zukommt, die eine libertäre Revolte in Gang setzen und überraschenderweise damit Erfolg haben, ist ebenso wichtig wie der Sieg der Revolte selbst. Und als letzte Lehre: ein Erfolg, der sich nur auf ein kleines Gebiet beschränkt, muß früher oder später scheitern.

Um es kürzer auszudrücken: so richtig es auch ist, die Bedeutung der Aktion - vor allem der direkten Aktion — in den Vordergrund zu stellen, so wenig kommen auch Anarchisten darum herum, sich dem Eiertanz zwischen Aktion und Stabilität, zwischen Revolten und kleinen Schritten zu stellen.

Das sind lediglich Thesen. Einige davon sind in diesem Kapitel schon hinreichend deutlich geworden, andere werden aber erst klarer, wenn wir uns etwas näher anschauen, woher die anarchistische Bewegung in unserem Beispiel Dortmund kam und wohin sie ging.

Schon unter Bismarck hat es in Dortmund Anarchisten gegeben, und schon von Anfang an war er eine >Malocherbewegung<. Anarchisten in Dortmund waren also traditionsgemäß Arbeiter - im Gegensatz zu einigen anderen Orten, wo der Anarchismus bisweilen auch bohemehafte Züge trug oder von Intellektuellen geprägt war. Die einzigen schriftlichen Hinweise aus dieser Zeit sind anarchistische Zeitungen, namentlich die >Freiheit<, der >Rebell< und die >Autonomie<, die hier Abnehmer hatten. Während der Sozialistengesetze diente Dortmund für die aus London illegal eingeschmuggelte und auf extra-dünnem Papier gedruckte >Freiheit< sogar als Umschlagplatz: von hier aus wurde sie in mehrere Städte der Umgebung expediert. Die Anarchisten von damals müssen aber ziemlich isoliert gewesen sein; von Gruppen ist nichts bekannt.

1898 gründet sich die >Freie Vereinigung Deutscher Gewerkschaften - eine Abspaltung der aufrechteren und kämpferischen Sozialisten von der SPD-dominierten Zentralgewerkschaft. Sie ist die Vorläuferin der späteren anarchosyndikalistischen Organisationen, und in ihr sammeln sich auch die oppositionellen Kräfte der

>Jungen<[8]. In Dortmund haben sie, wie nicht anders zu erwarten, zwar zahlreiche Anhänger, aber noch verstehen sich die Genossen eher als die >wahren, aufrechten Sozialdemokraten< denn als Anarchisten. Das änderte sich nur ganz langsam, und zwar durch zwei Entwicklungen: einerseits begannen nach einem langen Prozeß die >reinen Anarchisten< sich allmählich ernsthaft für die Gewerkschaftsarbeit zu interessieren und blieben dadurch in den Augen der freien Gewerkschafter nicht länger die >weltfremden Spinner<. Andererseits verloren jene Schritt für Schritt die Illusionen, innerhalb der SPD und ihrer Gewerkschaften wahrhaft sozialistische Positionen vertreten zu können. Im Anarchismus entdecken sie ihre eigenen Vorstellungen plötzlich klar und präzise formuliert. So dauert es sehr lange, bis in Dortmund eine größere, organisierte anarchistische Bewegung entsteht. Ihre Mitglieder kamen zum großen Teil aus der Sozialdemokratie, verstanden sich selber als die ehrlicheren Sozialisten. Anarchie war für sie nur eine bessere Form des Sozialismus.

Die ersten organisierten Anarchisten Dortmunds waren denn auch keine deutschen Genossen, sondern Gastarbeiter. Ab 1907 gab es eine festgefügte Gruppe von italienischen Bergleuten, die ihre Vereinstreffen hatten, eine Bibliothek unterhielten, Artikel in der Zeitung ihrer italienischen Föderation verfaßten und an den l.Mai-Demonstrationen teilnahmen. Das war damals das übliche und typisch für die meisten Anarchozirkel. Ist die Ähnlichkeit zu der Art von Praxis, die heute in unseren Anarchogruppen gang und gäbe ist, nicht verblüffend?

1909 wurde die Gruppe von der Polizei hopsgenommen und wegen »Aufreizung zum Klassenhass« abgeschoben.

Etwa um diese Zeit beginnen sich auch die deutschen Anarchisten der Gegend zu organisieren. Damals bestand bereits die Anarchistische Föderation Deutschlands<, aus der sich bald schon eine eigenständige Anarchistische Föderation Rheinland-Westfalens die AFRW konstituierte. Sie hatte in Dortmund mehrere Grüppchen, von etwa einem halben Dutzend bis fünfzehn Mann. Das >Mann< ist übrigens wörtlich zu verstehen, denn Frauen hatten zu dieser Zeit bei der >Politik< der Anarchisten offenbar nichts zu suchen - zumindest sind sie nirgends erwähnt.

Schon damals waren diese Genossen fast ausnahmslos Bergarbeiter, und die meisten kamen aus der SPD-Opposition. Ihre Hauptbeschäftigung bestand allerdings in Ratlosigkeit. Die Kritik an der SPD war mehr als klar. Klarer wurden mit der Zeit auch die Vorstellungen von der künftigen, angestrebten Gesellschaft, der Anarchie — nur, wie man dahin gelangen sollte, war schleierhaft. Auch hier überrascht wieder die Parallele zum heutigen Zustand der Bewegung.

So spielte sich denn die Praxis jener Gruppen ab zwischen Debattierzirkeln, gelegentlichen Regionaltreffen, gemeinsamen Picknicks und dem Verbreiten ihrer Zeitungen, etwa der >Einigkeit von der FVDG[9], des >Freien Arbeiter< oder des >Pionier<, eines Blattes, das anarchistische Positionen mit denen der SPD-Opposition verband.

Langsam, ganz langsam setzt sich die Erkenntnis durch, daß es notwendig ist, sich am Arbeitsplatz politisch zu engagieren und sich auch den Problemen des täglichen Lebens zu stellen: Freie Vereinigungen der Bauarbeiter und der Bergarbeiter entstehen

8) Vergleiche Kapitel 3!

9) Freie Vereinigung Deutscher Gewerkschaften; Gewerkschaftsverband, der aus der *SPD*-Opposition, der Bewegung der >Jungen< und unabhängigen Gewerkschaftern entstand und später in der anarchosyndikalistischen FAUD aufging.

Sonderabdruck



Rundschreiben an alle »Anarcbisten-Überwachungsbehörden«, 1909

und beginnen eine eigene, libertäre Gewerkschaftsarbeit. Öffentliche Versammlung, Vorträge, Agitationsreisen werden nun organisiert, man greift in die Debatte um das Wahlgesetz ein und propagiert den Boykott; Gewerkschaftskassen entstehen. Bescheiden hält der Sinn fürs Praktische Einzug in die Welt der Anarchisten und 1910, bei einem örtlichen Bergarbeiterstreik nationaler Bedeutung, sieht sich die Zentralgewerkschaft bereits genötigt, offen mit der Freien Vereinigung der Bergarbeiter zusammenzuarbeiten. Die Anarcho-Gewerkschafter sind zu stark geworden, als daß man sie hätte ignorieren können. Für immer mehr Kumpels sind sie keine Sektierer mehr, sondern Kollegen, deren Wort etwas gilt.

Dieses zarte Anarchopflänzlein wird 1914 vom ersten Weltkrieg erbarmungslos heimgesucht. Die SPD war beizeiten umgeschwenkt und zur glühenden Vaterlandsverteidigerin geworden; sie sprühte nur so vor Patriotismus. Die Anarchisten stimmten in diesen Jubel nicht mit ein. Schon seit jeher Antimilitaristen, versuchten sie es aus dem Stegreif mit Soldatenagitation und riefen auch zur Desertion auf. Das kreidete man ihnen übel an. In den ersten Monaten des Weltkrieges wurden die meisten wehrpflichtigen Anarchisten an die Front geschickt und buchstäblich verheizt. In ihren Personalpapieren gab es einen internen Vermerk; entsprechend setzte man sie ein: in >Himmelfahrtskommandos<. Diejenigen Anarchisten, die nicht zum Militär mußten, unterlagen einer strengen Überwachung. Ihre Zeitungen wurden verboten; bis 1915 durfte ihr Gewerkschaftsverband in Berlin noch ein >Mitteilungsblatt< herausgeben. Seine Seiten waren voll von Todesanzeigen und Nachrufen auf Genossen, die an der Front ihr Leben gelassen hatten.

Was konnten die Übriggebliebenen noch groß tun? Eine offensive Politik stand gar nicht zur Debatte, also richtete man sich in der Defensive ein: die meiste Energie ging dafür drauf, die in Not geratenen Familien der Hinterbliebenen zu versorgen, untereinander Kontakt zu halten und in den Betrieben für eine latente kriegsfeindliche Stimmung zu sorgen. Vereinzelt und individuell wurde vermutlich auch Sabotage geübt, eine Kampfform, die bei Anarchisten traditionsgemäß beliebt ist und in der die Dortmunder Anarchos schon 1911 bei einem Streik auf der Zeche, >Union< Erfahrung gesammelt hatten. Im harten Winter 1917 kam es erstmals wieder zu Streiks, an denen sich die Anarchisten natürlich beteiligten. Etliche Aktive sahen damals eine Chance zur Opposition durch die USPD[10] und gehörten in Dortmund zu ihren Mitbegründern. Auch in den Vororten stammten ihre Gründer, Aktivisten und teilweise sogar Funktionäre während des



1919: Revolutionäre vor dem Dortmunder Hauptpostamt

Krieges fast ausnahmslos aus anarchistischen und syndikalistischen Kreisen.

Im November 1918 meutern die Matrosen in Kiel und Wilhelmshaven und läuten damit das Ende des Krieges, den Sturz des Kaisers und den Beginn der Novemberrevolution ein. Die Rätebewegung wird von der Sozialdemokratie zerschlagen - durch geschickte Taktiererei und Verleumdung ebenso wie durch militärische Gewalt.

In Dortmund wurde, man könnte fast sagen, aus der Mode der Zeit heraus, auch ein > Arbeiter- und Soldatenrat< gegründet, aber der war eher eine angepaßte Form der SPD, um die Wirren der Zeit politisch zu überleben, und gab sich stockreaktionär. Hin und wieder gaben wirkliche Revolutionäre ihr >Gastspiel< an der Ruhr. Bewaffnete Matrosen mit roten Binden im Knopfloch tauchten auf, entwaffneten hier ein Polizeirevier, beschlagnahmten dort Lebensmittel oder hielten Versammlungen ab. Das alles waren aber eher exotische Episoden und änderten nicht viel. Der Spartakusbund jedenfalls fand keine solide Verankerung im Revier, und die Matrosen blieben fremd im Stadtbild. In den Betrieben ging die Arbeit wie gewohnt weiter, alles blieb verdächtig ruhig.

Bis zu jenen Januartagen des Jahres 1919, wo unsere *Story* beginnt und die Anarchosyndikalisten es - für sich

10) Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Schon während der >Säuberungen< in der SPD um 1890 hatten oppositionelle Parteikräfte eine USPD gegründet; ähnliche Formationen entstanden immer wieder, wenn sich der Unmut der oppositionellen Kräfte regte. Insbesondere an der Frage der Kriegskredite, die die SPD von 1914 bis 1918 bewilligte, entzündete sich eine starke, wachsende Opposition, die zu einer neuen USPD führte, welche während der letzten Kriegsjahre, in der Rätebewegung und den ersten Jahren der Weimarer Republik eine große Rolle spielte. Die USPD war jedoch nur ein Sammelbecken verschiedenster Oppositioneller und hat kein einheitliches politisches Konzept.

und ihre politischen Gegner gleichermaßen überraschend - schaffen, die Initiative zu ergreifen und den Lauf der Ereignisse zu bestimmen.

Niemand weiß, ob der Sechsstundentag wirklich in jener Schankwirtschaft des Hermann Vogel in der Münsterstraße 2 geboren wurde, ob Carl Butterweg wirklich der Redner war, der an diesem Abend den Ausschlag gab - ja, es ist nicht einmal sicher, ob es die Zeche >Admiral< war, in der zum erstenmal die Sechsstundenschicht gefahren wurde. Die Forderungen, die die Anarchosyndikalisten praktisch umsetzten, waren auf allen Zechen verbreitet und wurden überall diskutiert. Man mußte sie nur aufgreifen, artikulieren und den ersten Schritt tun. Dabei wußten die Anarchisten zwar sehr wohl, was sie wollten, aber nicht so sehr, was sie erwartete. Die Dialoge in der *Story* sind zwar aus verschiedenen protokollierten Betriebsversammlungen zusammengestellt, ebenso wie die Namen der Bergleute; d i e s e Versammlung hat also s o nicht stattgefunden, aber Personen und Dialoge sind authentisch und spiegeln die Stimmung wohl recht genau wider: bei den Anarchisten Entschlossenheit, eine gewisse Euphorie, aber auch Beklemmung angesichts des Unbekannten und der möglichen Folgen dessen, was man hier in Gang setzte; bei der Masse der Arbeiterschaft eine starke Unzufriedenheit mit der Zentralgewerkschaft, das Gefühl, daß jetzt große Veränderungen kommen müßten, und die Bereitschaft mitzumachen, wenn nur einer klar ausspräche was zu tun sei und den ersten Schritt machte. Die Anarchisten taten diesen ersten Schritt und spielten hier die Rolle eines Katalysators[11]: sie machten den Menschen Mut, wirklich zu tun, was sie hofften und forderten. Sie taten dies durch ihr Beispiel, und sie konnten dies alles nur erreichen, weil sie als Menschen und Anarchisten allgemein anerkannt waren.

Das scheint nun wirklich so was wie ein > Kochrezept< für erfolgreiche Aktionen zu sein, für Revolten und vielleicht auch für Revolutionen. Besser gesagt: nicht das Rezept, aber zumindest die Zutaten. Anarchisten, die ja nicht als Partei auftreten, um den Menschen ihren Willen aufzuzwingen, sind um so mehr darauf angewiesen, allgemein akzeptiert zu werden. Allgemein akzeptiert werden sie aber nicht etwa dadurch, daß sie Reden schwingen, Broschüren verkaufen, die Menschen bequatschen und missionieren, sich in ihren Zirkeln treffen und ab und zu auf eine Demo gehen, sondern zunächst einmal dadurch, daß sie als Menschen, Nachbarn, Kumpel und Freunde anerkannt werden. Sie dürfen sich nicht von den Menschen aus ihrem sozialen Zusammenhang isolieren und sollten ihnen nicht mit missionarischem Eifer auf die Nerven gehen. Es genügt zunächst, wenn sie das, was sie unter Anarchismus verstehen, so weit wie machbar und so praktisch wie möglich vorleben. Dies ist erst die Voraussetzung dafür, daß all die Dinge, die bei Anarchisten damals wie heute eine so herausragende Rolle spielen, wie Broschüren, Zeitungen, Agitation und Demonstration, überhaupt auf fruchtbaren Boden fallen, wohlwollende Aufmerksamkeit finden und angenommen werden können. Und diese beiden Schritte bilden die notwendige Voraussetzung für das, was Carl Butterweg und seine Kumpel zustande brachten: revolutionäre Umwälzungen durch simple, direkte Aktionen. Sie verhandelten mit niemandem, sondern schufen Tatsachen. Ganz einfach: sie schrieben sich ihren

11) Ausdruck aus der Chemie: Prozeßbeschleuniger; ein Stoff, der durch seine bloße Anwesenheit chemische Reaktionen hervorruft und ihren Verlauf bestimmt.

Schichtplan selbst und hielten ihn ein. Basta.

Es scheint so, daß die Dortmunder Anarchisten dieses Einmaleins innerhalb von einem Dutzend Jahren gelernt haben. Um 1907 waren sie kaum organisiert, 1910 beteiligen sie sich erstmals als Gruppe aktiv am Streik, und 1919 sind sie so populär, daß sie das Heft in die Hand nehmen können.

Wenn wir an die heutigen Anarchisten in Deutschland denken, so stehen sie noch ganz überwiegend auf dem Dortmunder Niveau von etwa 1909. Die meisten Gruppen beschränken sich auf ihre Treffs, auf ihr Eigenleben, ihre Propaganda oder ihre theoretischen Debatten, wissen, wie alles sein müßte und sein könnte. Ab und zu beteiligt man sich dann auch an Kämpfen, die da und dort entbrennen, bisweilen setzt man sie sogar erst in Gang. Hier scheint die Devise zu gelten, je weiter, desto toller, je militanter, desto schicker. Die kleinen Konflikte vor der eigenen Haustüre und die möglichen Kämpfe dort sind einstweilen dem Blick entrückt, ganz zu schweigen von den Menschen, mit denen man täglich zu tun hat. Immer mehr Gruppen haben aber in den letzten Jahren damit begonnen, das unendlich große Feld zwischen Propaganda und Aktion zu erkennen und zu beackern: sie machen langfristig angelegte Arbeit und verfolgen Perspektiven, die sich auch um scheinbar unwichtige Bereiche kümmern und dabei die Menschen der nächsten Umgebung nicht vergessen. Auch hierzulande sind Anarchisten in Teilbereichen heute schon durchaus in der Lage, praktikable Wege für konkrete Probleme vorzuschlagen, und hin und wieder hören die Menschen auch auf sie. Das ist eine hoffnungsvolle Entwicklung, die vorerst noch in der Minderheit ist, aber eine Erkenntnis, die sich zunehmend durchzusetzen scheint. Vielleicht sind auch die west-


Der Anarchist

deutschen Anarchisten wieder bald dort, wo die Dortmunder Genossen 1919 standen?

Aber - was dann? Mit der erfolgreichen Durchsetzung des Sechsstundentages in Dortmund und der begonnenen Sozialisierung der Betriebe gingen die Probleme ja erst richtig los. Hier müssen wir erkennen, daß an den Zutaten unseres >Kochrezeptes< noch einiges fehlt: Durchhaltevermögen, Stabilität, klarer Durchblick. Die Frage nach der Q u a l i t ä t der Bewegung ist hier gestellt, und Dortmund ist auch hier ein gutes Beispiel dafür, daß es an dieser Qualität mangelte. Die Quantität kam ganz von alleine: die Syndikalisten wurden von dem Ansturm buchstäblich überrollt — aber, was ist daraus geworden? 1921/22 hatte die FAUD in dieser Region ihren Höhepunkt erreicht und bald darauf sanken ihre Mitgliederzahl und auch ihre Bedeutung zusehends. Zwar gab es noch 1933, beim Machtantritt der Nazis, im Revier FAUD-Betriebsräte und -Vertrauensleute, aber die fuhrende Rolle war längst an die KPD gefallen.

Es wäre falsch, die peinliche Frage nach der Qualität der Bewegung unter den Teppich zu kehren und mit


Der freie Arbeiter

Wissen – Wollen

Die Botschaft vom 1. Mai

Der Sturm bricht los!

den triumphalen Eckdaten der >Dortmunder Commune< hausieren zu gehen: »Hurra, hurra, die Anarchisten haben zehntausend Mitglieder und führen schwuppdiwupp den Sechsstundentag ein!?!« Schauen wir uns das lieber mal etwas näher an. Wie gesagt: die relativ kleinen Gruppen anarchistischer Aktivisten und Gewerkschafter genossen bei ihren Kollegen Vertrauen und Anerkennung, und als sie im richtigen Moment das Richtige taten, strömten ihnen >die Massen< zu. Aber wenn jemand ein Mitgliedsbuch der FAUD besaß, war er noch lange kein Anarchist. Sozialisierung und Sechsstundentag waren zwar Dinge, die in Ordnung waren, aber ebenso in Ordnung war es für viele frischgebackene Mitglieder auch, des Sonntags in die Kirche zu gehen oder reaktionären Traditionsvereinen anzugehören. Daß Anarchosyndikalismus mehr war als weniger zu arbeiten und Anarchismus mehr als das zu tun, was man wollte, war vielen nicht klar. Und die wenigen überzeugten Anarchisten, die wußten, wo's langgehen sollte - die waren hoffnungslos damit überlastet, in den Kämpfen das Richtige zu tun und die angeschwollene Organisation einigermaßen zu verwalten. Alleine das Abrechnen der Mitgliedsbeiträge, das Verteilen der Zeitungen, die Verbindung zwischen den verschiedenen Ortsgruppen hielt die >anarchistischen Kader< ganz schön in Trab. Überdies waren sie eifrig damit beschäftigt, die Bewegung aus den Bergwerken hinaus in andere Berufe, in die Stadt zu tragen, was nur in Ansätzen gelang. Es gab zwar einige weitere Berufsverbände mit anarchistischen Gewerkschaften, aber sie waren vergleichsweise unterentwickelt, und außerhalb der Arbeiterschaft hatte man kaum Anhänger. Lediglich einige Lehrer oder solch schillernde Gestalten wie der Bürgersohn Max Schulze-Sölle, ein »Prediger, Maler und Prophet«, der auch schonmal aus Solidarität mit den Kumpels unter Tage arbeitete, gehörten zur intellektuellen Anhängerschaft der Anarchisten in Dortmund.

Die syndikalistischen Zeitungen jener Tage sind voll von Debatten, Briefen und Beschwerden über das Verhalten vieler FAUD-Mitglieder. Manche Anarchisten gingen sogar so weit zu vermuten, viele Kumpels seien nur deshalb in der FAUD, weil deren Mitgliedsbeiträge niedriger waren. Es roch nach Säuberung; Stimmen wurden laut, die eine strengere Auswahl, eine straffere Organisation und bessere Schulung der Mitglieder verlangten. Die Frage nach der Qualität wurde nun deutlich gestellt, und es blieb nicht beim Lamentieren: Einige Ortsgruppen griffen rigoros durch und schrumpften sich gesund: ausgeschlossen wurden alle, die etwa ihre Beiträge nicht bezahlten, die Mitglieder der Kirche blieben oder nichts für den Fonds zur Unterstützung der Gefangenen bezahlten.

Das alles ging natürlich nicht reibungslos über die Bühne. Es kam zu Spaltungen, Neugründungen und Durcheinander. Manche argumentierten, es sei besser, anarchistische Ge-

werkschaften überhaupt abzulehnen, weil diese letztendlich immer reformistisch blieben und die Sache der Revolution verwässern müßten. Sie plädierten für rein anarchistische Gruppen. Andere wollten das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und bemühten sich um anarchistische Gewerkschaften, die diesen Namen verdienten. Wieder andere orientierten sich völlig um und ließen ihre anarchistische Phase< gänzlich hinter sich: eine der ersten Ortsgruppen der NSDAP[12] außerhalb Bayerns entstand 1922 aus einer Abspaltung der ehemaligen FAUD-Gruppe in Dortmund-Mengede... Das ist kein beschämender Ausrutscher, den man vertuschen sollte, sondern eine Tatsache, die nur um so deutlicher macht, wie wichtig die Frage nach der Qualität einer Bewegung ist.

So kam es also in der Zeit nach dem Kapp-Putsch zu einer Zersplitterung der Bewegung: die FAUD, der anarchistische Freibund, Neu-Syndikalisten und Einheitsorganisationen. Ein Ergebnis dieser Zersplitterung war natürlich die Schwächung der Bewegung, die es auch nie wieder schaffte, zum Motor der Entwicklung zu werden. Andererseits aber wurde jetzt mehr als früher das in Angriff genommen, was vor dem Weltkrieg nicht geleistet worden war und 1919 bitter fehlte: ein anarchistisches Bewußtsein, eine libertäre Kultur.

Es bildeten sich Gruppen der >anarchistischen Freien Jugend< an fast allen Orten, wo es auch Anarchogewerkschaften gab, und die Jungen setzten sich viel intensiver als die alten Kollegen auch mit neuen Lebensformen, anarchistischer Ethik und Kultur auseinander. Wanderungen, Siedlungen, Turn-, Radfahr-, Schach- und Theatergruppen entstanden. Am Wochenende zog man in die Natur hinaus, und Freizeit und Bildung wurden mit in die Politik einbezogen. So wuchs langsam ein neuer Lebensstil heran.

Auch *die* Frauen, die lange genug im Abseits gestanden hatten, machten nun mobil. Als Streikposten, auf Demonstrationen, zum Suppekochen bei Betriebsbesetzungen waren sie allemal gut genug gewesen, aber die Politik, die Gewerkschaft, das war doch überwiegend immer Männersache gewesen. 1921 gründen sich im ganzen Ruhrgebiet anarchistische Frauenbünde, die sich nicht darauf beschränken, bloß Kulturarbeit zu machen. Mit der gleichen Vehemenz wie heute wurde hier die Rolle der Frau analysiert und die des Mannes kritisiert, und so mancher Anarchist mit patriarchalischem Alltag wird sich gewundert haben, daß auf einmal die Frau mit der Anarchie daheim ernst machte. In den Sitzungsberichten der Frauenbünde findet man die Frage, ob man Männer zulassen solle, ebenso heftig diskutiert wie Probleme der Empfängnisverhütung, der freien Liebe, des Arbeitsrechts oder der Wahlbeteiligung.

Auch hier drängt sich ein Vergleich mit der heutigen Bewegung auf: das Entstehen einer libertären Kultur, die sich auch im Alltag verankert, war in der alten Bewegung zunächst zu schwach und dann zu spät. Alles, was in der Weimarer Republik an Kulturarbeit, neuen Lebensformen, Siedlungen oder alternativer Ökonomie durch die Distanz der Jahrzehnte manchmal groß und beeindruckend erscheint, entpuppt sich bei näherem Hinsehen eher als bescheiden. Verglichen damit nimmt sich unsere heutige Bewegung mit ihren Tausenden Versuchen anders zu leben, viel lebendiger, kreativer und stabiler aus - auch wenn viele heutige Alternativprojekte für sich genommen klein oder mickrig

12) Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Bewegung des deutschen Nazi-Faschismus



Landbesetzung: Beginn der anarchosyndikalistischen Siedlung »Freie Erde«

sein mögen. In ihrer Gesamtheit ist unsere bundesrepublikanische Gegenkultur eine durchaus stabile Realität mit einigen Projekten, die sogar so etwas wie Modellcharakter und Popularität besitzen.

Die Tragik der alten anarchistischen Bewegung wird am Beispiel Dortmund besonders klar. Sie machte die Entwicklung vom Debattierclub zur Massenbewegung der Arbeiter mit atemberaubender Schnelligkeit durch. Die mangelnde Qualität machte sich im entscheidenden Augenblick bitter bemerkbar, und der Versuch, sie im Nachhinein zu erreichen, kam zu spät. Der dritte Schritt wurde vor dem zweiten getan. Das ist nicht die Schuld der Anarchisten jener Jahre; sie hatten nicht das Glück einer langen, stetig ansteigenden Entwicklung wie sie etwa in Spanien gegeben war.

Aus all diesen Lehren können wir heute aber eine Hoffnung ziehen: die neue libertäre Bewegung in Deutschland ist jetzt etwa 15 Jahre alt und hat ihre diversen Pubertätsphasen so langsam hinter sich gebracht. Sie hat mittlerweile eine stabile, sich entwikkelnde Gegenkultur aufgebaut und schickt sich inzwischen auch zaghaft an, Volkstümlichkeit zu erreichen. In zahlreichen kleinen Aktionen und größeren Kämpfen hat sie Erfahrungen sammeln können. Und auch theoretisch wurde in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten viel an Ideen, Geschichte und Debatten aufgearbeitet. Ihre Voraussetzungen sind also gar nicht so übel. Ob sie in ähnlichen Situationen wie der unserer *Story* am Ende mehr Erfolg haben wird? Wird es einmal eine >Commune BRD< geben?

Bücher:

Zu dem speziellen Thema Dortmund gibt es bisher keine Buchveröffentlichungen. Die Arbeiten von Andreas Müller hierzu sollen jedoch als Buch erscheinen, ebenso eine detaillierte Studie über den Anarchosyndikalismus im Raum Wuppertal von Dieter Neues (Trotzdem Verlag, Grafenau).

- **Angela Vogel, *Der deutsche Anarcbo-Syndikalismus,* 311 S., Karin Kramer Verlag, Berlin**
- **Hans Manfred Bock, *Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923,* 480 S., Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan**
- **Müller / Däumig / Albers / Laufenberg, *Theo rie und Praxis der Arbeiterräte, 77* S., (Ca ira Presse, Berlin**
- **Ulrich Linse, *Gustav Landauer und die Revolutionszeit 1918-1919,* Karin Kramer Verlag, Berlin**
- **Ulrich Linse, *Anarchistische Jugendbewegung 1918-1933,* 331 S., dipa-Verlag, Frankfurt**
- **Erich Mühsam, *Von Eisner bis Levine - die Entstehung und Niederlage der Münchner Räterepublik,* 90 S., Edition Nautilus, Hamburg**
- **Horst Stowasser, *November 1918,* 73 S., An-Archia-Verlag, Wetzlar**
- **Theissen / Walter/Wilhelms, *Anarcho-Syndikalistischer Widerstand an Rhein und Ruhr,* 71 S., Ems-Kopp-Verlag, Meppen**



7. Das Erdbeben und der frische Wind

STORY

Die Sache mit dem Moskito war äußerst ärgerlich. Oder waren es zwei? Jedenfalls waren sie' hartnäckig. Seit mehr als einer Viertelstunde hinderten sie Luis Sánchez daran, einzunicken. Es war Siestazeit, und die Mittagspause war nicht allzu lange bemessen. Bald würde sie herum sein, ohne daß Luis Sánchez seinen gewohnten Siestaschlaf gehabt hätte. Er zog sich die Decke über den Kopf. Nun lagen die Füße frei. Wenig später begann es, dort zu kitzeln. Luis Sänchez rief nach seiner Frau:

»Marta, bring mir mal ein Handtuch! Beeil Dich!«

»Komm' ja schon.« Marta wischte sich mit dem Arm über

die Stirn und schlurfte über den *patio.* Sie hatte am Waschtrog gestanden, in der einzigen schattigen Ecke des kleinen Innenhofes, und in dem Betonbottich die Wäsche gewaschen. Es war viel Wäsche, denn die Familie Sánchez hatte sechs Kinder, und auch die Großmutter lebte bei ihnen. Sie hatte Rheuma und konnte bei der Wäsche nicht mehr helfen.

»Da hast Du ein Handtuch. Was ist denn los?«

»Ach, die Scheiß Moskitos...« Marta Sánchez ging langsam zum Waschtrog zurück. Wieder wischte sie sich mit dem nassen Arm übers Gesicht. Es war heiß heute. »Er hätte sich das Handtuch ja auch selber holen können«, dachte sie bei sich. Aber sie hätte sich nicht getraut, es ihm zu sagen. Schließlich war er der Herr im Haus.

Luis Sánchez breitete das saubere Handtuch sorgfaltig über seine Füße, wickelte sich in das Bettuch ein und wälzte sich schwerfallig auf die andere Seite. Nun würde er ungestört schlafen können. Immerhin noch eine dreiviertel Stunde. Die Siesta hatte er bitter nötig. Er arbeitete am Bau. Ganz in der Nähe, schon fast in der Innenstadt von Mexiko-City, keine fünf Häuserblocks von seiner Wohnung entfernt. Seit er denken konnte, hatte er auf dem Bau geschafft. Aber es schien ihm so, als wäre die Arbeit noch nie so schwer gewesen wie jetzt. Sie wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Immer schneller. Immer hektischer. Immer höher die Häuser. Na ja, das hatte aber auch seine Vorteile. Ein Block nach dem anderen wurde abgerissen und bebaut, manche ließ man absichtlich verfallen, damit die Bauherren auch die Abrißeenehmigung bekamen. Und in solchen verfallenden Häuserblocks wohnten Familien wie die Sánchez'. Das war die einzige Möglichkeit für arme Menschen wie sie, in der Stadt zu wohnen. Ansonsten hätten sie, wie viele tausend andere auch, jeden Tag zwei bis drei Stunden mit überfüllten Bussen in die Innenstadt pendeln müssen. Warum er überhaupt arm war, wo er doch sein Leben lang, tagein, tagaus, hart gearbeitet hatte, fragte sich Luis Sánchez nicht. Das war eben so. Ja, und dann war es auf dem Bau gar nicht so schlecht. Früher wurde viel mehr kontrolliert. Wenn man sich heutzutage mit dem Vorarbeiter gut stand, konnte man allerhand beiseite schaffen. Gegen Schmiergeld natürlich. Mal hier einen Sack Zement, mal Schalbretter oder Moniereisen. Da wurde dann der Beton eben etwas dünner, die Träger etwas schwächer, aber wen interessierte das schon? Hauptsache, er konnte seiner Frau einen Waschtrog bauen und den Kaninchenstall reparieren. Aber trotzdem: diese Hetze, diese Knochenarbeit — wie lange würde er so eine Plackerei noch durchhalten? Er wußte, er war beim Vorarbeiter gut angeschrieben; er wußte aber auch, daß er nicht mehr der Jüngste war.

Bei all diesen Gedanken war er nun beinahe eingeschlafen. Aber jetzt begann er unter dem Laken zu schwitzen. Wie gesagt, es war sehr heiß in diesem Sommer 1985. Also riß er sich das Laken wieder vom Gesicht. - Kitzeln. - Luis Sánchez war der Verzweiflung nahe. Aha. Da kamen sie! Zwei Prachtexemplare von Moskitos. Sie setzten sich direkt auf seinen entblößten Unterarm. Das war doch die Höhe ---- was machten die denn da? Tatsächlich... sie trieben es ganz schamlos auf seinem linken Arm, dem kalkbedeckten, behaarten Unterarm von ihm, Luis Sánchez, dem Hilfsarbeiter von der Baustelle. Das war zuviel! Vorsichtig, ganz langsam, hob er die rechte Hand und näherte sich den liebestollen Mücken. Jetzt! Luis Sánchez schlug zu. Schnell und fest.

Es gab einen fürchterlichen Schlag. Die Erde erzitterte. Das armselige

Haus stürzte über Luis Sánchez zusammen. Er war auf der Stelle tot.

Das Erdbeben, das an diesem Tag die mexikanische Hauptstadt heimsuchte, war eines der schlimmsten in der Geschichte des Landes. Tausende von Menschen starben. Hotels, Büros, Wohnhäuser stürzten in sich zusammen, als seien sie aus Bierdeckeln gebaut. Es dauerte keine sechzig Sekunden, und Mexiko-City glich einem Tollhaus.

Marta Sánchez war nun Witwe, sie wußte es nur noch nicht. Sie konnte nichts sehen, denn der Staub von ihrem zusammengefallenen Haus hatte sie vollständig eingehüllt. Sie stand immer noch in der schattigen Ecke des *patio,* ein Stück Kernseife in der Hand. Der Waschtrog und auch die Wand vor ihr waren heil geblieben. Sie waren stabil. Luis hatte sie aus dem stibitzten Zement selber gebaut. Die lauwarme Lauge schwappte über den Beckenrand auf Martas Füße, auf die billigen Plastiksandalen aus Taiwan. Sie stand immer noch starr. Es war totenstill ringsum.

Langsam, ganz langsam, begriff Marta Sánchez, was geschehen war. Sie ging auf die Trümmer ihres Hauses zu. Nicht eilig, eher bedächtig. Sie zog an einem Sparren, der aus dem Schutt herausragte. Ein paar Brocken kullerten auf die Fliesen des Hofes. Noch einmal zerrte sie an dem Holz. Das war natürlich völlig sinnlos, aber sie tat es trotzdem. Immer und immer wieder, bis sie ihn plötzlich in der Hand hielt. Triumphierend warf sie ihn hinter sich, als ob sie über das Schicksal gesiegt hätte. Nun schaufelte sie mit bloßen Händen im Dreck herum. Plötzlich hielt sie inne. Ihre Stimme überschlug sich, als sie wie von Sinnen nach ihrem Mann rief. »Luis! Luiiis! Luisito, komm her! Komm heraus da!!« Dann fielen ihr die Kinder ein.

Sie turnte über den Trümmerhaufen auf die Straße. Dort stieß sie auf Menschen, die ebenso kopflos waren wie sie.

Drei ihrer Kinder waren in der Schule, die beiden jüngsten waren in der Frühe mit der Großmutter zum Markt aufgebrochen, wo sie Kaugummi, Zigaretten, Lose und Plastikarmbänder verkauften. Die älteste, Rosalita, arbeitete in einem Hotel als Zimmermädchen. Was tun? Wohin? Womit anfangen? Marta Sánchez schlug die Hände vors Gesicht und begann zu rennen. Sie lief in Richtung Schule und verlor dabei ihre linke Sandale. Sie hielt inne, hinkte zurück, schimpfte auf die Sandale. Urplötzlich fing sie an, zur Jungfrau von Guadalupe zu beten; ebenso plötzlich hörte sie wieder auf und rannte weiter Richtung Schule.

Zwei Stunden später war sie wieder dort, wo sie einmal zu Hause war. Ihre drei Kinder Rodolfo, Emiliano und Carmen hatte sie bei sich. Die Schule hatte dem Beben standgehalten, den Kindern war nichts zugestoßen. An dem Trümmerfeld, unter dem der tote Vater lag, hatte sich nichts geändert. Niemand kümmerte sich um diesen Haufen Elend; es gab noch genug andere ringsum, und jeder war sich selbst der Nächste. Das Haus zur Rechten war komischerweise völlig unversehrt geblieben. Es war schon sehr alt, stammte noch aus der Kolonialzeit, hatte dicke Mauern und einen Holzbalkon. Es stand schon leer und sollte demnächst abgerissen werden. Auf der linken Seite aber lag die ganze Straßenzeile darnieder, auch das Bata-Schuhgeschäft und das Kino. Glücklicherweise war es leer, als es einstürzte.

Überall sah man Menschen, wie sie mit Stangen, Seilen, Eimern und Kehrblechen hantierten und versuchten, ins Innere der Trümmerhaufen vorzudringen. Spaten oder gar Spitzhacken gab es wenige; man improvisierte. Bei den Häusern, die aus Stei-



nen, Mörtel und Holz gebaut waren, konnte man mit solchen Werkzeugen sogar etwas ausrichten, und es waren auch schon die ersten Toten und Überlebenden geborgen worden. Die Verletzten sahen arg zerschunden aus. Einige klagten, wimmerten, die meisten schwiegen fassungslos. Notdürftig verband man ihre Verletzungen, jemand brachte ununterbrochen Tee aus einem der heil gebliebenen Häuser.

Bei den Neubauten sah es allerdings schlimmer aus. Hier war mit Stangen und Schippen nichts zu machen. Die tragenden Pfeiler waren eingeknickt wie Streichhölzer, und die Betonplatten der einzelnen Stockwerke lagen wie Käsescheiben schräg übereinander. Das neunstöckige Hochhaus an der Rückseite von Sánchez' Garten war nicht mehr höher, als es ihr bescheidenes Häuschen einst gewesen war, aber die einzelnen Etagen lagen akkurat gestapelt aufeinander. Sie waren nicht einmal zerbrochen. Aus dem Inneren hörte man vereinzelte Schreie, aber niemand konnte zu den Eingeschlossenen vordringen.

Aus dem Transistorradio kam ernste Musik. Der Präsident hatte den Notstand ausgerufen und sich persönlich an die Spitze des Krisenstabes gestellt. Alle zehn Minuten kam die Stimme eines Nachrichtensprechers, der versicherte, es werde alles zur Rettung der Verschütteten getan. Die Armee, die Polizei, das Rote Kreuz, Feuerwehr und die technischen Hilfsdienste seien pausenlos im Einsatz. Man solle jede Panik vermeiden und im Freien bleiben. Die Durchsage kam vom Band und war immer gleich. Popmusik und Werbung waren aus dem Programm genommen.

In der Straße, wo die Sánchez wohnten, machte sich der Unmut breit. Hier war noch kein einziger Krankenwagen aufgetaucht, keine Polizei, keine Feuerwehr. Unmittelbar nach dem Erdstoß waren etliche Nachbarn fortgelaufen, um Hilfe zu holen. Aber das Krankenhaus des Viertels war schwer beschädigt, und

vor dem Polizeihauptquartier standen bewaffnete Posten, die niemanden hineinließen. Die Telefonleitungen waren entweder blockiert, oder man hatte die Hörer einfach abgenommen; jedenfalls bekam man niemanden an den Apparat. Hilfe war also nicht in Sicht.

Zunächst hatten die Nachbarn noch händeringend nach der Polizei gerufen oder resigniert auf die Feuerwehr gehofft. Aber allmählich war die Stimmung der Hilflosigkeit in Wut umgekippt. Diese Wut bekam neue Nahrung, als Oma Sánchez mit den beiden Kleinsten der Familie zurückkam. Es dämmerte schon, und sie hatte schlechte Nachrichten. Rosalita war tot. Das Hotel, in dem sie gearbeitet hatte, stand nicht mehr. Dort waren auch viele Touristen unter den Opfern; Amerikaner, Engländer und andere *gringos.* Und dort war massenhaft Feuerwehr. Die Ambulanzen fuhren dort ständig hin und her, und zwei Hubschrauber der Luftwaffe waren mit Ärzten dort gelandet. Auf dem Platz vor dem Hotel hatten sie auch den Bürgermeister gesehen. Den Bürgermeister, den sie nur aus dem Fernsehen und von den Wahlplakaten kannten, stand leibhaftig keine fünf Meter von ihnen entfernt und sprach in die Mikrofone der Fernsehgesellschaften, schaute mit Trauermiene in ihre Kameras.

So war das also! *»Den gringos* wird geholfen, und uns arme Mexikaner läßt man hier in der Scheiße sitzen!«

»Bestimmt sind die Soldaten mit ihren Bulldozern auch schon in Cuernavaca, wo die Reichen wohnen...«

»Ach, deren Häuser stürzen doch sowieso nicht ein!«

»Wer weiß. Gott in seiner Gerecht tigkeit hat vielleicht die Richtigen gestraft?!«

»Ach du mit deinem gerechten Gott! Meine Frau und unser Kind liegen da drin. Sie sind bestimmt tot. Meinst Du, das wäre gerecht?«

»Hört mit der Streiterei auf, laßt uns lieber weitergraben. Uns hilft sowieso keiner, wir müssen uns selber helfen. - He, Pepe, wir brauchen noch Licht. In einer halben Stunde ist es dunkel. Sieh doch mal zu, ob du was auftreiben kannst. Aber wenn's ne Funzel ist, paß auf mit dem Gas!

Es war schon neun Uhr abends, als endlich zwei Fahrzeuge der Feuerwehr eintrafen. Ein Leiterwagen, der zu nichts nütze war, und ein Mannschaftswagen. Die *bomberos* sahen alles andere als ermutigend aus. Ihre Uniformen waren verdreckt, ihre Ausrüstung ungeordnet und nicht mehr vollständig. Die Männer waren müde, und man sah ihnen an, daß sie seit Mittag pausenlos im Einsatz waren. Sie sahen aus, als ob sie geradewegs aus der Hölle kämen, und sie hatten auch keinen rechten Elan mehr, irgend etwas Sinnvolles zu tun. Recht ziellos begannen sie, den Anwohnern bei ihren Grabungen zu helfen. Wenigstens gab es nun Spitzhacken, Flaschenzüge und Brechstangen. Aber bei den Betonplatten half das alles nichts. »Liebe Leute, ich kann auch nichts dafür, aber wir haben kein schweres Gerät.« Der Zugführer merkte, daß er kein Verständnis für seine Worte erwarten durfte. »Wir tun, was wir können, aber wir sind überhaupt nicht vorbereitet. Was wir hier brauchten, wären Preßlufthämmer, Kräne, Bulldozer. Wir haben das in den letzten Jahren tausendmal beantragt, aber niemand hat uns ernst genommen...«

»Dafür ist ja nie Geld da«, fiel ihm resigniert ein alter Mann ins Wort.

»Woher auch, wenn sie alles in die Armee stecken?!«, pflichtete ihm eine junge Frau bei.

»Ja, aber die Armee hat doch Bulldozer und das alles. Wo bleiben die denn nur?!«

»Die haben mehr Düsenjäger und

Fregatten, aber die helfen niemandem...«

»Ich dulde nicht, daß hier schlecht über unsere Streitkräfte geredet wird«, mischte sich der Zugführer wieder ein. »Mein Sohn dient auch fürs Vaterland, und unsere Soldaten tun ihr Bestes.«

So ging der Tag zu Ende. Nur wenige Verschüttete wurden an diesem Abend in dieser Straße noch geborgen.

Der zweite Tag verlief ähnlich entmutigend. Ein Küchenwagen vom Roten Kreuz kam an, um Suppe zu verteilen. Rinderkraftbrühe, Extra-Qualität von McCormick. Ein Geschenk des amerikanischen Volkes. >*Allianz für den Fortschritt*< war auf die Pappschachteln gedruckt und zwei in brüderlichem Handschlag vereinte Hände; die Kartons hatten mindestens zehn Jahre in Depots gelegen. Aber niemand hatte Appetit, obwohl die Suppe ganz angenehm duftete. Auch mit den Wolldecken, die massenhaft angefahren wurden, wußte man nichts Rechtes anzufangen. »Hergottnochmal, wir brauchen Preßlufthämmer, keine Suppe!« Es war der Mann, der gestern an Gottes Gerechtigkeit verzweifelt war, weil seine Frau und sein Kind verschüttet waren. Mittlerweile hatte man sie tot geborgen. »Mein Gott, j e t z t brauchen wir auch keine Preßlufthämmer mehr!« Er brüllte und starrte die verängstigte Krankenschwester mit der Suppenkelle an wie ein wildes Tier.

»Aber Senor, ich kann ja nichts dafür, wir tun unser Bestes.«

»Ich weiß«, schluchzte der Mann und begann, hemmungslos zu weinen.

Am frühen Nachmittag kam endlich auch schweres Gerät in die Straße der Sánchez'. Immerhin wurden noch 11 Menschen lebend geborgen, aber die Nachbarschaft hatte 78 Tote zu beklagen. Viele von ihnen hatten noch gelebt, als die Suppe ausgeteilt wurde.

So ging auch der zweite Tag vorüber.

Am dritten Tag tauchte eine merkwürdige Gestalt im Viertel auf. Marta Sánchez hatte ihn zunächst für einen Pfarrer gehalten und ihn gefragt, ob er nicht für wenig Geld eine Messe für die Toten der Familie lesen könnte. Aber Agustín, der tatsächlich das Gesicht eines Priesters hatte, lächelte nur und erklärte, er sei alles andere als ein Geistlicher. Sein Beruf sei Agrotechniker, aber er wäre hergekommen, um zu helfen. Agrotechniker? Was das wohl wieder sein mochte. Und wieso er helfen wollte. Ob er von der Polizei sei? Oder von der Stadtverwaltung? Aber nein! Augustin erklärte geduldig, er und einige Freunde seien aus Tepozlán im Bundesstaat Morelos angereist, um zu helfen. Einfach so. Sie lebten dort in einer großen *Cooperativa* namens *Huehuecoyotl.* Und als sie von der Katastrophe hörten, hätten sie sich eine Nacht und einen Tag lang ans Telefon gehängt und in ganz Mexiko, aber auch in den USA herumtelefoniert, um andere *Cooperativistas* aufzufordern, herzukommen und zu helfen. »So ist das, Senora.« Und nun sei er schonmal hier, um zu sehen, wo sie am besten mit der Arbeit anfangen könnten. Er wäre sozusagen die Vorhut. Er wolle das Terrain sondieren. Die anderen kämen später nach, sie besorgten noch Werkzeuge, Gerät, suchten noch nach Fachleuten und würden dann *brigadas verdes,* grüne Brigaden bilden.

Der armen Witwe Sánchez schwirrte der Kopf. Grüne Brigaden... Vorhut... Terrain sondieren...

»Aber Senor, was wollen Sie denn hier noch tun? Sehen Sie, wir leben und die Toten sind tot. Der Herr möge sich ihrer Seelen erbarmen.« Sie bekreuzigte sich flüchtig und fuhr fort: »Aber da drinnen lebt keiner



mehr.« Bei diesen Worten deutete sie mit einer kraftlosen Geste auf die Trümmerberge, die nun schon halbwegs geordnet in Bauschutt und wiederverwertbare Reste aufgeteilt auf Straße und Gründstücken lagen.

»Aber Senora, das Leben geht doch weiter. Jetzt fängt doch alles erst an, schwierig zu werden. Ich verstehe Ihren Schmerz, aber denken Sie jetzt an sich und Ihre Kinder.«

»Ja, aber wir sind arme Leute. Wir können Ihnen nichts bezahlen.«

»Das sollen Sie auch nicht. Ich sagte ja schon, wir kommen, um zu helfen, nicht, um an Ihnen zu verdienen.«

Marta Sánchez wurde mißtrauisch:

»Und deshalb kommen Sie extra von Morelos den weiten Weg hierher? Sie sind doch ein studierter Herr, ein *Señorito.* Das sehe ich Ihnen an. Was wollen Sie denn bei uns armen Sündern?«

Agustín mußte lächeln. Morelos lag nur eine gute Autostunde von der Hauptstadt entfernt, aber für Marta Sánchez war das das Ende der Welt. Vielleicht war sie nie aus dem *districto Federal* der Hauptstadt herausgekommen.

»Sie haben Recht, Señora, ich bin ein studierter Mann, aber kein *Señorito.* Sie werden sich wundern, wie ich zupacken kann. Bei uns in der *Coopemtiva* sind wir harte Arbeit gewohnt. Und warum wir hierher kommen, ist nicht schwer zu verstehen. In den Vierteln der Reichen fehlt es nicht an Hilfe, die brauchen uns nicht.«

»Da haben Sie nun aber wirklich Recht.« Die Witwe Sánchez dachte einen kurzen Moment nach und fugte dann hinzu: »Gott möge es Ihnen vergelten.«

Agustín wollte etwas entgegnen, biß sich aber auf die Lippen und schaute nur ein wenig genervt in den Himmel. Er holte tief Luft und lächelte Marta Sánchez so verständnisvoll an, wie er es eben konnte.

Am vierten Tag endlich rückte die grüne Brigade in der Straße der Familie Sánchez an. Agustín hatte schon mit den meisten Betroffenen gesprochen, sie kennengelernt, und in der vergangenen Nacht war schon einiges

von dem besprochen worden, was sie anpacken wollten. Dabei war viel *Tequila* geflossen und Agustín war nicht sehr trinkfest. Das hatte zu neuen Spekulationen gefuhrt, er könne vielleicht doch ein Priester sein. Jedenfalls schaute er an diesem Morgen, als er die *brigadistas* vorstellte und einwies, ziemlich jämmerlich aus.

Es waren knapp vierzig, überwiegend junge Leute, Frauen und Männer. Ein bunt zusammengewürfelter Haufen aus allen Teilen Mexikos, aus Kalifornien und Oregon, New York City und Arizona. Sie kannten sich untereinander kaum, und die meisten *gringos* sprachen nur schlechtes Spanisch. »Das kann ja heiter werden, mit diesem Chaoshaufen...« Agustíns Gedanken entsprachen seinem Zustand. »Wie sollen wir mit diesem Mischmasch aus Hippies, Edelanarchisten und Alternativfreaks den Leuten hier bloß helfen?!«

Es kam jedoch anders, als der verkaterte Agustín es befürchtete, und in dem Maße wie seine Kopfschmerzen verflogen, spielte sich auch die Arbeit der Brigade ein. So bunt und deplaziert der Haufen auf den ersten Blick auch aussah, so brauchbar war er doch, wenn man nur genauer hinsah. Unter den Freiwilligen befanden sich einige Handwerker und Arbeiter, eine Ärztin und zwei Anwälte. Einige kannten sich in Krankenpflege aus, und sehr viele hatten sich — beruflich oder als Autodidakten[1] — mit Ökologie, Städteplanung, biologischem Bauen und ähnlichen Dingen beschäftigt und dieses Wissen in ihren Kommunen auch praktisch angewandt. Sie waren also keine Theoretiker mit zwei linken Händen. Auch eine Architektin war dabei, und etliche waren von Beruf Lehrerinnen und Lehrer.

Es zeigte sich rasch, daß auf die eine oder andere Weise all diese beruflichen Kenntnisse von Nutzen sein konnten. Einzig Agustín als Agrotechniker war in dieser Hinsicht recht überflüssig, aber er war ein begnadeter Tüftler und fixer Elektroinstallateur. Später bekam er dafür im Viertel den Spitznamen >der Strippenzieher<.

Was aber vielleicht noch wichtiger war als diese beruflichen Fähigkeiten: die *brigadistas* kamen freiwillig. Sie ließen die Leute fühlen, daß es Solidarität gab. Sie waren nicht von der Regierung bezahlt, taten hier nicht irgendeinen Job und gingen auch nicht mit der christlichen Nächstenliebe hausieren. Die meisten von ihnen kamen aus der Alternativscene, fast alle lebten in Kommunen, Kooperativen oder politischen Kollektiven. Viele waren Anarchisten, andere mehr spirituell angehaucht oder definierten sich nicht näher. Gemeinsam war ihnen allen, daß sie ein sehr starkes ökologisches Bewußtsein teilten und daß sie meinten, hier etwas tun zu müssen.

Das Geheimnis, wie es gelungen war, innerhalb weniger Tage Hunderte Freiwilliger zusammenzutrommeln und mehrere solcher Brigaden zusammenzustellen, hieß >*red*<. Dieses spanische Wort bedeutet >Netz< und ein Zusammenschluß dieses Namens koordiniert Kommunen und Kooperativen in ganz Mexiko. *Red* unterhält enge Beziehungen zur Kommunebewegung in den USA und Europa. Ihre Gründer leben in der Anarchokooperative *Huehuecoyotl*, und hier wurde auch die Idee der grünen Brigaden geboren.

Die Leute im Viertel verstanden zwar nicht viel von Kommunen, Ökologie oder gar Anarchismus, aber sie spürten doch, daß hier etwas passierte, was sie zwar nicht kannten, ihnen aber irgendwie gefiel.

Die *brigadistas* begnügten sich nämlich nicht mit Steineklopfen, Handreichungen und Suppekochen. Sie waren nicht gekommen, um alles wieder so herzurichten, wie es vorher gewesen war. Sie wollten den Leuten

1) Autodidakt = jemand, der sich Wissen selber aneignet

auf Dauer helfen. Und das konnte nur damit beginnen, ihnen behutsam, aber einsichtig klarzumachen, woher die Ursachen ihres Unglücks kamen und was man vielleicht in Zukunft anders machen könnte. Ein neues Erdbeben konnten sie zwar nicht verhindern, aber die Folgen künftiger Ereignisse konnte man schon beeinflussen. Und das galt nicht nur für Naturkatastrophen.

In den folgenden Wochen, in denen die Brigade in wechselnder und langsam schrumpfender Besetzung am Ort blieb, konnten sie den Leuten vieles klarmachen. Aber sie traten dabei nicht nur als Lehrer auf, sie lernten, daß vieles von dem, was sie den Menschen vermitteln wollten, schon längst in ihnen steckte, allerdings verschüttet. Vor allem aber lernten sie, daß es allemal am wirkungsvollsten und befriedigsten ist, wenn man die Grundsätze von gegenseitiger Hilfe, von Solidarität, von Kollektivismus und Freiheit nicht nur als Agitator vertritt, sondern vorlebt.

Hierbei kamen nun auch die verschiedenen beruflichen Kenntnisse zum Tragen. Besonders wertvoll für die Menschen war die Hilfe der Rechtsanwälte, die sie erst mal über ihre Rechte aufklärten. Eine Lawine an Verwaltungskram und Papierkrieg kam auf die armen Opfer zu. Rentenansprüche, Baugenehmigungen, Totenscheine, Anträge für Beihilfen und vieles mehr. Aus dem In- und Ausland waren große Mengen an Geld- und Sachspenden eingetroffen. Damit nicht alles in undurchsichtigen Kanälen versickerte und auch die wirklich Bedürftigen etwas davon abbekamen, waren schon findige Advokaten mit Ellenbogen und juristischer Phantasie nötig. Glücklicherweise hatten die Anwälte der Brigade diese Qualitäten.

Beim Wiederaufbau konnte die Gruppe mit Rat, aber auch mit Tat helfen. Angefangen von der Art, w i e man baute über die Fragen der Finanzierung bis hin zu Statik, Genehmigung und Architektenarbeit dienten die *brigadistas* als kostenlose und geduldige Ansprechpartner.

Sie erzählten den Obdachlosen zum ersten Mal etwas von Baubiologie: natürliche Materialien, andere Konstruktionsarten, Häuser, die gesünder waren und auch erdbebensicherer. Vor allem aber stellten sie die Frage: Warum wieder genauso aufbauen? Jeder für sich? Jede Familie isoliert? Könnten sie nicht gerade jetzt, wo alle gleich betroffen waren und wo sie sich schon mal zwangsläufig in nachbarschaftlicher, gegenseitiger Hilfe zusammengefunden hatten, aus der Not eine Tugend machen und auch gleich als Nachbarschaftskollektiv weiter zusammenhalten? Ihre Häuser ganz anders wieder aufbauen? Sozialer Urbanismus, Stadtplanung, Nachbarschaftskollektiv und Mietergenossenschaften waren Vokabeln, die die Leute von *red* in die Debatte brachten und die so kaum verstanden wurden. Diese abstrakten Begriffe wurden erst klarer, als man sie mit Inhalten füllte und die ersten Grundrisse skizziert waren: man könnte gemeinsame Höfe, Spielplätze, Gärten einrichten. Versuchen, den Boden zu kaufen oder langfristig zu pachten - wenn nötig, auch durch politischen Druck. Man könnte aus der Nachbarschaft eine Art großer Familie, eine *vecindad* machen, in der zwar jeder sein privates Haus, seine Wohnung hätte, in dem aber vieles eben gemeinsam besser, billiger und schöner zu schaffen sei. Vor allem aber könne man als Gruppe die Interessen aller viel besser vertreten und die Pläne eher durchsetzen, als wenn sie getrennt, jeder für sich, kämpften. Das war nun eine Sprache, die die Leute verstanden, und natürlich führten diese Vorschläge zu heißen Debatten. Jetzt hieß es auf einmal, die *brigadistas*



müßten Kommunisten sein, die Moral, Familie und Ordnung untergraben wollten. Man sagte das zwar nicht offen, aber einige verbreiteten es hinter vorgehaltener Hand. Es roch nach Spaltung, denn zwei etwa gleich große Gruppen standen sich gegenüber: die einen waren begeisterte Anhänger der Vorschläge aus der Brigade, die anderen waren fast ebenso entschlossen dagegen. Am kommenden Sonntag wollte man den Pfarrer um Rat fragen.

Die Verwirrung war komplett, als sich der junge Pfarrer völlig unerwartet auf die Seite der *brigadistas* stellte. Er war noch nicht lange hier im Amt und kannte seine Gemeinde kaum. Noch vor wenigen Monaten hatte er in Panama gelebt, wo er als überzeugter Anhänger der >Theologie der Befreiung<[2] zwei Jahre lang in einer Basisgemeinde gearbeitet hatte. Hier mußte er lernen, sich seiner Haut zu wehren: gegen die Reichen ebenso wie gegen die Kirchenobrigkeit. Und auch hier, in dieser Gemeinde von Mexiko City, hatte er einen schweren Stand, denn sowohl die meisten Gläubigen als auch sein Bischof gehörten zur erzkatholischen, konservativen Sorte.

Am Abend jenes Sonntags kam Agustin müde und unrasiert mit einer Horde Kindern von *Huehuecoyotl* zurück in die Hauptstadt, zurück in die Straße der Sánchez', wo die ersten Häuser bereits wieder im Aufbau waren. Sie hatten das Wochenende mit den Kindern des Viertels auf dem Lande verbracht, in der Kommune der Anarchisten. Sie brauchten drin-

2) In Lateinamerika, insbesondere Brasilien, erinnerten sich vor ca. 20 Jahren Teile der Kirche an die verarmten Slumbewohner und rechtlosen Bauern. Im Gegensatz zur üblichen Kirchenpraxis verteilten sie keine Almosen, sondern förderten die Selbstorganisation und Selbsthilfe der Betroffenen und führten die dezentrale Struktur der >Basisgemeinden< ein. Die >Theologie der Befreiung< fordert auch das Recht, sich gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit zu wehren - wenngleich alles im Rahmen christlicher Ethik und kirchlicher Strategie.

gend **etwas** Erholung und Ablenkung von all dem Elend, und die paar Tage in den Häusern und Werkstätten, auf den Feldern und in den Bergen hatten ihnen sichtlich gut getan.

Nachdem die Kinder zu Bett waren, ging Agustín zum Gemeinschaftshaus hinüber. Es war einer der ersten Neubauten, die sie alle gemeinsam beschlossen und errichtet hatten. Der Saal war noch nicht ganz fertig, und der Putz erst halb aufgetragen. Als er durch die Türe trat, schlug ihm Tabakqualm und eine hitzige Debatte entgegen.

»Also, der Herr Pfarrer hat jedenfalls gesagt, das wäre gut. Warum sollen wir es also nicht tun?«

»Aber wenn es doch gottlos ist und kommunistisch? Der Herr Pfarrer hat nämlich auch gesagt, die *brigadistas* wären Anarchisten. Das ist bestimmt nichts Gutes.«

»Ich weiß nicht, was das bedeutet, Anarchisten«, ließ sich nun Marta Sánchez vernehmen, »aber ich glaube, unser Herr Jesus Christus hätte auch nicht anders geholfen. Hat er nicht auch den Armen die Hand gereicht? Die *brigadistas* haben doch nur Gutes getan.«

»Aber sie fuhren bestimmt Böses im Schilde. Sie wollen unsere Familien zerrütten...«

»Ach Quatsch, ich kenne Anarchisten«, mischte sich nun die junge Consuelo ein, die an einer Abendschule Kurse belegte und tagsüber in einem Büro arbeitete, wodurch sie in der Nachbarschaft große Achtung genoß. »Mein Großvater war auch einer, und unsere Familie war überhaupt nicht zerrüttet. Er kam aus Spanien hierher und heiratete meine Großmutter, eine Mexikanerin. Ich kann euch sagen: diese Anarchisten, die ich kenne, sind harmlose, alte Leute. Früher hatten sie ein Lokal und eine Bibliothek, die *Casa del obrero mundial* in der *Calle República del Paraguay.* Als Mädchen war ich oft mit meinem Opa dort. Mein Opa hat mir auch erzählt, daß sie früher Gewerkschaften und Streiks gemacht hätten und eine Schule. Er sagte auch immer, selbst unser Emiliano Zapata wäre Anarchist gewesen...«

»Das ist doch nicht wahr!« rief einer erbost dazwischen.

»Ich weiß es nicht«, fuhr Consuelo unbeirrt fort. »Jedenfalls waren diese alten Anarchisten gebildete Leute, die viel gelesen haben. An Gott haben sie zwar nicht geglaubt, aber an Solidarität. Ich weiß auch nicht, ob die *brigadistas* nun Anarchisten sind oder nicht, denn die, die ich kenne, waren alle alt und haben nur immer debattiert und geredet und ihre Zeitung gemacht. Ich weiß auch nicht, was die im Schilde führten, aber etwas Böses war es gewiß nicht.«

Einen Moment schwieg die Versammlung, bis jemand auf Agustín aufmerksam wurde. »Sag mal Agustín, ist es wahr, daß ihr Anarchisten seid?

»Ich ja, aber nicht alle von uns. Wieso?«

»Weil wir wissen wollen, was ihr mit uns vorhabt. Was heißt das denn eigentlich, Anarchist ?«

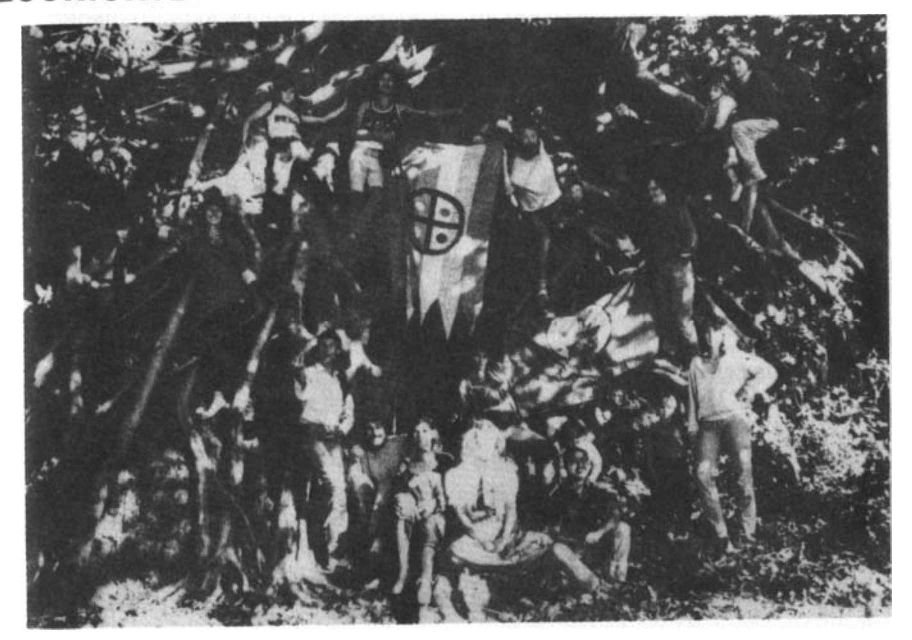
»Anarchismus, das heißt genau das, was ihr hier macht, was wir gemeinsam hier tun: nicht auf Hilfe vom lieben Gott oder vom Staat warten, sondern uns selber helfen. Uns zusammenschließen, uns gemeinsam wehren, uns gegenseitig helfen. Und keine Angst: wir haben nichts mit euch vor. Ihr müßt das selber bestimmen. Anarchist sein heißt vor allem, selber denken und selber handeln und nicht das tun, was euch der *patrón* sagt oder der Polizist oder der Staat oder wir von der Brigade. Wir sind nur hier, um euch zu helfen und ihr helft uns vielleicht auch einmal, wenn wir eure Hilfe brauchen. Aber was ihr tun wollt, das entscheidet ihr ganz allein...«

Es wurde spät an diesem Abend.

Die Diskussion ging bis weit nach Mitternacht. Als Agustín in dieser Nacht in sein Bett kroch, das im halbfertigen Haus der Sánchez' stand, kam Marta noch einmal zu ihm und räusperte sich. »Was ich Ihnen noch sagen wollte, Don Agustín - Sie sollten auch an Gott glauben. Ich bin nur eine unwissende Frau, aber was ich heute über Anarchisten gehört habe, gefällt mir. Nur - warum glauben Sie nicht an Gott? Wenn das alles stimmt, und wenn unser Emiliano Zapata ein Anarchist war, dann muß unser Herr Jesus auch einer gewesen sein. Meinen Sie nicht?«

Agustín lächelte. Er hatte das Gefühl, sie hätten einen langen Marsch begonnen. Einen langen Marsch auf dem richtigen Weg.

GESCHICHTE



Mitglieder der Kommune »Huehuecoyotl« 1986

Anfang der siebziger Jahre kamen sie nach Europa - der Kern der Leute, aus denen später die Kommune *Huehuecoyotl* entstehen sollte. Sie kamen aus Mexiko und glaubten, in Europa eine Art Erleuchtung zu finden. Das Echo der Studentenbewegung, des Pariser Mai, die Nachricht von Kommunen waren zu ihnen gedrungen und hatten sie über den Atlantik gelockt.

Sie waren zu Gast bei den Kabouters[3] in Amsterdam, besuchten die Anarchisten in Italien, lebten bei den Situationisten[4] in Frankreich. Das alles fanden sie ganz schön, aber es hat sie nicht vom Hocker gerissen. So beschlossen sie denn, auf diesen Anregungen aufzubauen und ihre eigenen Erfahrungen zu machen. Sie taten dies sehr gründlich und sehr konsequent: sie begannen, als Nomaden zu leben.

Mit Sack und Pack, Kind und Kegel und buchstäblich mit Zelt und Wagen zogen sie durch die Lande. Sie

wurden immer mehr. Zu den Mexikanern kamen Amerikaner und Europäer verschiedener Nationalitäten. Und natürlich blieb die Gruppe nicht immer gleich: neue kamen hinzu, andere gingen, aber ein Kern blieb immer konstant. Jahrelang.

Die Odyssee der Kommune dauerte über neun Jahre. Sie zogen durch halb Europa und Nordafrika, durch Asien und den amerikanischen Kontinent. Unterwegs lernten sie nicht nur Linke, Kommunen und Anarchos kennen, sondern auch Berber in Nordafrika und Nomaden in Tibet, Sinti in Europa und Indianer in Amerika. All dies hat sie mindestens ebenso geprägt wie die neuen Lebensformen, die ihnen in der europäischen Linken begegneten. So erfuhren sie nicht nur politische Ideen, sondern er-lebten sich auch Dimensionen von Ökologie und Kollektivität. Unterwegs bekamen sie Kinder, überwanden Streitigkeiten, Eifersüchte und Verfolgungen, wurden aber eine feste Gruppe. Irgendwann einmal begannen sie sich als >Stamm< zu fühlen und nannten sich fortan auch so.

Als das zehnte Jahr ihrer Wanderschaft anbrach, hielten sie die Zeit gekommen, zu siedeln. Sie waren reif dafür, und auch die Situation schien ihnen günstig zu sein. Sie ließen sich indes nicht in den Metropolen des Wohlstandes nieder und suchten sich auch keine Hochburg politischen Fortschritts aus. Sie siedelten in einer armen, strukturschwachen Gegend und taten dies mit Volldampf. Bei Tepozlán im mexikanischen Bundesstaat Morelos kauften sie Land, bauten ihre eigenen Wohnungen und Werkstätten. Alles andere als sektiererisch oder anarchodogmatisch begannen sie zu wirken. Nicht als isoliertes Grüppchen im selbstgestrickten Paradies, sondern mit ebensoviel Engagement nach außen wie nach innen.

Sie regten in ihrer Nachbarschaft die Kleinbauern, die Textilarbeiterinnen, die Eltern und die Jugendlichen zur Selbstorganisation an. Dabei setzten sie fast vergessene indianische Akkerbau- und Bewässerungsmethoden ebenso unbefangen und selbstverständlich ein wie Computer und moderne Informatik.

Hinzu kommt, daß die Kommunarden aus Tepozlán sich auch unter ihresgleichen zusammengeschlossen haben: Sandra und Alberto, Mitbegründer der Kommune, haben ein Netzwerk von ähnlichen Kooperativen, Kommunen und Gruppen in ganz Mexiko ins Leben gerufen, das >*red*<. So kann man gemeinsam handeln, agieren und reagieren.

Auf dem >Ersten Nationalen Ökologistentreffen<, das *red* organisierte, kamen über 2000 Menschen aus Hunderten von Gruppen zusammen. Sie hielten ein öffentliches Tribunal gegen die Umweltzerstörung in Mexiko ab und prangerten über 300 Fälle an: vom Raubbau an den Wäldern bis hin zur Unterdrückung der Indianer. Das Ganze blieb aber kein trockener Kongreß, es wurde ein politischer Karneval. Audiovisuelle Vorführungen, Multimedia-Shows, Theater, Poesie, Lieder, Feste und Tänze sorgten dafür, daß die *ecologistas* nicht unter sich blieben. Zum Abschluß zog ein bunter Protestmarsch in die Distrikthauptstadt, und viele >unpolitische< Leute aus der Bevölkerung zogen mit. Riesige Pappmachefiguren und Horrorpuppen schritten vorweg; sie symbo-

3) >Kabouters< [Heinzelmännchen] nannte sich eine sehr erfolgreiche Gruppe von Anarchisten innerhalb der >Provo<-Bewegung Amsterdams in den späten 60er Jahren. Ihre sehr an Kropotkin orientierten Aktionen waren überaus phantasiereich und bezogen sich auf Probleme und Unterstützung in den Stadtteilen.

4) >Situationisten< nannte sich eine radikale, überwiegend intellektuelle Protestbewegung, vornehmlich an französischen Universitäten, in den 60er und frühen 70er Jahren. Sie können als Vordenker der Studentenunruhen angesehen werden und standen dem Anarchismus in vielen Punkten sehr nahe.



lisierten die Atommonster. Enorme Phantasievögel versuchten, sie zu vertreiben. Dieser Hieb ging gegen das erste Atomkraftwerk Mexikos, das bei Veracruz entsteht. Bunte Fahnen, Trommeln, Tänzer, Maskierte und Pantomimen quirlten durch die Demo.

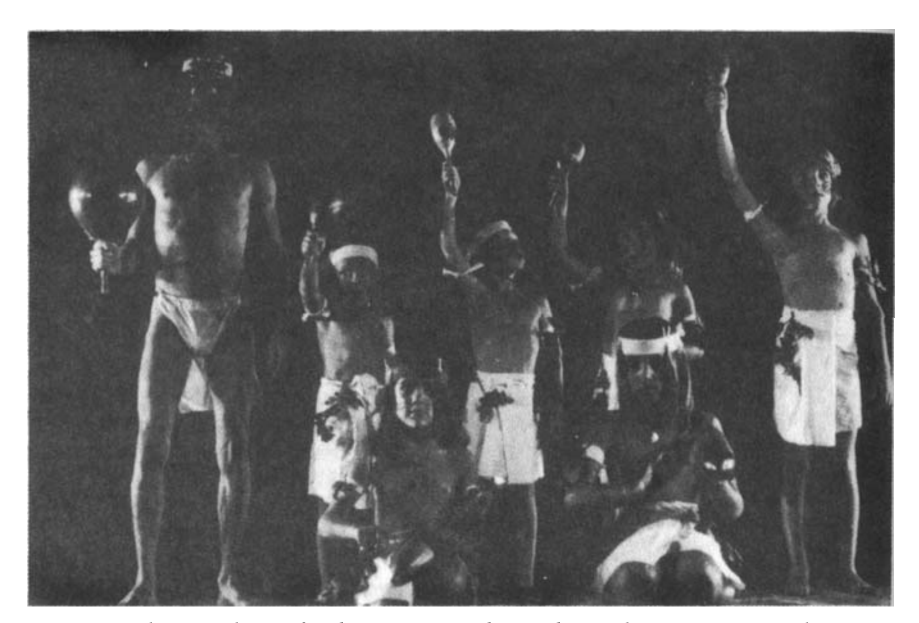
Es erstaunt nicht, daß die Leute von *Huehuecoyotl* auf die Idee kamen, nach dem Erdbeben etwas Praktisches zu leisten. Dank der Existenz von *red* gelang es, in kürzester Zeit die >grünen Brigaden< aufzustellen. Hinzu kam, daß *Huehuecoyotl* Kontakte in alle Welt hat. Zu den Anarchisten in Europa, zur Alternativ- und Kommunebewegung in den USA, zu den Kooperativen in Kanada, zu einzelnen Gruppen in Lateinamerika. Besonders intensiv sind die Verbindungen zu den Kommunen in Kalifornien und dem Anarchoökologen Murray Bookchin in Vermont, USA. Alberto Buenfil von *Huehuecoyotl* ist in gewisser Weise ein geistiges Patenkind von Bookchin, der nicht nur einer der bedeutendsten Theoretiker des modernen Anarchismus ist, sondern in seiner Heimat mit Gleichgesinnten ähnliche Formen eines undogmatischen, pragmatischen Anarchismus vorlebt. In *Huehuecoyotl* wurde so manche Anregung Bookchins aufgegriffen, so manche These von ihm in reales Leben umgesetzt.

Diese Kontakte halfen natürlich stark dabei, daß es wirkliche >internationale Brigaden< wurden. Gruppen, die ohne viel Gerede, ohne Propaganda und Pathos das taten, was ihnen wichtig war: ökologisch handeln, anarchistisch leben, gegenseitige Hilfe praktizieren.

Bescheiden berichtet Alberto in einem Brief, als alles vorüber war: *»Die Katastrophe hat viele Dinge ins Bewußtsein gerückt, wie den absurden Zentralismus der Hauptstadt, die Notwendigkeit dezentraler und selbstverwalteter Alternativen zum Wachstum und die Frage nach einer ökologischen Sichtweise für die Stadtentwicklung ganz allgemein. Das Netzwerk hat eine ganze Reihe sogenannter >grüner Brigaden< aufgestellt,*



Alberto Ruz Buenfil zusammen mit Murray Bookchin (links)



Tanz **und** *Theatergehören für die Kommunarden zu den wichtigsten Kommunikations- und Ausdrucksformen. Hier bei einer Vorführung in Kalifornien, 1979*

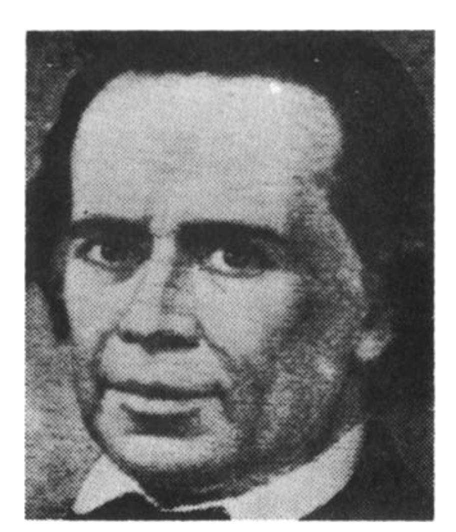
die sich sofort daranmachten, in den am meisten geschädigten Stadtteilen, vor allem den subproletarischen, mit der Hilfe zu beginnen. Es ging nicht nur um die Arbeit, sondern auch darum, ökotechnische Informationen und Anwendungen zu vermitteln, dezentrale Formen der Entscheidungsfindung zu praktizieren, Stadtteilaktionen zu fördern usw. Wir unsererseits hier auf dem Lande haben uns in ein Erholungsheim für die Brigadisten verwandelt, damit sie neue Kräfte sammeln, sich ausruhen und waschen und mit dem Leben wieder in Kontakt kommen konnten. Auf unserer Kommune entstand ein Camp, in dem an den Wochenenden über 150 brigadistas eintrafen, die ihre Aktivitäten koordinierten, Entscheidungen fällten und sich ein bißchen von dem Schock der Ereignisse erholten.«

Alberto mag in seiner Bescheidenheit richtig liegen. Das alles war sicherlich kein weltbewegender Akt, aber ein konsequenter. Diese Art, als Anarchist zu wirken, ist nicht nur in Mexiko neu.

Die junge Generation undogmatischer Libertärer vom Schlage *Huehuecoyotl* steht im Kontrast zur traditionellen anarchistischen Bewegung Mexikos, die durchaus nicht unbedeutend war. Heute jedoch ist sie — wie in den meisten lateinamerikanischen Ländern — nur noch ein schwacher Abglanz ihrer einstigen Stärke. Zwischen neuer und alter Bewegung gibt es zwar freundliche, aber spärliche Kontakte. Die Gruppen um *red* und andere, die sich eher als libertär denn als anarchistisch definieren, sind auch unabhängig von den alten *anarquistas* entstanden; sie haben nicht dieselben Wurzeln.

Diese Wurzeln des Anarchismus reichen weit ins 19. Jahrhundert zurück, konkret bis ins Jahr 1849 und beginnen mit einer Polemik der Kirche gegen die einsickernden Ideen des >utopischen Sozialismus<, der vorgibt, »die Bedingungen des menschlichen Geschlechts zu verbessern, ohne die Religion unseres Herrn Jesus Chri-

stus zu beachten«. Einer der ersten Anarchisten Mexikos, Melchior Ocampo, nimmt das Schicksal vieler mexikanischer Anarchisten beispielhaft vorweg: Verbannung in die USA. Ocampo, der einem Kreis Liberaler angehört, liest 1854 die Schriften Proudhons[5] und vertritt fortan den Anarchismus. Fünfzehn Tage lang war er sogar Minister im Kabinett des Präsidenten Comonfort, wird aber gefeuert, als er für eine radikale Umwälzung der Verhältnisse eintritt und eine Übereinkunft mit der Kirche ablehnt. Er landet als Verbannter in New Orleans, übersetzt anarchistische Bücher, kehrt nach Mexiko zurück und gilt heute als Begründer des mexikanischen Anarchismus.



Melchior ***Ocampo***

Die erste Gewerkschaft Mexikos, die der Hutmacher, wurde am 5. Juni 1853 gegründet und trug den bezeichnenden Namen > Privatgesellschaft der gegenseitigen Hilfen<.

In der wechselvollen Geschichte Mexikos breiteten sich anarchistische Ideen munter aus. Auf der einen Seite in Form von Gewerkschaften, Kooperativen und Syndikaten der landlosen Kleinbauern - also durchaus ähnlich wie in anderen Ländern. Andererseits aber war der Anarchismus in Mexiko auch immer eine Idee, die Politiker, Philosophen und selbst Militärs zu begeistern vermochte. Allerdings wohl nie in letzter Konsequenz. Dies ist offenbar eine typisch mexikanische Variante des Anarchismus. Es wird berichtet, daß Ocampo im Jahre 1858 an der Spitze des Konvois ritt, mit dem die Regierung Juárez in die provisorische Hauptstadt Colima umzog. Neben ihm trabte der französische General Collin. Auf dem langen Ritt unterhielten sie sich pausenlos über die Schriften Proudhons und die anarchistische Philosophie, bis beide schließlich ins Schwärmen gerieten. Solche Plaudereien führten zwar nicht zu anarchistischen Revolutionen, aber sie prägten die mexikanische Politik. Auf die Reformgesetze der Regierung Juárez nahm libertäres Gedankengut ebenso Einfluß wie auf die Agrarrevolution von 1910; der legendäre Revolutionsführer Emiliano Zapata war von anarchistischen Ideen ebenso inspiriert wie die führenden Intellektuellen Mexikos, die sich gegen die Herrschaft des habsburgischen Kaisers Maximilian auflehnten und 1865, zusammen mit der libertären Gewerkschaft der Textilarbeiter, den ersten Streik in der Geschichte Mexikos organisierten.

Und immer wieder kamen die Anarchoaktivisten aus den Reihen der liberalen Bewegung, die sich 1905 als Partei konstituierte. So sehr, daß dieses traditionelle, radikale Sammelbekken schließlich eine rein anarchistische Organisation war. Die Begründer dieser ersten anarchistischen Massenorganisation um die Jahrhundertwende waren die populären Brüder

5) Pierre Joseph Proudhon (1809-1865), einer der Begründer des modernen Anarchismus. Wirtschaftskritiker und -theoretiker, Begründer des >mutualistischen< Anarchismus und einer der schärfsten Kritiker von Karl Marx. Zeitweise Abgeordneter in der frz. Nationalversammlung, Begründer einer >Tauschbank<. Lange Jahre im Gefängnis bzw. Exil.



Während der Diktatur von Porfirio Diaz: Ricardo Flores-Magon (2. v. l.) und J. Guadalupe Posadas (vorne) in der Redaktion ihrer Zeitung

Ricardo und Enrique Flores-Magón. Nach der Niederschlagung des anarchistischen Aufstandes in der Provinz Hidalgo und der folgenden Diktatur von Porfirio Diaz verkörperten sie und ihre rein anarchistische *Partido Liberal* die entschlossensten Kräfte der Opposition. Mit ihren Zeitschrift *Regeneración* und *El Hijo delAhuizote* trugen sie den Widerstand in den letzten Winkel des Landes. Während der mexikanischen Revolution von 1910 wurde Ricardo Flores-Magón zu einem wichtigen Berater des Bauernführers Zapata, der ohnedies stark von den Vorstellungen bekannter mexikanischer Anarchisten wie Rhodakanaty und Zalacosta geprägt war. Aber die Institutionen hatten den längeren Atem. Die Revolution triumphierte zwar, jedoch nicht im anarchistischen Sinne. So wurden, beispielsweise in der Agrarrevolution, etliche anarchistische Vorschläge verwirklicht, auch wurden unerhört fortschrittliche Streik- und Arbeitsgesetze eingeführt, aber die Revolution verbürokratisierte, wurde korrupt und verkam immer mehr in dem Prokrustesbett der >Revolutionären Instutionalisierten Partei Mexikos <, die noch heute an der Macht ist und sich in nichts von übelsten sozialdemokratischen oder nationalistischen Staatsparteien unterscheidet. Der revolutionäre Elan eines Zapata fiel dieser institutionalisierten Revolution ebenso zum Opfer wie der schöpferische Geist eines Ricardo Flores-Magón, der in einem Gefängnis in Kansas 1922 jämmerlich zugrunde ging. Die Zeitung *Regeneración* erscheint noch heute und noch in den fünfziger Jahren, so berichtete der deutsche Anarchoveteran Augustin Souchy, habe er in Mexiko häufig anarchistische Vor-



¡LUZ!

PERIODICO OBRERO LIBERTARIO

RICARDO F. MAGON

EN LA PRISION

träge gehalten — in den Kasernen und auf Einladung von mexikanischen Generälen...

So machte die anarchistische Bewegung in Mexiko, in einem Prozeß, der über einhundert Jahre dauerte und lange vor der russischen Revolution begann, die Erfahrung, daß eine Institutionalisierung revolutionärer Ideen, das bloße Wohlwollen, das Militärs, Politiker, Machthaber und Philosophen selbst dem Anarchismus entgegenbringen können, nicht zur Anarchie führt. Starre Institutionen und der lange Atem der Bürokratie sind auf Dauer der Tod einer jeden Revolution.

Nach dem Ende des spanischen Bürgerkrieges erlebte der mexikanische Anarchismus einen erneuten Aufschwung: die mexikanische Regierung, die die spanischen Republikaner engagiert unterstützt hatte, ließ die Flüchtlinge unter großzügigen Bedingungen ins Land. Viele tausend Anarchisten ließen sich in Mexiko nieder, die meisten für immer. Sie brachten für kurze Zeit auch wieder fri-

EL SINDICALISTA

Los politicos no salvarán nunca a la clase obrera, a pesar de todas sus promesas



Emiliano Zapata

sehen Wind in die Bewegung, aber ihr Blick blieb lange auf Europa, auf Spanien gerichtet. Sie betrachteten Mexiko meist nur als ein vorübergehendes Exil. Auch ihr Elan versickerte in den folgenden Jahrzehnten; dennoch hinterließen sie Spuren: Gewerkschaften, Kulturarbeit, Streiks, Landnahme waren Aktionen, die mexikanische und spanische Anarchisten in den 40er, 50er und 60er Jahren durchführten. Vor allem aber engagierten sich viele im Schulwesen. Auch dort hinterließen sie Erinnerungen: 1976 erklärte der mexikanische Erziehungsminister in einem Interview: »Anarchisten? Das sind sehr honorige Menschen. Das waren doch die, die uns nach 1940 das Lesen und Schreiben und die Kultur beigebracht haben...« Solche wohlwollende Toleranz kann erdrückend sein. Sie kann eine Revolution ebenso zerstören wie ein militärischer Schlag. Ob es das war, woran Agustín vor dem Einschlafen dachte? Marta Sánchez und er und all die anderen hatten sich auf einen langen Marsch begeben. Man kann nur hoffen, daß es der richtige Weg ist und daß er nicht in die mexikanischen Sümpfe fuhrt...



Als Mexiko im September 1985 von dem verheerenden Erdbeben heimgesucht wurde, geschah etwas Denkwürdiges: Anarchisten leisteten Hilfe. Mit Taten, nicht mit Worten oder Polemik. Das ist durchaus erstaunlich, das ist neu.

Noch vor wenigen Jahren hätten die Anarchisten in Mexiko oder anderswo nicht sonderlich mehr auf die Beine gestellt als ein paar bissige Artikel oder polemische Kommentare in ihren Zeitungen, in denen sie die Korruption der Bauwirtschaft, die Unfähigkeit des Staates oder das Chaos bei den Hilfsdiensten angeprangert hätten. Sicherlich mit viel Recht, aber es hätte niemanden interessiert. Wer liest schon anarchistische Zeitungen und wem helfen schon Worte?

Das Beispiel der >grünen Brigaden< ist ein Hinweis auf so etwas wie einen >neuen Geist<, der derzeit die ganze, weltweite anarchistische Bewegung zu ergreifen scheint. Ein >frischer Wind< weht, und nach dem Erdbeben in Mexiko-City wehte er besonders fühlbar.

Dieser >frische Wind< verkörpert keine neue Theorie, keine grundlegend neuen Ideen, auch kein neues Ziel. Eher ein allgemeines, selbstkritisches Umdenken, eine Hinwendung zum Praktischen, zum Alltäglichen. Oder, anders gesagt: erste Versuche, aus dem anarchistischen Ghetto auszubrechen und sich das Leben zurückzuerobern. Wieder auszubrechen, wäre korrekter, denn Anarchisten standen in der Vergangenheit schon oft mitten im Leben und außerhalb des Ghettos. Aber das ist durchweg lange her und seit fast 50 Jahren wissen sie keine gültige Antwort mehr auf die Frage, wie man denn zu den schönen Veränderungen konkret gelangen könne, von denen sie schwärmen. Hier und heute und konkret. Anarchisten schicken sich an, von den Höhen papierner Gesellschaftskritik wieder auf den Teppich zu kommen; auf den Teppich des gelebten Lebens. Sie bemühen sich, das weite, brachliegende Spektrum, das zwischen den dominierenden Polen >Theorie< und >punktuelle Kämpfe<

liegt, auszufüllen. Jeder Anarchist, der nicht blind von sich selbst begeistert ist, muß bei selbstkritischer Betrachtung zugeben, daß in den letzten zwanzig Jahren zwischen Schreibtisch und Straßenschlacht nicht viel gelaufen ist.

Dieser >frische Wind< ist eine hoffnungsvolle Tendenz, und das Beispiel Mexiko ist durchaus zufallig gewählt - es gibt viele neue Ansätze in dieser Richtung[6] und, was noch wichtiger ist, es werden mehr.

Zurück vom exotischen Mexiko ins graue Deutschland der achtziger Jahre.

Bei Anarchistens ist man geneigt, Andersartiges je leichter zu akzeptieren, je weiter es weg ist. Je exotischer, desto toller, heißt die Devise. Wie aber steht es bei uns?

Man tut sich schwer mit neuen Denkmustern. In einem Land wie unserem, das eher schwache libertäre Traditionen hat, steht anarchistische Dogmatik erstaunlich hoch im Kurs. Mit deutscher Gründlichkeit werden hier noch Schlachten um reine anarchistische Positionen geschlagen, die mit unserer Realität, mit unserem eigenen Leben, kaum etwas zu tun haben. Falsche Polarisierungen bestimmen immer noch das Bild der Debatte in der Bundesrepublik - mit den üblichen rühmlichen Ausnahmen in Praxis und Theorie. Hierzulande fuhren beispielsweise Syndikalisten, Autonome und gewaltfreie Anarchisten eine Diskussion, bei der man annehmen könnte, wir stünden inmitten heftigster gesellschaftlicher Umwälzungen und unmittelbar vor dem Triumph der Revolution. Da wird die Frage nach der reinen anarchistischen Gewerkschaftsarbeit ebenso thematisiert wie das Problem, eine Revolution durchzufuhren, ohne jemandem weh zu tun. Lupenreine Wege sind gefragt, widerspruchsfreie Reinheit wird gefordert. Da geht es um die Reinerhaltung der Beschlüsse des CNT-Kongresses von Zaragoza aus dem Jahre 1936 und ob man an Betriebsratswahlen teilnehmen soll oder nicht — und das bei anarchistischen >Syndikaten<, deren Ortsgruppen bei uns auch schon mal aus drei Studenten bestehen, und deren Praxis sich in Spanienveranstaltungen und gelegentlichen Spaltungen erschöpft... Da wird seit Jahren viel Energie auf eine sogenannte >Gewaltfrage< verschwendet und ob man einen Pflasterstein aufheben dürfe oder nicht und wohin man ihn werfen darf und wohin nicht. Das geht dann so weit, daß gewaltfreie Libertäre mit einer Menschenkette die Wasserwerfer der Polizei vor gewalttätigen Demonstranten schützen...

Ich möchte nicht falsch verstanden werden: Die Arbeit, die bei uns organisierte Gruppen wie die Anarchosyndikalisten, die Gewaltfreien oder auch die Autonomen leisten, ist wichtig und wird mit anerkennenswertem Engagement geführt. Die Frage ist nur, ob die Debatten, die Theorien, die Polarisierungen die richtigen sind. Wieweit sich Anarchisten nicht selber ihr eigenes Ghetto — durch Sprache, Habitus, Aktionsform und Weltfremdheit — immer wieder neu schaffen und was ihre Praxis eigentlich mit dem Leben zu tun hat. Mit dem Leben der >anderen< Menschen und dem der Anarchisten selber.

Mehr noch: muß es bei Anarchisten einen Konsens geben? Und wenn ja, warum muß sich dieser Konsens auf die Aktionsformen beziehen, auf

6) Auch in Deutschland wehen frische Winde. Wer genügend Phantasie und Begeisterung hat und ernsthaftes Interesse und persönliches Engagement für ein entsprechendes Projekt entwickeln kann, der ist aufgefordert, sich an mich zu wenden (Adresse im Anhang). Es sind Projekte in Vorbereitung, die natürlich erheblich anders aussehen als *Huehuecoyotl* aber auf den gleichen Überlegungen aufbauen, wie sie in diesem Kapitel dargestellt werden. Vorsicht! Hier geht es aber nicht um ein weiteres, unterhaltsames Buch sondern um persönliches Engagement.

ziemlich abstrakten Begriffen herumreiten? Und: sind die Wege, Taktiken und Vorbilder, die allesamt gut und gerne fünfzig Jahre auf dem Buckel haben, heute überhaupt *so* anwendbar?

Ich denke, eine syndikalistische > Freie Arbeiter Union<, die keine Gewerkschaft ist sondern, ein Zusammenschluß von Leuten, die den Anarchosyndikalismus gut finden und ihn gleichzeitig als *den* richtigen Weg vehement verteidigen, liegt ebenso neben dem wirklichen Leben wie die Blauäugigkeit mancher >Graswurzler<[7], die glauben, es gäbe kein größeres Problem als die Gewaltfreiheit und dabei ernsthaft annehmen, die Herrschenden würden eines Tages abtreten, ohne die Machtfrage auf ihre Weise zu stellen.

Statt dessen meine ich, daß solche und viele andere Fragen, die heute zur Debatte stehen, müßig sind, denn sie sind nicht eindeutig zu beantworten. Man kann kiloweise Argumente für und gegen die unterschiedlichen traditionellen anarchistischen Strategien anhäufen, und genau das wurde in Deutschland in den letzten Jahren ausgiebig gemacht. Nur: was soll's? Eine Fraktion kann der jeweils anderen stichhaltig nachweisen, daß der andere Weg ins Verderben, der eigene zur Anarchie fuhrt. Und umgekehrt. Das ist fruchtlos, denn einerseits sind Anarchisten überwiegend Dickköpfe, die für gegenseitige Missionierung denkbar schlecht geeignet sind, und andererseits gehen solche Konflikte an der Realität von sechzig Millionen Menschen vorbei, die andere Sorgen haben. Wie kommt es denn, daß eine Bewegung wie die Libertären in der BRD, die sich in den letzten 15 Jahren mindestens verzehnfacht hat, so wenig Einfluß auf das Leben in diesem Lande ausübt - auf soziale Bereiche, Kultur, Wirtschaft, das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen? Zwar stellen die wenigen organisierten Strukturen des bundesdeutschen Anarchismus nur einen kleinen Teil der Bewegung dar und es gibt — innerhalb wie außerhalb dieser Strukturen! — Leute, die neue, unorthodoxe Wege gehen, aber sie sind noch immer die Ausnahme.

Ich habe überhaupt keine Angst vor einer bunten anarchistischen Bewegung, die verschiedene Wege ausprobiert und auch geht. Genau das sollte Anarchismus ja sein: die Möglichkeit von Gemeinsamkeit in der Vielfalt. Die parallele, vernetzte, aber nicht gleichmacherische Existenz verschiedener Formen. Und wenn Anarchisten solches Verhalten hier und heute nicht einüben, erlernen - wann sollten sie es je tun? Anarchistische Toleranz ist kein Wischiwaschi-Schlagwort zur Überdeckung von Widersprüchen und zur Verwässerung der Revolution, sondern ein grundlegender Bestandteil des Anarchismus überhaupt, ohne den nichts geht.

Genau hier setzt der >frische Wind< im Anarchismus an. Eine Art von Anarchismus, der sich nicht in eine der gängigen Schubladen stecken läßt, der nicht als syndikalistisch oder pazifistisch, nicht als anarchokommunistisch oder -kollektivistisch, als individuell oder subkulturell etikettiert werden kann - der eher von all diesen Adjektiven etwas hat und noch eine Menge Neues obendrein. Dabei ist diese neue Tendenz alles andere als ein bloßer Mischmasch all dessen. Eher so etwas wie die praktische Nutzanwendung verschiedener libertärer Ideen, Strategien und Erfahrungen auf das banale, tägliche, konkrete Leben.

Natürlich ist das nichts Neues. Nicht erst seit gestern denken Anarchisten über mehr Praktikabilität nach, nicht erst seit gestern wirken Anarchisten im lebendigen Alltag. Auch nicht in Deutschland. Neu ist

7) Die Adressen verschiedener Organisationen und Gruppen sind im Anhang aufgeführt.



Der Anarchismus lernt wieder, konstruktiv zu sein: Hausbau bei »Huehuecoyotl«

aber, daß diese Tendenz im Vormarsch ist und sich nach vierzig Jahren Leerlaufund fünfzehn Jahren Euphorie[8] mehr und mehr durchsetzt. Zumindest stehen überall die Zeichen auf Selbstkritik, auf Erkennen der eigenen Grenzen und dem Entwickeln neuer Ideen. Man kann sich nicht 15, 20 Jahre lang in die eigene Tasche lügen und gelegentliche Erfolge zu großen Siegen hochstilisieren. Daß die Bewegung überwiegend tendenzielle Rückzugsgefechte führt, wird dabei nur allzu leicht vergessen: Man kämpft nicht für eine freie Gesellschaft, sondern gegen ein Atomkraftwerk, gegen mehr Raketen, gegen die Startbahn West oder gegen den weiteren Abbau von Rechten... Daß die Bewegung - bei uns und anderswo - 15 Jahre nach ihrer Wiedergeburt und nach den verschiedenen notwendigen Phasen ihrer Stabilisierung und Selbstfindung heute überwiegend in strategischen Sackgassen steckt, wird mehr und mehr auch dem genialsten Theoriefreak und dem militantesten Streetfighter klar. Von Buchmesse zu Buchmesse Papier zu produzieren oder sich von Aktion zu Aktion hangeln, um immer wieder auf dem Bauch zu landen, bringt's halt auf Dauer nicht. Besser gesagt: es bringt uns der Verwirklichung einer anarchistischen Utopie nicht näher.

Daß dies zunehmend erkannt wird, ist hoffnungsvoll, denn es macht den Blick frei für die Suche nach neuen Wegen.

Auch auf theoretischer Ebene ist jener >frische Wind< nicht ganz so neu. Dieser undogmatische, praktische Anarchismus hat indes keinen Namen; frühere Denker haben ihn etwas unbeholfen >*Anarchismus ohne Adjektive*< genannt und damit gemeint, daß sie auf Beiwörter wie kollektivistisch, kommunistisch, individualistisch, syndikalistisch lieber verzichten wollten. Sie meinten, daß solche lähmenden Streitereien wie beispielsweise der zwischen kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten um die Jahrhundertwende ein Streit um Kropotkins und Bakunins Barte war. Um Dinge, die in der Realität gar nicht auf der Tagesordnung standen und

8) Euphorie = blinde Begeisterung, Hochstimmung

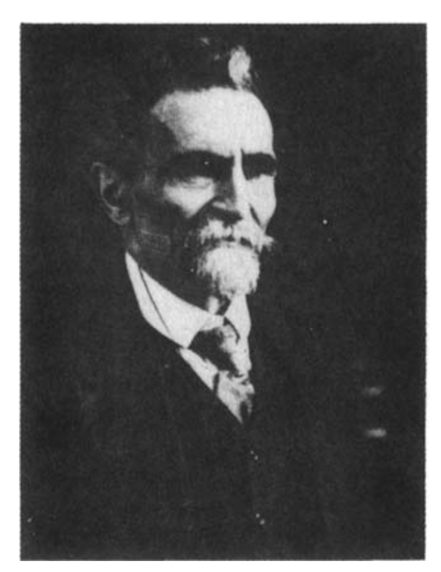
bestenfalls >nach der Revolution< zu lösen gewesen wären. Ironischerweise hat die Praxis - so die spanische Revolution - dann auch gezeigt, daß zwischen diesen angeblich unversöhnlichen Grundsatzfragen wie beispielsweise der Güterverteilung in der anarchistischen Gesellschaft, im wirklichen Leben der Revolution kaum Probleme auftauchten. Es fanden sich ganz toll funktionierende Mischformen — auch ohne Theorie.

Zu den bekanntesten Vertretern des >Anarchismus ohne Adjektive< gehörten zum Beispiel Errico Malatesta[9], und Elisee Reclus, Tarrida del Marmof und Max Nettlau[9], aber auch der hierzulande noch recht unbekannte und zu entdeckende Buenaventura Durruti[10] - jener Durruti, der hinter dem Heldenidol steht.

Anarchisten beginnen also wieder, ihre Umwelt zu entdecken. Den Alltag. Die naheliegenden Dinge. Sie schauen vom Horizont auch mal wieder vor ihre Füße und entdecken erstaunt, daß es da auch Konflikte, Probleme, Anarchismen gibt. Sie beginnen, das >Geheimnis< wiederzuentdecken, das die wenigen großen und zeitweise erfolgreichen anarchistischen Experimente auszeichnete, nämlich die Verwurzelung in den Herzen und Köpfen der Menschen. Vieler Menschen. Der Nachbarn und Kollegen, der Freunde und Bekannten.

Alltag? Kleinkram? Ist das nicht Verrat an der Revolution? Lauert da nicht der Reformismus?

Die Anarchisten von Chicago, die vor 100 Jahren kämpften und hingerichtet wurden, würden nach der gestrengen Meßlatte mancher westdeutscher Anarchos glatt als Reformisten durchgehen, ebenso wie die spanischen Anarchosyndikalisten, die sich vor 50 Jahren gegen Franco erhoben und eine Revolution in Gang setzten. Wofür haben die Anarchisten von



Errico Malatesta

Chicago gekämpft? Für den Achtstundentag! Wie der DGB... Nur-sie haben a n d e r s dafür gekämpft: in einem revolutionären Zusammenhang, als anerkannter und aktiver Teil einer tatsächlichen Bewegung, verankert in der Alltäglichkeit der Mitkämpfer, Mitläufer und Betroffenen; und das alles innerhalb einer anarchistischen Gesamtstrategie. Ähnlich in der spanischen Revolution, die nicht

9) Errico Malatesta (ital. Anarchist), einer der Haupt-Aktivisten der italienischen libertären Bewegung, der sowohl als Theoretiker und Praktiker auch im Ausland große Bedeutung erlangte; zunächst Anhänger des bewaffneten Kampfes, dann des Syndikalismus propagierte er nach dem 1. Weltkrieg mehr und mehr eine undogmatische Synthese verschiedener Formen.

- Fernando Tarrida del Mármlo (span. Anarchist) vertrat als Sprecher der Gruppe *Benevento* auf dem Pariser Anarchistenkongress von 1889 zum ersten Mal die Idee des *anarquismo sin adjetivos.*

- Max Nettlau (österr. Anarchist) ist als bedeutendster Historiker des Anarchismus bekannt, vertrat aber auch eigenständige Meinungen zur Anarchie, die er 1927 in der >Eugenik der Anarchie< (s. Bibliographie am Ende des Kapitels) veröffentlichte.

10) Vergleiche Kapitel 5 in diesem Buch



Max Nettlau

1936 begann, sondern vierzig Jahre vorher. Ihr Erfolgsgeheimnis liegt vor allem darin, daß sich die CNT nicht zu fein war, neben ihren bewundernswerten Aufstandsversuchen und Generalstreiks auch jahrelang banale, kleinkarierte, nachbarschaftliche und betriebliche Alltagsarbeit zu leisten. Dreckarbeit. Reformistischer Kleinkram, wenn man jeden Teil für sich betrachtet und die Meßlatte der reinen Lehre anlegt.

Daraus kann man lernen, daß es ein Zeichen theoretischer Borniertheit ist, wenn man soziale Bewegungen einzig an den Phänomenen ihrer Einzelteile mißt. In der Biologie gibt es den Begriff vom *Phänotyp.* Also so, wie etwas von außen aussieht. Und den *Genotyp,* also, wie etwas aufgebaut ist, wie es sich entwikkeln wird. Ähnlich kann man sich auch soziale Bewegungen vorstellen. Nicht alles, was auf den ersten Blick revolutionär aussieht, muß auch revolutionär sein und nicht alles, was nach Reformismus riecht, muß reformistisch funktionieren. Militanz muß nicht unbedingt revolutionär sein, bloß weil sie für viele Menschen so hübsch nach >action<, Barrikaden und Heldenmut schmeckt. Friedfertigkeit muß nicht automatisch reformistisch bleiben, bloß weil die meisten Reformisten auch friedfertig sind. Kommunen und Kooperativen können ein System stützen oder stürzen, dasselbe gilt für Gewerkschaften. Gewaltloser Kampf kann zum steril-religiösen Ritual verkommen oder aber der entscheidende Hebel zur Überwindung des Systems sein. Und militanter Kampf kann faschistische Strukturen zerstören oder aber erst hervorrufen; oftmals ist er auch nur eine leere, symbolische Geste, die *de facto* überhaupt nichts verändert. Es bringt also nichts, wenn wir soziale Bewegungen nur nach ihrem äußeren Erscheinungsbild beurteilen. Solange wir nur den *Phänotyp* im Auge haben und den *Genotyp* nicht berücksichtigen, können wir überhaupt keine Aussage darüber treffen, ob diese oder jene Form sozialer Kämpfe revolutionär ist oder nicht. Es ist unsinnig, sich freiwillig in das Korsett gängiger Definitionen, Vorurteile und Schemen zu begeben und seine Praxis als Anarchist danach auszurichten, was gängigerweise als revolutionär oder reformistisch eingestuft wird — eben nach dem *Phänotyp.*

Darum ist gerade das Beispiel Mexiko so interessant: hier hat es beide Arten von anarchistischer Praxis - getrennt oder vermischt - gegeben, und beide sind bisher gescheitert. Der Aufstand mit revolutionärem Pathos ebenso wie die Verbreitung der Ideen im Bewußtsein der Menschen. Die neuen Ansätze, die heute weltweit in der Debatte sind, bemühen sich, aus beidem zu lernen. Es wird darauf ankommen, die verschiedenen Tendenzen und Ansätze listig zu kombinieren und den Situationen entsprechend einzusetzen. Dogmen können da nur hinderlich sein. *Huehuecoyotl* ist ein Beispiel

dafür, daß es andere Wege geben kann.

Natürlich kann man mit Fug und Recht sagen: Das, was die Mexikaner nach dem Erdbeben da gemacht haben, ist Caritas. Das können die Kirche und das Rote Kreuz sowieso viel besser. Das ist wahr und gleichzeitig ein Irrtum. Wahr, wenn wir nur den *Phänotyp* dieser einen Aktion betrachten und alles andere außer acht lassen, was sonst noch geschieht und worin diese eine Tat eingebettet ist wie in ein Gesamtkonzept. Die jungen mexikanischen Genossen sind in aktuellen Kämpfe sicher ebenso engagiert wie die westdeutschen Anarchos, nur - sie tun es nicht isoliert als Anarcho-Grüppchen oder Einzelkämpfer mit einem riesigen ideologischen Etikett auf der Brust, wie viele — zu viele — hierzulande. Sie richten ihre Arbeit tendenziell darauf aus, daß immer mehr >normale Menschen< sie verstehen (indem sie sehen, be-greifen) und mitmachen. Nur so kann man überhaupt einmal berechtigt die Hoffnung haben, daß all die mutigen Einzelkämpfe, Aufstände und Revolten der Anarchisten sich eines Tages so zuspitzen, daß sie alte Systeme endgültig überwinden und neuen, libertären Platz machen. Das ist aber nur dann zu erreichen, wenn die Kämpfe nicht mehr nur die von isolierten Anarchisten sind, sondern wenn die ganz >normalen Menschen < mitziehen. Oder, was noch schlimmer ist, wenn die Anarchisten bei den Kämpfen der >normalen Menschen< isoliert am Rande stehen, weil sie nicht akzeptiert sind oder ein Haar in der Suppe gefunden haben. Ob diese Kämpfe dann syndikalistisch, militant, gewaltfrei, gegenkulturell, subversiv, alternativ oder sonstwie sein werden, ist keine Frage, über die wir uns heute streiten oder an der wir uns heute spalten müssen. Vermutlich wird es sehr viele verschiedene Formen nebenund hoffentlich miteinander geben, und möglicherweise werden sich ganz neue Arten des sozialen Kampfes entwickeln, die von all jenen Formen Anleihen machen. Die Hoffnung aber, sie mögen mit einem Minimum an Gewalt auskommen, wird um so wahrscheinlicher, je mehr Menschen dahinterstehen und diese Kämpfe aktiv mit tragen.

Volkstümlichkeit in einem durchaus positiven Sinne ist also eines der Zauberwörter, das jener neue > Anarchismus mit dem frischen Wind< wieder aufgegriffen hat. Ein Wort, das in Deutschland zugegebenermaßen einen muffigen, romantisierenden Klang hat. Daß viele Anarchisten hierzulande mit diesem Begriff Probleme haben, liegt auch an dem Zynismus, der viele >altgediente Genossen< mit den Jahren befallen hat: »Unsere Ideen sind zwar Spitze, aber niemand will sie, also sind die Leute sowieso doofe Spießer, die's nicht besser verdient haben.« Man sollte sich lieber fragen: Wann und wo wurde ernsthaft versucht, im positiven Sinne >volkstümlich< zu werden? Wurde hierfür nach dem Krieg je eine durchdachte, intelligente, anwendbare Strategie entwickelt? Wurde jemals auf die >normalen Menschen < zugegangen, hat man ihnen jemals die Tür geöffnet, um einen Zugang zum Anarchismus zu finden? Es ist schon komisch: wenn von Spanien die Rede ist, kriegen westdeutsche Anarchos feuchte Augen angesichts der Popularität des Anarchismus dort, aber bei uns sind die >einfachen Leute< immer noch bäbä. Der überzeugendste Beweis hierfür ist immer noch, daß es seit 1945 in Deutschland über 500 verschiedene anarchistische Zeitungen gegeben hat, von denen ganze drei jemals versuchten, für >normale Menschen<, das heißt für Nicht-Anarchisten zu schreiben. Zur Zeit erscheinen etwa zwei Dutzend Anarchoblätter, aber keines davon schreibt für die



Der Anarchismus wird bunt sein, oder er wird nicht sein: Kinder von »Huehuecoyotl«

>Frau Nachbar<, für die Anarchie angeblich machbar sein soll.

Der zeitgenösssische Anarchismus bei uns bietet den Menschen kaum einen Zugang zur Anarchie. Er ist nicht einmal in der Lage, die Ideen >volkstümlich< zu formulieren, geschweige denn, sie so vorzuleben, daß diese >gelebte Anarchie< für einen Durchschnittsmenschen attraktiv wäre. Der Normalfall ist leider immer noch der, daß die Menschen ausgesperrt werden und die Anarchisten hernach über die dummen Spießer schimpfen, die nichts kapieren wollen. Ich würde sagen: können.

Um zu dieser Volkstümlichkeit zu gelangen, ist es ein weiter Weg, und er liegt voller Stolpersteine. Eine Gefahr besteht darin, die Zuwendung zum Alltag mit allzu großer Gründlichkeit zu vollziehen und darüber den Blick auf große Entwicklungen, Kämpfe und Zusammenhänge zu verlieren. Das würde dann wirklich Reformismus und Caritas. Oder aber: Projekte wie Kooperativen und Kommunen werden ökonomisch erfolgreich, und ihre Mitglieder bekommen Spaß am Geldverdienen. Dann verkommen sie in kürzester Zeit zu politisch völlig sterilen Unternehmungen, die das System bestens verkraften kann, die es unter Umständen sogar stützen. Viele Genossenschaften in Deutschland oder auch Amerika, die heute Teile des Systems sind, haben dereinst mit dem Anspruch der Revolution begonnen. Gefährlich wird es auch, wenn neue Projekte ein Zugeständnis nach dem anderen machen und sich so, ohne es recht zu merken, ins System integrieren. Das kann die Beteiligung am Parlamentarismus ebenso sein wie die Abhängigkeit von >Staatsknete< oder die Tendenz, den wirklichen Spießern nach dem Maul reden zu wollen. Auch die häufige Tendenz, sich in Freiräumen und Nischen einzuigeln, sein >privates Paradies< zu pflegen und sich vom Rest der Welt einschließlich der nächsten Nachbarn

zu isolieren, ist etwas, über das der Staat froh sein kann.

Wie gesagt: eine Menge Stolpersteine, aber keine, die man nicht überwinden könnte. Hindernisse sind dazu da, daß man sie aus dem Weg räumt, nicht, daß man vor ihnen erschrickt und die Hände in den Schoß legt.

Noch einmal zurück zum Beispiel Mexiko: Die christlichen Basisgemeinden in Lateinamerika praktizieren seit Jahrene etwas Ähnliches, was die Anarchisten von *Huehuecoyotl* hier zum erstenmal zaghaft probieren. Die Basisgemeinden sind darüber groß, stark und populär geworden. Wenn man nur die Phänomene im Auge hat, könnte man sagen: *Huehuecoyotl* = Basisgemeinde. Bei aller Sympathie für das eine oder andere P h ä n o m e n in der Praxis der Basisgemeinden, werden sie dennoch nie im anarchistischen Sinne revolutionär sein; da seien der Heiland und der liebe Gott davor... Beide haben nämlich einen völlig anderen *Genotyp.* Wenn man das Beispiel *Huehuecoyotl* nämlich in seinen revolutionären Zusammenhang stellt, sieht die Sache schon ganz anders aus: was wäre wohl, wenn Anarchisten weltweit seit 1945 Ähnliches versucht hätten wie die Basisgemeinden, und zwar darüber hinaus mit revolutionärer Zielsetzung innerhalb einer revolutionären Strategie, die sich nach den jeweiligen Gegebenheiten der einzelnen Länder gerichtet hätte...? An dieser Stelle möchte ich die geneigten Leser mit ihrer Phantasie alleine lassen, nicht ohne zu bemerken, daß es nie zu spät ist anzufangen[11].

11) Siehe Fußnote 6 in diesem Kapitel!

Bücher

- **Barbara Beck/Horst Kurnitzky, *Zapata. Bilder aus der Mexikanischen Revolution,* 159 S., Wagenbach Verlag, Berlin**
- **David Poole/ Jochen Schmück, *Die Mexikanische Revolution,* 45 S., Libertad Verlag, Berlin**
- **Dittmar Dahlmann, *Machno und Zapata. Ein historischer Vergleich,* in: >Schwarze Tinte< Nr. 2, An-Archia-Verlag, Wetzlar (Vorstellung d. Dis sertation)**
- **Roel van Duyn, *Die Botschaft eines weisen Heinzelmännchens. Das. politische Konzept der Kabouters,* 96 S., Jugenddienst-Verlag, Wuppertal**
- **P. M., *bolo'bolo,* 201 S. Verlag Paranoia City, Zürich**
- **Errico Malatesta, *Gesammelte Schriften, Bd. 1,* 184 S., Karin Kramer Verlag, Berlin**
- **Max Nettlau, *Die Eugenik der Anarchie,* 205 S., Verlag Büchse der Pandora, Wetzlar**



Neun Nachbemerkungen

1. Dieses Buch hat nicht den Anspruch der Objektivität. Es ist parteiisch. Am ehesten kann man es als eine Wiedergutmachung an hundertfünfzig Jahren Unrecht vertstehen, die den Anarchisten in der Literatur widerfahren ist — als Gegengift gegen eine ganze Tradition der Verleumdung.

2. Dieses Buch ist ebensowenig ein wissenschaftliches oder historisches Werk. Völlig frei von Ambitionen dieser Art ging es mir einzig darum, ein unterhaltendes Sachbuch zu schreiben. Darum gibt es auch keine ellenlangen Fußnoten, Zitate oder Quellenangaben.

3. Dennoch ist der Inhalt dokumentier- und belegbar. Die Vorgänge haben sich so oder ähnlich abgespielt. In den Anekdoten wurden Details wie Uhrzeiten, Wetterlage oder auch einzelne Personen frei erfunden. Das ist das Vorrecht der Schriftsteller.

4. Leute, die Fehler finden, die etwas besser wissen oder Kritik üben möchten, dürfen das gerne tun, ohne daß ich deshalb beleidigt wäre. Im Gegenteil!

5. Statt wissenschaftlicher Fußnoten habe ich es vorgezogen, Fremdwörter, Abkürzungen oder wenig bekannte Begriffe zu erklären, damit alle Leser das Buch verstehen können.

6. Ich hoffe sehr, daß viele Leser neugierig werden und mehr wissen wollen. Darum am Ende eines jeden Kapitels die Literaturangaben, die zum weiterlesen verführen sollen.

7. Ebenfalls zur Erhöhung des Gebrauchswertes dient die Adressenliste: damit das Gelesene nicht nur konsumiert, sondern auch praktisch umgesetzt werden kann...

8. In diesem Buch kommen keine Frauen vor — jedenfalls nicht als Heldinnen. Das tut mir leid, aber ich kann nichts dafür. Man wird wohl um die Feststellung nicht herumkom men, daß auch die anarchistische Bewegung — trotz ihrer glühend-globalen Freiheitsliebe - die Befreiung der Frau in ihrer eigenen Praxis nie sonderlich ernst genommen hat. Jedenfalls war der klassische Anarchismus überwiegend eine Männerbewegung, und die wenigen rühmlichen Frauengestalten bilden hierzu die Ausnahme. Meine Hoffnungen gehen einerseits dahin, daß die neue »anarcha-feministische« Bewegung hier endlich unverkrampft aber wirksam für andere Zustände sorgt und daß andererseits sich jemand finden möge, der in dieser oder ähnlicher Art ein Buch über Frauen und Anarchie schreibt. Es gibt viel zu entdecken!

9. Zu der modischen Variante, mein Buch in grammatisch-emanzipierter Gleichberechtigungsform zu schreiben, habe ich mich nicht durchringen können, obgleich ich es ernstlich erwogen habe. Das scheiterte schon am Titel, der dann hätte heißen müssen: »Leben ohne Chefinnen und Chefs und Staat - Träume und Wirklichkeit der Anarchistin nen und Anarchisten«. Man/frau möge mir stattdessen abnehmen, daß ich bei allen maskulin geprägten Neutralformen sowohl Frauen wie Männer, Anarchistinnen wie Anarchisten, Menschinnen wie Menschen gemeint habe und niemanden diskiminieren will.

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt: Karlhans Frank, der mir Mut machte, dieses Buch zu schreiben. Meinem weisen Verleger, der mich in Ruhe arbeiten ließ. Justo Mendoza, der mir wertvolle Hinweise über Simón Radowitzky gab und mich im Internationalen Institut für Sozialgeschichte von Amsterdam geduldig betreute. Heiner M. Becker, der mich in vielen Details der Anarchogeschichte fachkundig ins Bild setzte und mit mir frei über die Intimitäten von Most und anderen anarchistischen Größen plauderte. Andreas Müller, dem Don Quichotte des Dortmunder Lokal anarchismus, der keine Mühen scheute, mich mit Dokumenten zu versorgen. Sandra und Alberto aus Mexiko, die bei ihrem Besuch in Wetzlar das Bild von Huehuecoyotl angenehm abrundeten. Silvia, Laura, Rubén und den anderen Freunden der Comunidad del Sur, die mir viele Anregungen für dieses Buch und fürs Leben gaben. Abel Paz, dem Durrutikenner, für seine Hinweise und Vorarbeiten. Den namenlosen Mitarbeitern des »Anarchiv« in Wetzlar, dank deren Arbeit ich Dokumente und Bilder finden konnte. Meinem Bruder Klaus, der meine Nervigkeit ertrug und trotzdem die vielen schönen Repros zustande brachte. Ute und Luisa für ihre Hilfe und ihr Verständnis sowie meinem Sohn Till, der während der Arbeit die tollsten Bilder malte und für Saft, Kaugummi und Abwechslung sorgte.

Außer Materialien aus dem anarchistischen Dokumentationszentrum »Das Anarchiv« wurden in diesem Buch Materialien aus Privatsammlungen verwendet sowie aus dem Stadtarchiv Dortmund, dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, dem Osteuropa-Institut in Gießen sowie dem Centro de Investigaciones y Estudios Historicos Sociales in Barcelona.

Bildnachweis

Die in diesem Buch verwendeten Fotos und Illustrationen stammen aus dem Bildarchiv des Anarchitischen Dokumentationszentrums (46), Sammlung Heiner Becker (21), Sammlung Andreas Müller (2), IISG Amsterdam (8), Stadtarchiv Dortmund (2), Sammlung Osvaldo Bayer (4), Sammlung Huehuecoyotl (7), Rivista Anarchica (1), Chronik Verlag (2), Sammlung Comunidad del Sur (8).



Jeder kennt das meistgesprayte Zeichen der Welt. Jeder denkt sich: aha, Anarchie! Wer aber weiß, was das ist? Die übliche, blödsinnige Gleichsetzung mit Bombenlegern, Chaos und Gewalt hat mit Anarchismus nichts zu tun. Lebendig und selbstkritisch werden in diesem Buch Geschichte, Legende, Ziele und Auswirkungen jener "radikalen Utopie von der großen Freiheit" dargestellt, die, tausendmal totgesagt, immer wieder aufs Neue fasziniert. Im Gegensatz zu den meisten Anarchismus-Büchern bleibt der Autor nicht in der Historie stehen, sondern gewährt auch Ausblicke auf Gegenwart und Zukunft. Nicht als trockener Schinken, sondern spannend wie ein Krimi, informierend wie der Brockhaus und moralisch wie die Bibel - und das alles in einem!

Stimmen zum Buch:

»Kein politisches Sachbuch, kein Roman, kein Geschichtswerk, sondern eine leichtverständliche Mischung aus Story, Geschichte und Moral.« - stern -
»Das Listige ist dabei, daß man nach der Lektüre dieses Buches, das durchaus auch literarische Qualitäten hat, ohne es recht zu merken, die ganze anarchistische Philosophie mitbekommen hat.«- Peggy Parnass -
»Ich habe mich gut unterhalten, habe dazugelernt und mich gefreut über einen Autor, der unumwunden erklärt: ›Ich mag Anekdoten sehr.‹ So optimistisch ansteckend kann nur ein in der Wolle gefärbter Anarchist sein... Das zwanzigste Jahrhundert kennt nur eine einzige wahre Heldengeschichte, die Story von den Anarchos, die bisher noch jeden Kampf verloren haben, aber nie besiegt worden sind.«- Gerhard Zwerenz -

Horst Stowasser, Jahrgang 1951, lebt als freier Schriftsteller in einem libertären Großprojekt in Südwestdeutschland. Mit 15 bekam er seine erste Akte bei der politischen Polizei. In Südamerika, wo er zur Schule und ein paarmal in den Knast ging, fand er Zugang zur Ideenwelt des Anarchismus. Nach Studium, Weltreisen und diversen Jobs widmete er sich der Herausgabe von Zeitschriften und verfaßte mehrere Bücher zu anarchistischen Themen sowie einige Kilo "radikaler Gebrauchsprosa", die ihn auch in Deutschland hinter Gitter brachten. 1971 begann er mit dem Aufbau des "An-Archivs", eines anarchistischen Dokumentationszentrums, das in seiner Art in Deutschland einmalig ist.